Heinrich Heine's

Biographie

von

G. Karpeles.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1885.

Biographie.

I.

Der Stammbaum der Familie Heine ist kein alter; zum Mindesten lassen sich seine Spuren nicht weit verfolgen, sie reichen nur bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und es erscheint als Ahnherr der Familie der jüdische Kaufmann Heymann Heine, in Hannover ansässig, welcher eine Tochter des wohlhabenden Kaufmannes Meyer Simon Popert zu Altona heirathete. Dieser Ehe entsprossen sechs Söhne und zwei Töchter. Aber dieser Kindersegen war und blieb der einzige Reichthum der Familie, und nach dem Tode Heymann Heines zog die Wittwe nach Altona, wo sie sich mit ihrem Schwager Bendix Schiff verheirathete, welcher seinerseits gleichfalls sechs Kinder in die Ehe brachte. Sämmtliche Söhne erster Ehe hatten bei dem spärlichen Einkommen der Eltern eine mühevolle Jugend durchzumachen, sie verließen deßhalb früh das elterliche Haus und gründeten sich auswärts eine neue Heimat. Der Älteste, Isaak, ging nach Frankreich, wo er in Bordeaux sich verheirathete, dort einen Kleinhandel betrieb, und mit Noth und Sorgen seine sechs Kinder groß zog. Der inzwischen reich gewordene Bruder Salomon ließ seine Söhne nach Hamburg kommen, welche unter der strengen Obhut ihres Onkels sich dem Kaufmannsstande widmeten und später das weltberühmte Banquierhaus Armand & Michel Heine in Paris gründeten. Der zweite Sohn, Samson, Vater des Dichters, zog nach Düsseldorf; auf ihn werden wir später zurückkommen. — Der dritte oben erwähnte Salomon war sehr früh als Lehrling in das Bank- und Wechselgeschäft seines Verwandten Popert gekommen und hatte es durch Fleiß und Tüchtigkeit zum Banquier und Millionär gebracht, der in seiner zweiten Vaterstadt Hamburg wegen seiner großen Wohlthätigkeit in seinen Werken heute noch fortlebt. Seine sechs Kinder sind alle früh gestorben und haben kaum die mittlere Lebensdauer erreicht. Sein Sohn Carl, der Nachfolger des Hamburger Banquierhauses, heirathete eine Französin, Cecilie Furtado und so ist die Wittwe Frau Heine-Furtado in Paris, nebst den Nachkommen Isaak Heines, der französische Zweig der Familie. Der vierte, Meyer, zog nach Schwerin, wo er in glücklicher Ehe drei Kinder zeugte, von denen zwei Söhne sich eine geachtete Stellung als Mediziner erwarben. Der fünfte, Samuel, starb frühzeitig und blieb unverheirathet. Der sechste, Henry, der jüngste der Brüder, hatte studiert, doch widmete auch er sich dem Kaufmannsstande, und gründete sich in Hamburg eine angesehene Stellung als

Wechselmakler. Von seinen drei Kindern lebt nur noch eine Tochter als Gattin eines Frankfurter Millionärs.

Samson Heine, der Vater des Dichters, am 19. August 1764 zu Hannover geboren, nach seiner Verheirathung dem Kaufmannsstande angehörig, machte in seinen Jugendjahren den Feldzug in Flandern und Brabant mit, in der Eigenschaft eines Proviantmeisters des Prinzen Ernst von Cumberland, mit Offiziersrang; so kam er in seinem Kriegsleben auch nach Düsseldorf und dieser Aufenthalt entschied seine ganze Zukunft. —

Die Familie van Geldern, deren Stammvater Isaak van Geldern, war um das Jahr 1700 aus Holland in Deutschland eingewandert. Isaak war ein reicher Mann, der sein Vermögen noch durch bedeutende Geldgeschäfte vermehrte, der zugleich aber auch ein warmfühlendes Herz für die Leiden seiner damals noch unterdrückten Glaubensgenossen hatte und eine Verbesserung ihres Looses anstrebte. Das „van" seines Namens verdankt derselbe wohl kaum einem Adelsdiplom, obwohl bereits im Anfange des 17. Jahrhunderts adlige Juden in Holland lebten und sogar hohe Staatsämter bekleideten.

Erst in Deutschland scheint das „van" in „von" umgewandelt worden zu sein. Wir begegnen ihm zuerst in einem Aktenstück, welches für die Bedeutung der Familie charakteristisch ist. In demselben ernennt der Kurfürst Karl Philipp im Jahre 1727 den Sohn Isaaks, Lazarus van Geldern, zu seinem Hoffaktor.

Peira van Geldern, Heine's Mutter, die ihren Namen später in Betty umwandelte, wurde als Tochter des Lazarus van Geldern am 27. November 1771 zu Düsseldorf geboren. Sie hatte eine treffliche Erziehung im elterlichen Hause genossen, sprach englisch und französisch so geläufig wie ihre Muttersprache und las die hervorragendsten Dichterwerke beider Nationen im Original. Rousseau und Goethe waren ihre Lieblingsschriftsteller. Ihr klarer Geist und ihr poetisches Gemüth sind am deutlichsten aus einer Correspondenz zu erkennen, die aus ihrem 24. Lebensjahre datiert und die uns einen tiefen Einblick in ihren Charakter wie in ihre ideale Lebensanschauung gewährt. Zugleich klingt aus denselben der tiefe Schmerz um die Leiden des Vaterlandes wieder. „Nur der Schwache," heißt es in einem dieser Briefe, „muß sich auf das große, dennoch aber schwankende Rohr, Etikette, stützen. Obgleich ich mit einem alltäglichen Gesicht und Figur auch einen alltäglichen Geist verbinde, so fühle ich dennoch die Kraft, mich über die Chimären: Vorurtheil, Convenienz und Etikette hinauszuschwingen und nur den Wohlanstand als die einzige Grenzlinie zu betrachten, um mich alsdann freiwillig unter den Schutz der Religion und Tugend zu begeben. Ich hoffe, Sie werden diese Art zu denken, billigen; sollte es nicht sein, so bitte ich um eine freundschaftliche Zurechtweisung."

Und wie rührend klingt unter all den ungrammatikalischen und unorthographischen Klagen und Sentenzen dieser in hebräischen Lettern geschriebenen Correspondenz des vierundzwanzigjährigen Mädchens der philosophische Satz: „Gewisse Leute ihr Glück und Unglück hängt weit mehr an ihren Empfindungen als an deren Bewegungsgründen.“

Peierche von Geldern war eine kleine, anmuthige, zierliche Erscheinung von aufgewecktem Geiste und umfassender Bildung; natürlich wurde sie der Liebling der Familie und von vielen Freiern umworben. Unter diesen fiel ihre Wahl auf Samson Heine, den im Sommer 1796 ein Empfehlungsbrief in das van Geldern'sche Haus einführte. Ein schöner, stattlicher Mann, gewandt im Umgange, von redlicher Gesinnung und ernsten Strebens, gewann er, ohne gerade geistig hervorzuragen, bald das Herz der jungen Peira. „Die Schönheit meines Vaters,“ erzählt Heine, „hatte etwas Überweiches, Charakterloses, fast Weibliches. Ich will hiermit keineswegs einen Mangel an Männlichkeit andeuten: letztere hat er, zumal in seiner Jugend, oft erprobt und ich selbst bin am Ende ein lebendes Zeugnis derselben. Es sollte das keine unziemliche Äußerung sein; im Sinne hatte ich nur die Formen seiner körperlichen Erscheinung, die nicht straff und drall, sondern vielmehr weich und zärtlich gerundet waren. Den Conturen seiner Züge fehlte das Markierte und sie verschwammen ins Unbestimmte. In seinen späteren Jahren ward er fett, aber auch in seiner Jugend scheint er eben nicht mager gewesen zu sein.“

Noch im September desselben Jahres wurde die Verlobung gefeiert. In der bereits oben erwähnten Correspondenz schildert der letzte Brief an eine Freundin in Wesel vom 8. September die Kämpfe, die die junge Dame nach ihrer Verlobung durchzumachen hatte: „Liebe Freundin, hätten Sie aber wohl gedacht, daß ich mir durch meine Verlobung so viel Feinde machen würde? Doch mein Heine entschädigt mich reichlich durch seine Liebe und Treue für Allem.“

Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Hochzeit des jungen Paares nun auch bald darauf, wahrscheinlich am 1. Februar 1797, stattfand. Die Neuvermählten bezogen ein einfaches, einstöckiges Haus in der Bolkerstraße Nr. 602, in dem Samson Heine ein Tuch- und Manufakturgeschäft etablierte.

Und in diesem Hause wurde am 13. Dezember 1799 Harry Heine geboren.

Die Zweifel über den Tag und das Jahr seiner Geburt hat Heine selbst verschuldet. Er nannte sich später einmal scherzweise „einen der ersten Männer des Jahrhunderts“, da er in der Neujahrsnacht 1800 geboren worden sei. Dieses Datum ist aber absolut falsch. Während der französischen Okkupation in Düsseldorf wurden alle Papiere des Standesamts durch eine große Feuersbrunst vernichtet

und so fehlt es an durchaus sichern Beweisen. Einige noch erhaltene Briefe und die neuerdings bekannt gewordene Correspondenz der Mutter bieten sogar Anhaltspunkte für das Jahr 1797 als Heine's Geburtsjahr.

Später gab jedoch Heines Mutter das Jahr 1799 als sein Geburtsjahr an.

Auch schreibt er selbst in einem vom 16. Juli 1853 datierten, im Besitz des Herrn Ludwig von Embden befindlichen Briefe an seine Schwester anläßlich von dritter Seite gewünschter biographischer Notizen:

„Was das Datum meiner Geburt betrifft, so bemerke ich „Dir, daß ich laut meinem Taufschein am 13. Dez. 1799 ge„boren bin und zwar zu Düsseldorf am Rhein, wie Dir eben„falls bekannt sein wird. Da alle unsere Familienpapiere durch „die Feuersbrunst in Hamburg zu Grunde gegangen und in „den Düsseldorfer Archiven das Datum meiner Geburt nicht „richtig angegeben sein kann, aus Gründen, die ich nicht sagen „will*), so ist obiges allein authentisch, jedenfalls authentischer „als die Erinnerungen meiner Mutter, deren alterndes Ge„dächtnis keine verloren gegangenen Papiere ersetzen kann."

Ein fernerer authentischer Zeuge ist die noch in Hamburg lebende Schwester Frau Charlotte von Embden, geboren im October 1800, welche mit Bestimmtheit angiebt, daß ihr Bruder Harry eilf Monate älter wie sie gewesen sei.

Der Knabe wurde einem der besten Freunde des Hauses, dem Mr. Harry in Liverpool zu Ehren, bei der Geburt Harry genannt und erst später bei seinem Übertritt zum Christenthum veränderte er diesen Namen in Heinrich. Im vertrauten Familienkreise wurde er trotzdem immer Harry genannt und die Briefe an seine Mutter unterzeichnete er stets mit diesem Namen. Ebenso wie er auf den Titel seiner sämmtlichen Schriften stets nur den Anfangsbuchstaben seines Vornamens drucken ließ.

An seiner Vaterstadt Düsseldorf hing der Dichter stets mit der rührendsten Liebe. „Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön," schreibt er in den „Reisebildern", „und wenn man in der Ferne an sie denkt und zufällig dort geboren ist, wird einem wunderlich zu Muthe. Ich bin dort geboren und es ist mir, als müßte ich gleich nach Hause gehn. Und wenn ich sage, nach Hause gehn, so meine ich die Bolkerstraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieses Haus wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, daß sie bei Leibe das Haus nicht verkaufen solle. Für das ganze Haus bekäme sie doch jetzt kaum so Viel, wie schon allein das Trinkgeld betragen wird,

*) Vermuthlich gab man ein höheres Alter für ihn an, um seine Aufnahme in das Lyceum zu ermöglichen, für das ein Minimalalter vorgeschrieben war.

das einst die grünverschleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchstaben mit Kreide schreiben lehrte — ach Gott! Madame, wenn ich ein berühmter Schriftsteller werde, so hat das meiner armen Mutter genug Mühe gekostet."

In der That war der Einfluß der Mutter auf die geistige Entwicklung des Knaben ein ungleich bedeutenderer als der des Vaters. Samson Heine scheint weder ein Mann von hervorragenden Geistesgaben, noch von besonderer kaufmännischer Tüchtigkeit gewesen zu sein. Obwohl der Dichter scherzweise dies später behauptet, so hat Samson Heine doch dem Kriegerstande eigentlich nie angehört. Während der französischen Okkupation in Düsseldorf war er Armeelieferant und dies verlieh ihm Offiziersrang. Seinen geschäftlichen Unternehmungen scheint Fortuna nie sehr zugelächelt zu haben.

Alles, was wir von Samson Heine wissen, deutet darauf hin, daß er ein würdiger Mann, ein trefflicher Gatte, ein zärtlicher Vater gewesen ist, daß er aber auf die Bildung seiner Kinder und deren spätere Lebensrichtung nur einen sehr geringen Einfluß geübt hat. Er war einsilbiger Natur und ziemlich beschränkt. Aus seinen Jugendjahren, wo er im Gefolge des Prinzen Ernst von Cumberland als Proviantmeister den Feldzug in Flandern und Brabant mitgemacht, hatte er allerlei bedenkliche Liebhabereien behalten. So ließ er sich gern zu hohem Spiel verleiten, protegierte die dramatische Kunst oder vielmehr deren Priesterinnen, und Pferde wie Hunde waren seine besondere Passion. Als er in Düsseldorf einzog, soll er zwölf Pferde mitgebracht haben. Grenzenlos mag aber seine Vorliebe für den Soldatenstand oder vielmehr das Soldatenspiel gewesen sein. Als in Düsseldorf die Bürgergarden errichtet wurden und er als Offizier derselben die „schöne dunkelblaue, mit himmelblauen Sammetaufschlägen versehene Uniform" tragen durfte, war er überglücklich.

Mit diesen Eigenschaften contrastierte eine wunderliche Gravität sehr seltsam, die über sein strengruhiges Antlitz verbreitet war und sich in der Haltung und jeder Bewegung des Körpers kundgab, so daß man ihn wohl für einen der sieben Weisen Griechenlands hätte halten können. Aber bei näherer Bekanntschaft merkte man nur zu bald, „daß er weder ein Thales noch ein Lampsakus war, der über kosmogonische Probleme nachgrübele." Wenn er seinen Kindern jeden musikalischen Unterricht verboten, weil er ihn als „Zeitverlust und luxuriösen Tand" betrachtete, und wenn man später die Gedichte von Goethe mit dem Namen „Ernst Schulze" umkleben mußte, damit er dieselben für weniger bedeu-

tend als die seines Sohnes halte, und wenn er schließlich in den Stoßseufzer ausbricht: „Wie soll mein Junge aufkommen, wenn man immer und immer von Goethe spricht!“ so zeigt dies und vieles Andere nicht gerade von bedeutenden geistigen Anlagen.

Ganz verschieden geartet war jedoch die Mutter des Dichters. An ihr hing er stets mit der rührendsten Kindesliebe, sie verherrlichte er in ergreifenden Gedichten, ihrer gedenkt er in seinen Schriften stets mit innigster Pietät. Betty Heine hatte auf ihre Kinder einen bedeutenden Einfluß. Die vortreffliche Erziehung, die sie im elterlichen Hause genossen hatte, übertrug sie auch auf ihre eignen Kinder. Sie war, wie bereits erwähnt, eine Schülerin Rousseau's, hatte dessen „Emile“ gelesen und bewundert, säugte selbst ihre Kinder „und Erziehungswesen war ihr Steckenpferd“. Ihre Vernunft und ihre Empfindung waren die Gesundheit selbst und nicht von ihr will Heine „den Sinn für das Phantastische und die Romantik“ geerbt haben. Sie lehrte Harry, der ein ebenso aufgeweckter wie lebhafter Knabe war, mit großer Geduld Lesen und Schreiben. Zahllose kleine Charakterzüge sind uns von ihr aufbewahrt, die ihr Bild im hellsten Lichte erscheinen lassen und die fast alle für die spätere Entwicklung des Dichters charakteristisch sind. Nur einige seien hier erwähnt. Im Hause Heine's war ein großer englischer Kamin, eine Seltenheit in jener Zeit, den man im Sommer mit einer schwarz lackierten Platte verschloß, damit die Kinder beim Versteckspielen nicht hineinkriechen konnten. Auf diese Platte schrieb die Mutter große Buchstaben mit Kreide, die Harry mit dem größten Fleiße nachahmte. Er war erst vier Jahre alt, als er Lesen und Schreiben lernte und man schickte ihn deßhalb in eine Mädchenschule, deren Leiterin eine fünfzigjährige Jungfrau war. Der Knabe lernte alles mit der größten Leichtigkeit, aber das Stillsitzen war ihm unerträglich. Die Lehrerin bestrafte dagegen jede Unachtsamkeit auf das Empfindlichste und wurde dadurch dem Knaben so verhaßt, daß er beständig hin und her sann, wie er sich an ihr rächen könnte.

Ein Mal erwischte er die Schnupftabaksdose der Alten, leerte dieselbe vollständig aus und füllte sie mit Sand. Als die Lehrerin ihm eine Strafpredigt hielt und ihn fragte, warum er dies gethan habe, antworte er mit Nachdruck: „Weil ich dich hasse!“

Harry wurde darauf in eine Knabenschule geschickt; dort war er in seinem Element, konnte nach Herzenslust toben und die abenteuerlichsten Scherze machen.

Die Familie Samson Heine hatte sich inzwischen vermehrt; nach Harry im Jahre 1800 erblickte seine Schwester Charlotte das Licht der Welt, 1805 sein Bruder Gustav und 1807 der jüngste Bruder Maximilian.

Harry's beste Freunde waren zu jener Zeit Josef Neunzig, der Sohn eines in der Nachbarschaft wohnenden Bäckers und Bier-

brauers, Samuel H. Prag, der mit ihm die israelitische Privatschule eines Herrn Rintelsohn besuchte, und Wilhelm von Wizewsky, von dem Heine in seinen „Reisebildern" erzählt: „Wir waren Schulkameraden im Franziskanerkloster und spielten auf jener Seite desselben, wo zwischen steinernen Mauern die Düssel fließt und ich sagte: „Wilhelm, hol' doch das Kätzchen, das eben hineingefallen" — und lustig stieg er hinab auf das Brett, das über dem Bache lag, riss das Kätzchen aus dem Wasser, fiel aber selbst hinein, und als man ihn herauszog, war er nass und todt. Das Kätzchen hat noch lange Zeit gelebt."

Am meisten war Heine mit Josef Neunzig befreundet; nichtsdestoweniger passierte diesem einmal das Malheur, dass er Harry durch einen Steinwurf schwer verletzte, so dass dieser mit einer blutenden Wunde am Kopfe nach Hause kam. Die erschrockene Mutter wollte den kleinen Missethäter sofort bestrafen, Josef hatte sich aber eiligst unter das Bett verkrochen, wo ihn niemand finden konnte. Später erinnerte Neunzig in Bonn Heine an diese Jugendepisode und dieser bemerkte ironisch lächelnd: „Wer weiß, wozu es gut war! Hättest du nicht die poetische Ader getroffen und mir einen offenen Kopf verschafft, so wäre ich vielleicht niemals ein Dichter geworden!"

In seinen Erinnerungen und Memoiren hat Heine viele Eindrücke seiner Knabenzeit geschildert, aber auch Wahrheit und Dichtung mannigfach verwebt; was hier erzählt wird, stützt sich daher auch auf anderweitig beglaubigte Quellen.

Seine Schwester Charlotte war der besondere Liebling Harry's. Schon in aller Morgenfrühe, wenn die andern Mitglieder der Familie noch in tiefem Schlummer lagen, spielten Harry und Charlotte miteinander — sie suchten Reime.

Schon in frühester Jugend war ihm eine gewisse Nervosität eigen, die mit jedem Jahre zunahm; lautes Sprechen, Klavierspielen, jeder Lärm war ihm unangenehm und berührte ihn schmerzlich, sogar seiner Schwester, die ein angenehmes, klangvolles Organ besaß, sagte er oft: „Liebes Lottchen, schrei' nicht so laut." Sein Gehör war so scharf, dass er im Bette, welches mit einem Wandschirm umgeben war, alles hörte, was man draußen sprach.

Unter seinen Mitschülern war er stets einer der Ersten; er fasste am leichtesten auf und arbeitete am schnellsten. Und übereinstimmend wird von allen Zeitgenossen gemeldet, dass schon damals in seinem zehnten Lebensjahre deutliche Spuren poetischer Begabung des Knaben in die Erscheinung traten, zarte Knospen freilich noch, die erst später zu einem mächtigen Baume sich entfalten sollten. Der erste Anlass, bei dem sich dieses poetische Talent bemerkbar machte, war folgender: Charlotte besuchte eine von Nonnen geleitete Klosterschule. Eines Tages erzählte einer

der Lehrer seinen Schülerinnen eine Geschichte, die sie zu Hause niederschreiben sollten. Nach den Schulstunden setzte sich Charlotte an die Arbeit, doch soviel sie auch nachdenken mochte — sie konnte sich des Inhalts der Erzählung nicht mehr entsinnen. In helle Thränen gebadet traf Harry sein Schwesterchen, „Was giebt's?" fragte er. „Die Geschichte, die ich niederschreiben soll, ist mir entfallen! Was soll aus mir werden? Wie kann ich morgen vor dem Professor erscheinen!" „Beruhige Dich, liebes Lottchen," begütigte sie der Bruder. „Suche Dich nur zu erinnern, von welchem Gegenstande der Lehrer sprach, gieb mir eine Andeutung, den geringsten Anhalt und ich schreibe Dir eine prächtige Geschichte." Nach einer Stunde brachte er in der That seiner Schwester das Heft; glücklich und vergnügt, von dieser unangenehmen Arbeit befreit zu sein, legte sie es in ihre Schulmappe, ohne auch nur einen Blick hineinzuwerfen. Den folgenden Tag legte sie ihr Heft zu den andern, die der Lehrer alle mit nach Hause nahm, um sie zu korrigieren. In einer der nächstfolgenden Stunden wurden die Hefte wieder vertheilt, nur das Charlottens behielt der Lehrer zurück. Nach Beendigung der Lehrstunde ließ er sie rufen und fragte sie, auf das Heft zeigend: „Wer hat dies geschrieben?" Ohne Zögern antwortete Charlotte: „Ich!" „Ich werde weder schelten noch Dir Vorwürfe machen," sagte der Lehrer ermuthigend, „nur sage mir, wer hat dies geschrieben?" Beschämt, eine Unwahrheit gesagt zu haben, nannte Charlotte nun den wahren Verfasser. „Dies ist ein Meisterwerk!" rief der Lehrer aus und las zwei andern Professoren, die diesem Verhör beigewohnt hatten, den Aufsatz vor. Es war eine grausige Gespenstergeschichte in so lebhafter Weise geschildert, daß das kleine Mädchen laut aufschrie. Als sie zu den Mitschülerinnen zurückkehrte, erzählte sie ihnen von dem Gespenst mit den feurigen Augen, dem Pferdefuß und dem feuerspeienden Rachen, der so groß war, daß er Alle verschlingen konnte. Der Lehrer aber besuchte Frau Betty Heine und beglückwünschte sie, einen so begabten Sohn zu haben. Der Knabe wurde gerufen, blieb jedoch bei allen Lobeserhebungen kalt, denn er glaubte nicht, etwas Besonderes geschaffen zu haben.

Das Original dieser Schularbeit, von welcher der Lehrer nur eine Abschrift erhielt, bewahrte die Mutter sorgfältig auf — leider verbrannte diese Schrift später bei der großen Feuersbrunst in Hamburg mit einigen andern Manuskripten des Dichters.

Für Musik und Tanzunterricht hatte Harry nur wenig Sinn. Da die Mutter, wie erwähnt, selbst eine gründliche musikalische Ausbildung erhalten hatte, wollte sie auch ihren Kindern eine solche angedeihen lassen. Harry wählte die Violine. Ein vortrefflicher Lehrer wurde engagiert und die Stunden begannen in einem oberen Stübchen des Hauses. Obschon Harry nicht die geringste Lust zur Erlernung des schwierigen Instrumentes besaß, wagte

er es doch nicht, der in solchen Dingen unerbittlich strengen Mutter zu widersprechen. Mehrere Monate vergingen, in denen die Mutter sich nicht weiter um den Musikunterricht kümmerte, da derselbe anscheinend seinen regelmäßigen Fortgang nahm. Wie erstaunte sie, als sie eines Tages zufällig an jenem Stübchen vorübergehend ein sehr exaktes und gutes Violinspiel hörte; erfreut trat sie ins Zimmer, um ihrer Zufriedenheit Ausdruck zu geben — da lag Harry lang ausgestreckt auf dem Sopha, indess der Lehrer, in der Stube auf- und abgehend, seine schönsten Kompositionen geigte. Der Knabe war so in Gedanken vertieft, dass er das Kommen seiner Mutter überhört hatte und ihre Gegenwart erst dann bemerkte, als sie ihn etwas unsanft aus seinen Träumereien aufrüttelte. „Schade, dass Du mich störst," rief er phlegmatisch aus, „die Töne der Musik kamen meiner Idee zu Hilfe und ich war eben im Begriff, ein schönes Lied zu dichten."

Nicht anders erging es mit dem Tanzunterricht, dessen Ende der Knabe dadurch ziemlich jäh herbeiführte, dass er den kleinen, spindeldürren Tanzlehrer zum Fenster hinauswarf. Zum Glück verletzte derselbe sich jedoch nicht und wurde von den Eltern des Knaben durch eine Geldsumme entschädigt. Harry hat im Leben nie wieder getanzt.

Auch mit dem Zeichnenunterricht ging es anfangs recht langsam vorwärts, obwohl der Knabe bedeutende Anlagen zum Zeichnen hatte. Da jedoch der Lehrer stets müde und abgespannt war und meist bald nach Beginn der Lektion einnickte, wurde der lebhafte Knabe bald der Sache überdrüssig. Später erhielt er seinen Zeichnenunterricht auf der Akademie von dem Bruder des berühmten Peter von Cornelius, dessen er noch in späteren Jahren mit Rührung gedenkt. „Ich habe diese letzte Malerhand nie ohne geheimen Schauer betrachten können, wenn ich den Mann selbst sah, den kleinen, scharfen Mann mit den heißen Augen; und doch wieder erregte diese Hand in mir das Gefühl der traulichsten Pietät, da ich mich erinnerte, dass sie mir einst liebreich auf den kleinen Fingern lag und mir einige Gesichtscontouren ziehen half, als ich, ein kleines Bübchen, auf der Akademie zu Düsseldorf zeichnen lernte." Unter solcher Leitung machte denn auch der Knabe erfreuliche Fortschritte und einige seiner Kreidezeichnungen wurden noch lange nachher im elterlichen Hause unter Glas und Rahmen aufbewahrt.

Nach all dem Gesagten ist ersichtlich, dass die Erziehung, welche die Kinder in dem Hause Heine erhielten, eine reiche und vielseitige war — eine methodische und gleichmäßig die Anlagen des Geistes wie des Herzens ausbildende scheint sie jedoch nicht gewesen zu sein. Dies gilt insbesondere von der religiösen Erziehung der Kinder. Während der Vater und die Mutter freien Anschauungen huldigten und in Bezug auf die Schätzung und

Ausübung der jüdischen Ceremonialgesetze die weitgehendste Toleranz gegen sich selbst übten — der Glaube der Mutter war ein „strenger Deismus", der Vater war in religiöser Beziehung indifferent — wurden die Kinder im Banne jener alten Formen und Observanzen auferzogen, von deren geistiger Bedeutung sie kein Ahnen hatten, die sie daher rein äußerlich ausübten und als einen lästigen Zwang empfinden mußten. Dieser Widerstreit durchzog damals wohl jedes jüdische Haus, und fast jeder Jude, der aus jenen Zeitverhältnissen heraus sich zur Höhe einer humanen Weltanschauung emporgearbeitet hat, hat jene Kämpfe durchmachen müssen, in denen gar Mancher unterlegen, Viele gesiegt, die Meisten aber nur schwer überwunden haben.

Und nur von diesem Standpunkte aus wird auch das Leben Heine's und vieles Widersprechende in demselben und in seinen Schriften aufgefaßt und erklärt werden müssen, um psychologisch klar und verständlich zu sein. Wie streng Harry nnd seine Brüder zur Erfüllung der religiösen Ceremonien angehalten wurden, ist aus vielen Beispielen bekannt, die für seine spätere Entwicklung besonders charakteristisch sein dürften.

Das jüdische Wissen Heine's, seine Kenntnis der Bibel, die auf seine Prosa so mächtig einwirkte, scheint einzig und allein aus jener Zeit zu datieren, in der er die Rintelsohn'sche Schule besuchte. Denn ein Jahr darauf trat er in das Düsseldorfer Lyceum ein, eine von den Franzosen in einem ehemaligen Franziskanerkloster errichtete höhere Lehranstalt, und von da an scheint Heine keinen hebräischen Unterricht mehr genossen zu haben.

Bevor wir uns nun mit diesem Lyceum und seinen Lehrern, die auf die Bildung Heines von weitgreifendstem Einflusse gewesen sind, näher beschäftigen, wird es geboten sein, einen Blick auf die Zeitverhältnisse zu werfen, unter denen der Knabe heranreifte, und die für seine Entwicklung so bedeutungsvoll wurden.

Die französische Invasion war bis nach Westfalen gedrungen. Düsseldorf war bereits seit dem 6. September 1795 von französischen Truppen besetzt und der Friede von Lüneville im Jahre 1801 brachte das ganze linke Rheinufer in die Gewalt der Franzosen. Der Länderschacher war an der Tagesordnung.

Die Eindrücke seiner Jugend sind maßgebend gewesen für Heine's politische Weltanschauung wie für seine ganze Entwicklung. In seiner Familie herrschte die unbedingteste Verehrung Napoleons, der den rheinischen Juden zuerst die bürgerliche Gleichstellung verlieh und deßhalb von ihnen wie ein Messias verehrt wurde. „Wollte Gott wir hätten ihn noch!" seufzte Samson Heine oft später. Während die Franzosenherrschaft den Juden volle Gleichberechtigung brachte und sie dadurch zu unbedingten Anhängern des Kaisers machte, gewährte ihnen Deutschland erst nach den Befreiungskriegen die Emanzipation, um sie ihnen wieder bald darauf

zu entziehen. Was Wunder, wenn Napoleon von den Juden aller Länder, insbesondere aber Deutschlands förmlich angebetet wurde, da er ihnen die Erlösung aus mehr denn tausendjähriger Knechtschaft brachte!

Um so merkwürdiger hebt sich von dieser Folie der wahrhaft glühende Patriotismus der Mutter Heine's ab. Schon in jener wiederholt erwähnten Correspondenz an eine Freundin verleiht sie ihren Klagen über das Elend des Krieges beredten Ausdruck; sie gedenkt mit Wehmuth der Zeiten, „wo Deutschland noch Deutschland war und wo alles, was deutsch sprach, Brüder waren“ und ergießt ihren Spott über die deutschen Truppen „oder besser gesagt, pfälzischen Emigranten“, die vor den ersten französischen Kugeln Reißaus nahmen. Eifrig las sie die Schriften deutscher Patrioten jener Zeit und versäumte später keine Gelegenheit, ihre Söhne auf das Unglück des Vaterlandes und das Elend der Kleinstaaterei aufmerksam zu machen. „Versprecht mir,“ wiederholte sie oft, „nie in einem kleinen Staate Eure Heimath zu suchen, wählt große Städte in großen Staaten, aber behaltet ein deutsches Herz für das deutsche Volk!“

Samson Heine war zunächst ein Freund des Soldatenspiels; auch hatte er den Kaiser liebenswürdig gefunden, während Betty Heine zwischen scheuer Bewunderung und glühendem Hasse schwankte. Unter solchen Widersprüchen wuchs Harry auf und man muss sich diese Erziehung sowie die ganzen Jugendeindrücke des Knaben stets vergegenwärtigen, wenn man sein dichterisches Schaffen und seine Individualität vollständig erfassen und dem Manne nach allen Seiten gerecht werden will.

Düsseldorf war damals die Hauptstadt des neuen Herzogthums Cleve-Berg, dessen Regentschaft im Jahre 1806 Joachim Murat übernommen hatte, während der Kaiser sich die Oberherrschaft vorbehalten hatte. Napoleon selbst war zweimal, im Jahre 1811 und 1812 in Düsseldorf gewesen; nicht anders und nicht besser kann man die Eindrücke jener Zeit — von der Herrschaft des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz an bis zu Herzog Wilhelm und dann die französische Invasion hindurch — schildern als dies Heine selbst in seinen „Reisebildern“ gethan hat. Er erzählt aus seinen Jugendeindrücken Folgendes:

Als wir eines Morgens zu Düsseldorf erwachten und „Guten Morgen, Vater!“ sagen wollten, da war der Vater abgereist und in der ganzen Stadt war nichts als stumpfe Beklemmung. Es war überall eine Art Begräbnisstimmung und die Leute schlichen schweigend nach dem Markte und lasen den langen, papiernen Anschlag auf der Thür des Rathhauses. Es war ein trübes Wetter und der dünne Schneider Kilian stand dennoch in seiner Nankingjacke, die er sonst nur im Hause trug, und die blauwollnen Strümpfe hingen ihm herab, dass die nackten Beinchen betrübt hervorguckten

und seine schmalen Lippen bebten, während er das angeschlagene Plakat vor sich hinmurmelte. Ein alter pfälzischer Invalide las etwas lauter und bei manchem Worte träufelte ihm eine klare Thräne in den weißen ehrlichen Schnauzbart. Ich stand neben ihm und weinte mit und frug ihn, warum wir weinten. Und da antwortete er: „Der Churfürst läßt sich bedanken.“ Und dann las er wieder und bei den Worten: „für die bewährte Unterthanstreue“, „und entbinden Euch eurer Pflichten,“ da weinte er noch stärker. — Ich aber ging nach Hause und weinte und klagte: „Der Kurfürst läßt sich bedanken.“ Meine Mutter hatte ihre liebe Noth, ich wußte, was ich wußte, ich ließ mir nichts ausreden, ich ging weinend zu Bette und in der Nacht träumte mir, die Welt habe ein Ende . . . .

„Als ich erwachte, schien die Sonne wieder wie gewöhnlich durch das Fenster, auf der Straße ging die Trommel und als ich in unsere Wohnstube trat und meinem Vater, der im weißen Pudermantel saß, einen guten Morgen bot, hörte ich wie der leichtfüßige Friseur ihm während des Frisierens haarklein erzählte, daß heute auf dem Rathhause dem neuen Großherzog Joachim gehuldigt werde, und daß dieser von der besten Familie sei und die Schwester des Kaisers Napoleon zur Frau bekommen und auch wirklich viel Anstand besitze und sein schönes schwarzes Haar in Locken trage und nächstens seinen Einzug halten und sicher allen Frauenzimmern gefallen müsse. Unterdessen ging das Getrommel auf den Straßen immerfort, und ich trat vor die Hausthür und besah die einmarschierenden französischen Truppen, das freudige Volk des Ruhmes, das singend und klingend die Welt durchzog, die heiter-ernsten Grenadiergesichter, die Bärenmützen, die dreifarbigen Kokarden, die blinkenden Bajonette, die Voltigeurs voll Lustigkeit und point d'honneur und den allmächtig großen, silbergestickten Tambourmajor, der seinen Stock mit dem vergoldeten Knopf bis an die erste Etage werfen konnte und seine Augen sogar bis zur zweiten Etage, wo ebenfalls schöne Mädchen am Fenster saßen“ . . . . .

„Nie schwindet dieses Bild (des Kaisers) aus meinem Gedächtnisse. Ich sehe ihn immer noch hoch zu Roß, mit den ewigen Augen, in dem marmornen Imperatorgesichte, schicksalruhig hinabblicken auf die vorbei defilierenden Garden — er schickte sie damals nach Rußland, und die alten Grenadiere schauten zu ihm hinauf, so schauerlich ergeben, so mitwissend ernst, so todesstolz — Te, Caesar, morituri salutant!“

So waren die Eindrücke beschaffen, die das Leben jener Zeit in das empfängliche Herz des Knaben unverlöschlich einprägte; die Eindrücke der Schule kamen dazu, um die tiefste und entscheidende Wirkung auszuüben Jenes französische Lyceum, das Heine von seinem zehnten Lebensjahre ab besuchte, wurde von einem katholischen Geistlichen, dem Rektor Schallmeyer geleitet, der zugleich

den deutschen Sprachunterricht leitete und in den oberen Klassen Philosophie lehrte. Dieser ziemlich liberale und geistig hochstehende Mann erkannte rasch die Bedeutung des zehnjährigen Knaben und leitete deßhalb seine Erziehung mit besonderer Umsicht. Auch war er ein Freund des elterlichen Hauses, wie Heine in den „Geständnissen“ selbst erzählt: „Der alte Herr besprach sich deßhalb sehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in solcher Unterredung ertheilte er ihr einstmals den Rath, mich dem Dienste der Kirche zu widmen und nach Rom zu schicken, um in einem dortigen Seminar katholische Theologie zu studieren; durch die einflußreichen Freunde, die der Rektor Schallmeier unter den Prälaten des höchsten Ranges besaß, versicherte er im Stande zu sein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern.“ Frau Betty Heine lehnte diesen Antrag ab und in der That liegt schon in dem Gedanken allein ein großer Humor: Heinrich Heine als graziösen römischen Abbate oder gar mit dem rothen Kardinalshute sich zu denken! Seine Mutter hatte allerdings hochfliegende Dinge mit ihrem Harry im Sinn und sie spielte, wie er selbst sagt, „die Hauptrolle in seiner Entwickelungsgeschichte“.

Für seine Lehrer, die meistens dem geistlichen Stande und dem Jesuitenorden angehörten, bewahrte Heine stets eine gewisse Ehrfurcht, indem er der Verdienste gedachte, die sie sich einst um ihn erworben, als sie seine ersten Geistesschritte leiteten.

Von diesen Lehrern nennt Heine in seinen späteren Erinnerungen außer jenem Rektor Schallmeyer, der in den unteren Klassen Deutsch, in den oberen Philosophie unterrichtete, den Professor Schramm, „der ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben hat und in dessen Klasse sich meine Mitbuben am meisten rauften“, der Professor Brever, der Mathematik, den Abbé Daulnoie, der französische Rhetorik und Poesie und den Professor Kramer, der Latein und Griechisch lehrte. Über seine Fortschritte in den einzelnen Lehrgegenständen macht er selbst die folgenden ergötzlichen Mittheilungen:

„In den dumpfen Bogengängen des Franziskanerklosters, unfern der Schulstube, hing damals ein großer, gekreuzigter Christus von grauem Holze, ein wüstes Bild, das noch jetzt zuweilen des Nachts durch meine Träume schreitet und mich traurig ansieht mit starren, blutigen Augen — vor diesem Bilde stand ich oft und betete: O, du armer, ebenfalls gequälter Gott, wenn es dir nur irgend möglich ist, so siehe doch zu, daß ich die verba irregularia im Kopfe behalte. Vom Griechischen will ich gar nicht sprechen, ich ärgere mich sonst zuviel. Die Mönche im Mittelalter hatten so ganz Unrecht nicht, wenn sie behaupteten, daß das Griechische eine Erfindung des Teufels sei. Gott kennt die Leiden, die ich dabei ausgestanden. Mit dem Hebräischen ging es besser.“

„Indessen von der deutschen Sprache begriff ich viel mehr, und die ist doch nicht so gar kinderleicht.“

„Auch in der Mythologie ging es gut. Ich hatte meine liebe Freude an dem Göttergesindel, das so lustig nackt die Welt regierte. Ich glaube nicht, daß jemals ein Schulknabe im alten Rom die Hauptartikel seines Katechismus, z. B. die Liebschaften der Venus, besser auswendig gelernt hat, als ich."

„Am allerbesten aber erging es mir in der französischen Klasse des Abbé Daulnoie, eines emigrierten Franzosen, der eine Menge Grammatiken geschrieben, und eine rothe Perrücke trug, und gar pfiffig umhersprang, wenn er seine Art poétique und seine Histoire allemande vortrug. — Er war im ganzen Gymnasium der einzige, welcher deutsche Geschichte lehrte." Ein anderes Mal urtheilt Heine über denselben Lehrer allerdings minder günstig, indem er erklärt: „Wenig fehlte, und er hätte mir nicht bloß die französische, sondern die Poesie überhaupt verleidet."

Von dem Fleiß des Knaben erzählen alle seine Jugendfreunde aus jener Zeit. Er arbeitete den ganzen Tag und nahm auch gegen den Willen der Eltern die Nacht zu Hilfe. Da seine Stube nicht genug erwärmt war, zog er sich durch diese Nachtwachen eine schwere Erkrankung zu. Später wußte er sich eine wollene Mütze und einen großen Pelz zu verschaffen, um sich gegen die Kälte zu schützen.

Im zwölften Jahre hat Heine sein erstes Gedicht gemacht, das sich freilich wesentlich an das Geburtstagspoem eines älteren vergessenen Dichters Klamer Schmidt anlehnt:

„O, habt ihr über Glück und Unglück noch Gewalt,
Ihr Götter! — gebt dem Glück auf heute viel Befehle,
Wenn Vater und der Mutter schöne Seele
Heut feiern ihren schönsten Tag!"

Harry Heine.

Düsseldorf, den 1. Februar 1813.

Vivat.

Verräth auch dieses Gedicht zum Hochzeitstage seiner Eltern noch kein besonderes Talent, so tritt dieses in den Versen desto deutlicher hervor, die Heine bald darauf dichtete; in diesen spricht sich bereits eine entschiedene Begabung aus und mit Recht ist bemerkt worden, daß dieselben in Inhalt und Ton, Versmaß und Darstellungsweise an die Dichtungen seines reifen Alters, namentlich an „Atta Troll" erinnern. Es sind zwei Gesänge einer „Wünnebergiade", eines Heldengedichts, das Heine auf seinen Mitschüler im Lyceum, Wünneberg, dichtete. Dasselbe ist wegen seiner Form merkwürdig, und weil es das erste Gedicht von Heine ist — es befindet sich nicht in seinen gesammelten Gedichten, sondern ist erst neuerdings veröffentlicht worden — von so großem Interesse, daß man es kennen lernen muß, um die Begabung des Knaben und die Richtung, welche seine poetische Entwickelung später genommen, zu verstehen.

Nach Heines eigenen Mittheilungen, deren Authenticität in

diesem Falle jedoch anzuzweifeln ist, wäre das Gedicht „Belsazar“ im Buch der Lieder sein erstes gewesen. „Ich habe dasselbe geschrieben,“ erzählte er einem Freunde, „bevor ich noch das sechzehnte Jahr zurückgelegt. Und wissen Sie, was mich zu demselben inspiriert hat? Ein paar Worte in der hebräischen Hymne „Wajhi bechazi halajla“, die man, wie Sie wissen, an den zwei Osterabenden singt.“ Diese Hymne gedenkt nämlich aller auf die Geschicke der Juden sich beziehenden Ereignisse, die um Mitternacht vorgefallen und erwähnt auch den Tod des Babylonischen Tyrannen, der in Folge der Entweihung der Tempelgefäße in der Nacht hinweggerafft wurde. Jene oben citierten Worte sind der Refrain dieses Liedes, das einen integrierenden Theil der Hagada bildet, einer poetischen Legenden- und Liedersammlung, die die frommen Juden am Osterabend (Seder) feierlich recitieren.

Ein zweites Gedicht, welches nicht viel später entstanden sein kann, hat Heine sogar in das „Buch der Lieder“ aufgenommen. Es ist die Romanze: „An eine Sängerin, als sie eine alte Romanze sang“. Dem Gedicht liegt ein wirkliches Erlebnis zu Grunde. Die Sängerin, der es gewidmet war, hieß Caroline Stern und ist erst vor wenigen Jahren im hohen Greisenalter in Berlin gestorben.

Unter seinen Jugendfreunden war namentlich einer, der das Talent Heines von früh auf zu schätzen wußte, Christian Sethe. Obwohl ihre Natur durchaus verschieden war, schlossen sie doch schon auf den Bänken des Düsseldorfer Lyceums die innigste Freundschaft. Sie ergänzten sich beide. Sethe war eine durchaus praktische Natur, ruhig, gemessen, pflichtgetreu, Heine dagegen leicht erregbar, launenhaft, aber begabt und gutherzig. Sethe war es auch, der das älteste Gedicht seines Freundes, jene oben citierte „Wünnebergiade“ aufbewahrt hat. Heine hatte wegen seiner Spottsucht viel von den Mitschülern zu leiden; da er körperlich schwach war, zog er im Kampfe mit stärkeren Kameraden stets den Kürzeren; auch als Jude hatte er Manches zu erdulden. Bei allen Streitigkeiten suchte und fand er in Sethe einen treuen Helfer und Freund, während dieser an dem begabten Knaben wieder eine Stütze bei seinen Schularbeiten hatte.

Denn in Bezug auf diese war Harry Heine stets unter den Ersten seiner Klasse und wurde deßhalb von den Lehrern vielfach ausgezeichnet. Die öffentlichen Prüfungen im Lyceum am Ende des Schuljahres brachten dem Knaben jedesmal einen kleinen Triumph — nur eine derselben wurde für ihn verhängnisvoll. Harry sollte bei dem feierlichen Schulaktus ein Gedicht deklamieren und zwar den „Taucher“ von Schiller. Eben war er zu der Stelle gekommen, wo der König der lieblichen Tochter winkt — da fielen seine Augen plötzlich auf die schöne, blondlockige Tochter des Ober-Appellationsgerichtspräsidenten (in Wahrheit des Kriegsraths) von A...., die mit ihrem Vater in der ersten Reihe saß.

Dreimal wiederholte er die Stelle, ohne fortfahren zu können. Der Klassenlehrer suchte auszuhelfen, aber vergebens, der Knabe hörte nicht mehr. Mit großen offenen Augen schaute er wie auf eine plötzlich erschienene überirdische Gestalt auf jenen Platz hin und sank dann ohnmächtig zusammen.

Den traumhaft sinnenden Zug behielt Heine bis an sein Lebensende. Wenn man den Einfluss der Jugendjahre auf das Werden und Wachsen des Mannes in Betracht ziehen will, so muss man nicht nur das heitere, lebensfrohe Treiben der Stadt am Rhein, den leichten Sinn und die frohe Lebensart des Völkchens, das die rebenumkränzten Ufer des Stromes bewohnt, in Erwägung ziehen, sondern man muss auch auf die Nachtseiten jenes Lebens und bei Heine vor allem auf jene düstere Grundstimmung Bezug nehmen, die er von früh auf ins Leben brachte und durch die ihn viele Erscheinungen des Lebens mächtig anzogen, an denen Andere gleichgiltig vorübergingen. Der düstere und unheimliche Zug in seiner Jugendpoesie, das Traumhafte und Schwermüthige in vielen seiner ersten Lieder, der wilde und schauerliche Humor, die wollüstige Grausamkeit seiner „Jungen Leiden" findet seine Erklärung in jenen Jugendeindrücken, unter denen der Einfluss des Oheims Simon van Geldern obenansteht. Die Schilderung dieses Sonderlings in den „Memoiren" weist überzeugend auf diesen Einfluss hin. Das Geheimnisvolle, Altmodische, Ritterliche in seinem Wesen, sein rastloser Fleiß, seine gelehrten Liebhabereien, seine Wuth zu schreiben, die Schätze und Antiquitäten seiner großen Bibliothek, in der die Geheimwissenschaften besonders vertreten waren, endlich ein altes Notizbuch von der Hand eines Großoheims, der weite und wunderbare Reisen in den Orient gemacht hatte und ein Schwärmer und Glücksritter des 18. Jahrhunderts gewesen zu sein scheint, dies Alles im Verein machte einen unauslöschlichen Eindruck auf das empfängliche Gemüth des Knaben und beschäftigte seine Phantasie unaufhörlich.

In diesem Zustande lernte Harry durch seine alte Wärterin Zippel — eigentlich Sibylle — ein Weib kennen, die man gemeinhin „die Meisterin" oder auch „die Göchin" nannte, weil sie aus Goch gebürtig war, wo ihr verstorbener Mann das verrufene Gewerbe eines Scharfrichters getrieben hatte. Sie selbst wurde vom niederen Volke als Hexe gefürchtet. Heine ging oft nach ihrer Wohnung, dem abgelegenen „Freihause", aber weniger wegen ihrer Zauberkünste, als derer wegen, die ihre marmorschöne Nichte, Josepha, auf den sechzehnjährigen Knaben ausübte. Dort brachte Harry viele Stunden des Tages zu, im traulichen Gespräch mit jenem seltsamen, blassen Mädchen, zuweilen auch mit dem unheimlichen, von allen Menschen gemiedenen Weibe, das in der ganzen Gegend unter dem Namen „die Hexe von Goch" bekannt

war und das dem Knaben die abenteuerlichsten Spukgeschichten, sowie phantastische Märchen aller Art erzählte und schauerliche Todtenlieder vorsang.

Auch unter seinen Jugendgenossen befand sich solch ein frühreifer, träumerischer und verschlossener Knabe, der Sohn eines Kornwucherers, der in der Schule allgemein „der Heringsphilosoph" oder „der Atheist" hieß, und mit dem Heine besonders vertrauten Umgang pflegte. Er hatte mit dem Knaben, der im elterlichen Hause nicht gerne gesehen wurde, geheime Zusammenkünfte, bei denen sie die Werke Spinoza's lasen und stundenlang die ernstesten, philosophischen Discussionen führten. Harry sprach nie gern über den jungen, gelbbleichen Menschen, der allen Andern so unheimlich war. Wahrscheinlich hatte das Kornwuchergeschäft seines Vaters und seines jüngeren Bruders so früh schon sein Gemüth verbittert und ihn so menschenscheu gemacht. Dieser Freund, eine „Zusammenmischung von Galle, Zerknirschung, Exaltationen und einigen guten Anlagen zu einem Marquis Posa", war sehr befähigt, sprachgewandt und reich an Kenntnissen; er hat auf Heines rationalistische Richtung entschiedenen, vielleicht sogar unheilvollen Einfluß gehabt.

Die Lektüre des Knaben war überhaupt eine merkwürdige. Obwohl eigentlich planlos, zeigt sie doch schon bestimmte Neigungen und Richtungen. Die Mutter hatte den Kindern Reisebeschreibungen und illustrierte Werke, die in das Gebiet der Länder- und Völkerkunde einschlugen, besonders warm empfohlen. Harry aber las den — „Don Quixote" in der Übersetzung von Tieck. Es ist ungemein charakteristisch, welch' mächtigen Eindruck dieses Grundbuch des Welthumors auf Heine ausübte.

Neben diesem Buche gehörten noch „Gullivers Reisen" von Swift zur Lieblingslektüre des Knaben. Der Einwirkungen beider Bücher erinnert er sich später noch oft mit wehmüthiger Rührung.

Die politische Situation hatte sich inzwischen gewaltig verändert. Der Druck der napoleonischen Zwangsherrschaft war unerträglich geworden, eine Zeit der Läuterung und der Sammlung war herangebrochen und eine Generation erstanden, der Vaterland und Freiheit die heiligsten Güter waren. Ihr Muth und ihre Begeisterung wuchsen, nachdem Napoleon den Zauber der Unbesiegbarkeit durch den unglücklichen Feldzug nach Rußland eingebüßt und die große Armee in den Wellen der Beresina ihr eisiges Grab gefunden hatte. Der Stern des Imperators war im Erbleichen und als am 17. März 1813 Friedrich Wilhelm III. den berühmten Aufruf „An mein Volk" und am 25. März die Proklamation von Kalisch erließ, in welcher „die Wiederherstellung deutscher Freiheit und Unabhängigkeit und eines ehrwürdigen Reiches aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes" verheißen wurde, „damit Deutschland verjüngt und lebenskräftig und in Ein-

heit gehalten unter Europas Völkern dastehe," da brauste ein Sturm der Begeisterung durch ganz Deutschland und entzündete in Tausenden junger Herzen die Begeisterung für den Befreiungskrieg gegen Frankreich. Auch alle Schüler der Oberklasse des Düsseldorfer Lyceums, unter ihnen Harry Heine, erboten sich im Frühling 1813 zum freiwilligen Dienste in dem neu ausbrechenden Kriege gegen Napoleon.

Nur Wenigen von ihnen war es beschieden, an diesem Kampfe wirklich theilzunehmen; Harry Heine theilte mit vielen andern seiner Genossen das Loos, zu Hause bleiben zu müssen. Aber der patriotische Gedanke der Romantik, der in der Poesie der Befreiungskriege, in den Liedern eines Arndt, Schenkendorf, Körner seinen begeisterten Ausdruck gefunden hatte, erfüllte das Herz des Knaben mächtig in jener Zeit. Der Zauber, den der große Kaiser auf sein Gemüth ausgeübt, war gebrochen; seine Begeisterung galt dem Vaterlande, der Einheit und der Freiheit des deutschen Volkes. Von dieser Sinnesart des Knaben giebt ein längeres Gedicht beredtes Zeugnis, welches aller Wahrscheinlichkeit nach in jenes Jahr fällt, und welches seiner Begeisterung für die patriotische Romantik jener Tage in überzeugendster Weise das Wort spricht. Mit dem Stoßseufzer:

„Fort ihr Bilder schönrer Tage!
Weicht zurück in eure Nacht!
Weckt nicht mehr die eitle Klage
Um die Zeit, die uns versagt!"

schließt das Gedicht, das für die Entwicklung des Dichters merkwürdig ist, weil es eine Reife der Weltanschauung schon in jenen Jahren, zugleich aber auch trotz aller Mängel und Verstöße gegen die Metrik eine unzweifelhafte poetische Begabung an den Tag legt, ja sogar die später voll sich entwickelnde lyrische Eigenart des Dichters, die Ironie und die Antithesen bereits andeutet und so den merkwürdigsten Abschluß seiner Knabenjahre bildet.

II.

Die Frage nach der zukünftigen Lebensstellung ihres ältesten Sohnes, die sie wohl vordem hier und da schon beschäftigt, trat nun in ihrem vollen Ernste an Samson und Betty Heine heran. Es ist unmöglich, den Erwägungen nachzugehen, von denen die Eltern des Knaben sich leiten ließen, als sie denselben für die kaufmännische Laufbahn bestimmten. Aber man darf wohl annehmen, daß diese Erwägungen durchaus praktischer Natur waren. Er selbst sagt darüber in seinen Memoiren: „Das Rothschild'sche Haus, mit dem mein Vater vertraut war, hatte zu jener Zeit seinen fabelhaften Flor bereits begonnen; auch andere Fürsten der Bank und der Industrie hatten in unserer Nähe sich erhoben, und

meine Mutter behauptete, es habe jetzt die Stunde geschlagen, wo ein bedeutender Kopf im merkantilischen Fache das Ungeheuerlichste erreichen und sich zum Gipfel der weltlichen Macht emporschwingen könne. Sie beschloss daher jetzt, dass ich eine Geldmacht werden sollte, und jetzt musste ich fremde Sprachen, besonders Englisch, Geographie, Buchhalten, kurz alle auf den Land- und Seehandel und Gewerbskunde bezüglichen Wissenschaften studieren."

Harry Heine war ein durchaus intelligenter, damals bereits vielfach gebildeter und fleißiger Knabe, dazu eine mehr träumerische und sinnende, als handelnde und thatkräftige Natur — wenn die Eltern ihn trotzdem nicht wollten studieren lassen, so müssen wohl diesem Lieblingsplan der Mutter unüberwindliche Hindernisse entgegengestanden haben. Das Haupthindernis war wahrscheinlich die Aussichtslosigkeit, mit welcher die damaligen Juden der Zukunft wieder entgegensehen mussten.

Die Reaktion nach den Befreiungskriegen hatte bereits begonnen, die Federn des Wiener Kongresses verdarben emsig, wie schon Blücher vorausgeahnt hatte, was die Schwerter erworben hatten, das christlich-germanische Prinzip war die Parole der deutschen Regierungen geworden — was blieb daher dem jüdischen Studierenden übrig, als sich der Medizin zuzuwenden, dem einzigen Fach, zu welchem Juden schon von Alters her zugelassen wurden und das ihnen selbst die Restaurationspolitik nicht mehr verschließen konnte!

Für den Geist der Medizin hatte aber Heine weder Verständnis noch Interesse; zudem mögen die durchaus nicht begüterten Eltern auch die nicht unbeträchtlichen Kosten gescheut haben, die ein solches Studium erforderte — und so wanderte Heine nach Beendigung seiner Gymnasialstudien im Herbst des Jahres 1814 zunächst in die Handelsschule von Vahrenkampf in Düsseldorf, um dort die kaufmännischen Wissenschaften zu erlernen.

Statt der kaufmännischen Studien scheint Heine in dieser Anstalt aber vielmehr poetische und andere Allotria getrieben zu haben, wie manche Anekdoten aus jener Schulstube beweisen.

Nachdem er die nothwendigsten Elemente des kaufmännischen Wissens, allerdings wohl kaum in dem von ihm selbst angegebenen Umfang, sich angeeignet hatte, nahm ihn sein Vater etwa zu Anfang des folgenden Jahres 1815 nach Frankfurt a. M. zur Messe mit. Das Leben und Treiben während einer solchen Messe, der rege Verkehr unter den Frankfurter Kaufleuten sollte den Knaben für seinen zukünftigen Beruf begeistern; das Beispiel seines Oheims Salomon Heine, der sich durch eigene Kraft zum Millionär emporgeschwungen hatte, „vor dem alle Senatoren den Hut abziehen", wurde ihm stets als Ideal vorgehalten.

Es gelang Samson Heine, seinen Sohn, der ja mit den besten Zeugnissen versehen war, in dem Comptoir des reichen Banquier

Rindskopf auf der Frankfurter Wechslerbank als Volontair unterzubringen. Allein der phantasievolle Knabe wurde durch die Einförmigkeit eines derartigen Geschäftslebens sehr bald abgeschreckt; schon nach kurzer Zeit — nach drei Wochen — verließ er das Comptoir. „Mein seliger Vater," erzählt Heine später, „ließ mich im Jahre 1815 auf längere Zeit in Frankfurt zurück. Ich sollte aus besonderen Rücksichten im Bureau des Banquiers meines Vaters als Volontair arbeiten, blieb aber nur vierzehn Tage dort und benutzte seitdem meine junge uneingeschränkte Freiheit, um ganz andere Dinge zu studieren. Zwei Monate verlebte ich damals in Frankfurt und in dem Bureau des Banquiers brachte ich, wie gesagt, nur vierzehn Tage zu. Daraus mag wohl der absichtliche Irrthum entstanden sein, den ich einmal in einem deutschen Blatte las: ich sei nämlich zwei Jahre lang in Frankfurt bei einem Banquier im Dienste gestanden. Gott weiß, ich wäre gern Banquier geworden, es war zuweilen mein Lieblingswunsch, ich konnte es aber nie dazu bringen. Ich habe es früh eingesehen, daß den Banquiers einmal die Weltherrschaft anheimfalle."

Der Kaufmann, bei dem er ein „apprenti millionaire" werden sollte, meinte, „er hätte kein Talent zum Geschäft" und dasselbe bestätigte ein großer „Spezereyhändler", in dessen „Gewölbe" Heine vier Wochen als Volontair zubrachte.

In einer Freimaurerloge zu Frankfurt, in die Samson Heine seinen Sohn mitgenommen hatte, begegnete er auch damals zum ersten Male einem Manne, dessen Name mit dem seinigen für alle Zeit verknüpft bleiben sollte: nämlich Ludwig Börne.

Der berühmte Kritiker, vor dem alle Schauspieler und Schauspielerinnen Frankfurts zitterten, erregte in hohem Grade das Interesse des Knaben, der schon damals für literarische Dinge eine besondere Schwärmerei hatte.

Die Nachwirkungen des Aufenthalts in Frankfurt a. M., das er später einmal im Unmuth ein „Krämernest" nannte, finden sich in einem der bedeutendsten novellistischen Fragmente Heine's im „Rabbi von Bacherach". Die Schilderungen der Messe, des bunten Treibens vor dem Römer, von Handel und Wandel, der Schicksale der Frankfurter Juden im Mittelalter, der engen Judengasse und des jüdischen Lebens überhaupt sind unstreitig Erinnerungen aus jenem Aufenthalt Heine's in Frankfurt a. M., der deßhalb doch kein nutzloser gewesen ist.

Harry Heine kehrte nun zunächst nach Düsseldorf ins elterliche Haus zurück, wo er sich mehre Monate aufhielt. Über diese Lebensperiode des Dichters herrscht bis jetzt das tiefste Dunkel, das weder seine, noch die Mittheilungen der Jugendfreunde und die Erinnerungen der Verwandten zu lichten vermochten, und das wohl kaum mehr aufgehellt werden wird. Erst im Sommer des folgenden Jahres ging Heine nach Hamburg. Noch vor seiner Abreise

dichtete er das schöne Lied, welches er bereits in seine erste Gedichtsammlung aufgenommen, an einen seiner Jugendfreunde, Franz von Zuccalmaglio, mit den Anfangsversen:

„Es zieht mich nach Nordland ein goldener Stern;
Ade mein Bruder! Denk mein in der Fern!“

Der Freund möge der Poesie treu bleiben und „in der Brust, wie einen Hort, das liebe schöne deutsche Wort“ bewahren; auch möge er dem Sänger nach dem Norden Kunde geben

„Wie's ergeht der schönen Maid,
Die so manches Jünglings Herz erfreut,
Und in manches gesendet viel Gluth hinein
Die blühende Rose am blühenden Rhein!“

Die blühende Rose am blühenden Rhein war dieselbe anmuthige Jungfrau, die den Knaben einst bei jenem feierlichen Schulakt in so arge Verwirrung gebracht, daß er das angefangene Gedicht nicht weiter deklamieren konnte und in eine Ohnmacht fiel.

In Hamburg scheint Heine zuerst auf dem Comptoir der Firma Heckscher & Compagnie, deren Theilhaber Salomon Heine war, gearbeitet zu haben. Seinen ersten Aufenthalt in der Elbestadt hat Heine selbst in Prosa und Versen wiederholt geschildert; die Abneigung gegen den Kaufmannsstand steigerte sich noch unter den widerwärtigen Eindrücken, die hier auf ihn einstürmten — es hatte sich Alles vereinigt, um ihn in die schmerzlichste und gedrückteste Stimmung zu versetzen.

Der unsympathische Eindruck, den die Stadt und ihre Bewohner auf ihn ausübten, verminderte sich auch nicht in der Folgezeit, sondern steigerte sich eher zu einem gründlichen Hasse, so daß die sonst so freundliche Stadt für den phantasievollen Jüngling im Winter eine geradezu unheimliche Physiognomie hatte.

Gleichwohl brach sich in jenen Tagen seiner „Jungen Leiden“ und in der Stadt, wo er „das Jugendkreuz geschleppt und seine Dornenkronen“ die poetische Begabung Heine's mit elementarer Naturgewalt Bahn. In dem vieldeutigen Märchen vom neuen Paris erzählt uns Goethe, wie ihm einmal als siebenjährigen Knaben im Traume die lieblichsten Mädchengestalten auf den Fingerspitzen umhertanzten, als Vorbilder aller der Frauen, unter denen er einst im Leben zu wählen haben werde. Ob Heine in einem ähnlichen Traume befangen war, da er in dem ersten und werthvollsten Dokument, das uns aus jener Zeit erhalten und das uns das erste Wehen des Sturmes ankündigt, in dem ersten Briefe an Sethe schreibt:

„Freu' Dich, freu' Dich, in vier Wochen sehe ich Molly,
Mit ihr kehrt auch meine Muse zurück.
Seit zwei Jahr hab' ich sie nicht gesehn.
Altes Herz, was freust Du Dich und schlägst so laut!“

Und da er in jenem bereits erwähnten Gedicht an einen Freund in Düsseldorf von dem „goldenen Stern" spricht, der ihn nach Norden zieht! Darnach musste Heine schon in Düsseldorf in den Knabenjahren das Geheimnis der ersten Liebe aufgegangen sein, die dann in Hamburg zur mächtigen, überwältigenden Leidenschaft sich entfaltete, jener unglücklichen Liebe, die ihm so tiefes Weh bereitete, die seiner Leier so schmerzliche, wehmüthige, ironische und leidenschaftliche Töne entlockte, die ihn überall hin begleitete, die wir in allen seinen Dichtungen wieder antreffen, bald als Molly, bald als Zuleima, bald als Maria, bald als Eveline oder Ottilie, stets aber „das Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund", das blasse, stille, todttraurige Mädchen, „das tief unten am Fenster des hochgegiebelten, menschenleeren Hauses der verschollenen Meerstadt sitzt!" Lange ist der wirkliche Name jenes Mädchens, die der erste Liebestraum Heine's war, ungenannt geblieben; Heine selbst hat ihren wahren Namen fast nie verrathen. Erst in einem nach seinem Tode erschienenen Briefe wurde der Schleier von diesem Herzensgeheimnis weggehoben: Amalie Heine, die dritte Tochter Salomon Heine's — nicht Eveline von Geldern, die nie existiert hat — war die erste, man darf wohl auch sagen, einzige und unglückliche Liebe des Dichters!

Es wäre thöricht und vergeblich, dem wahren Verlauf dieser Herzensgeschichte heute noch nachforschen zu wollen; begnügen wir uns daher, statt in müßiger Neugierde in dem Herzensgeheimnis des Dichters umherzuwühlen, die Thatsache zu konstatieren, dass Heine's Liebe eine unglückliche war und schildern wir vielmehr an der Hand des Dichters selbst Verlauf und Ende dieses Liebestraums. Eines der bekanntesten Gedichte von Heine enthält diese Schilderung; es ist das folgende:

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andere liebt eine Andere,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Ärger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen
Der Jüngling ist übel dran!

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei."

Fast mit biographischer Genauigkeit hat Heine später noch, wie Goethe, in dem bekannten Sonett „Im Jahre achtzehnhundertsiebzehn" seinen Liebesroman klar und umständlich erzählt.

Ungleich charakteristischer aber noch als jene versifizierte biographische Episode sind die ersten Prosa-Ergüsse seiner Leidenschaft,

die uns in den beiden Briefen an Sethe erhalten sind: „Ich habe mich wieder hingesetzt, Dir zu schreiben und habe Alles aus dem Herzen rauschen gelassen, was Dir immer spanische Dörfer bleiben." Und dann:

„Wenn die Stunde kommt, wo das Herz mir schwillt,
Und blühender Zauber dem Busen entquillt,
Dann greif ich zum Griffel rasch und wild
Und male mit Worten das Zaubergebild."

— Aber auch verwünschte Prahlerey, es scheint, als sei mir die Muse untreu geworden, und habe mich allein nach Norden ziehen lassen, und sey zurückgeblieben. Ist auch ein Weib. Oder fürchtet sie sich vor die furchtbaren Handelsanstallten, die ich mache? Wahr ist es, es ist ein verludertes Kaufmannsnest hier."

Und das merkwürdigste Dokument ist der zweite Brief des Dichters vom 27. Oktober 1816 an Sethe, weil er zugleich der einzige ist, in welchem Heine ganz ohne Rückhalt sich über seine Liebe ausgesprochen hat. Es heißt darin wörtlich folgendermaßen: „Sie liebt mich nicht! — Mußt, lieber Christian, dieses letzte Wörtchen ganz leise, leise aussprechen. In den ersten Wörtchen liegt der ewig lebendige Himmel, aber auch in dem letzten liegt die ewig lebendige Hölle. — Könntest Du Deinem armen Freunde nur ein bischen in's Gesicht sehen, wie er so ganz bleich aussieht, und gewaltig verstört und wahnsinnig, so würde sich Dein gerechter Unmuth wegen des langen Stillschweigens sehr bald zur Ruhe legen; am besten wäre es zwar, wenn Du einen einzigen Blick in seine inn're Seele werfen könntest, — da würdest Du mich erst recht liebgewinnen." Und an einer späteren Stelle: „Ich habe sie wiedergesehen, —

Dem Teufel meine Seele,
Dem Henker sey der Leib.
Doch ich allein erwähle
Für mich das schöne Weib."

Hu! Schauderst Du nicht, Christian? Schaudere nur, ich schaudere auch. — Verbrenne den Brief, Gott sey meiner armen Seele gnädig. — Ich habe diese Worte nicht geschrieben. — Da saß ein bleicher Mensch auf meinem Stuhl, der hat sie geschrieben. Das kommt, weil es Mitternacht ist. — O Gott! Wahnsinn sündigt nicht. — Du! Du! hauche nicht zu stark, da hab ich eben ein wunderhübsches Kartenhaus aufgeschichtet, und ganz oben auf steh ich und halte sie im Arm! —

Sieh, Christian, nur Dein Freund konnte seinen Blick zum Allerhöchsten erheben (erkennst Du ihn hieran?); freilich scheint es auch, als wenn es sein Verderben sein wird. Aber Du kannst Dir auch kaum vorstellen, lieber Christian, wie mein Verderben so herrlich und lieblich aussieht! — Aut Caesar aut nihil war immer mein Wahlspruch. Alles an Allem.

Ich bin ein wahnsinniger Schach Spieler. Schon beim ersten Stein habe ich die Königin verloren, und doch spiel ich noch, und spiele — um die Königinn. Soll ich weiter spielen? — ....

Nur halte mich, o Gott, in sicherer Huth vor die schleichende finstre Macht der Stunde. — Entfernt von ihr, lange Jahre glühende Sehnsucht im Herzen tragen, das ist Höllenqual und drängt höllisches Schmerzgeschrey hervor. Aber, in ihrer Nähe seyn, und doch ewig lange Wochen nach ihrem alleinseligmachenden Anblick oft vergebens schmachten, u — u — und — und — O! — O! — O Christian! Da kann auch das frömmste und reinste Gemüth in wilder, wahnsinniger Gottlosigkeit auflodern — ....

Sei nicht böse, Christian, ich bin Dir ja so gut, so gut, und bin so gewaltig unglücklich dran. Willst Du mich auch verstoßen? Ach die Stimme im Herzen hat mich sehr getäuscht, wird sie auch diesmal Lügnerin sein? Christian, sag Ja oder Nein. Du bist allein übergeblieben, sag Ja oder Nein. Bei allem, was Dir heilig ist, sag mir die Wahrheit. — Ja? nun so hab ich auch Hoffnung, daß mir die Stimme des Herzens auch bey Molly nicht lügt. Nein? nun — — —

Schreib bald, lieber Christian, Ja, willst Du? —

Das ist auch eine herzkränkende Sache, daß sie meine schöne Lieder, die ich nur, nur für sie gedichtet habe, so bitter und schnöde gedemüthigt und mir überhaupt in dieser Hinsicht sehr häßlich mitgespielt hat. — Aber solltest Du es wohl glauben, die Muse ist mir demohngeachtet jetzt noch weit lieber als je. Sie ist mir eine getreue tröstende Freundinn geworden, die ist so heimlich süß und ich liebe sie recht inniglich ...

Ich dichte viel; denn ich habe Zeit genug, und die ungeheure Handelsspeculationen machen mir nicht viel zu schaffen; — ob meine jetzigen Poesien besser sind, als die früheren, weiß ich nicht; nur das ist gewiß, daß sie viel sanfter und süßer sind, wie in Honig getauchter Schmerz. Ich bin auch gesonnen, sie balde (es kann indessen doch noch viele Monathe dauren) in Druck zu geben. Aber das ist die Schwerenothssache: da es dazu lauter Minnelieder sind, würde es mir als Kaufmann, ungeheuer schädlich seyn; ich kann Dir dies nicht so genau erklären, denn Du kennst nicht den Geist, der hier herrscht. Und gegen Dich kann ichs aufrichtig gestehen: außerdem daß in dieser Schacherstadt nicht das mindeste Gefühl für Poesie zu finden ist, — es seyen denn eigends bestellte und baar bezahlte Hochzeits-, Leichen- oder Kindtaufs-Carminaden, — so hat sich auch noch dazugesellt seit einiger Zeit eine schwüle Spannung zwischen den getauften und ungetauften Juden (alle Hamburger nenne ich Juden und die ich um sie von den beschnittenen zu unterscheiden: getaufte Juden benamse, heißen auch vulgo: Christen). Bey so bewandten Umständen läßt sich leicht voraussehen, daß Christliche Liebe die Liebes-

lieder eines Juden nicht ungehudelt lassen wird. Da ist guter Rath theuer; auch ohne dies weiß ich nicht, wie man eine Buchherausgabe bewerkstelligt, und darinn sollst Du mich belehren, Christian; verstehst das ja besser.

Ich lebe hier ganz isoliert; aus obigen Andeutungen kannst Du Dir dies sehr leicht erklären. — Mein Oheim lebt auf dem Lande. Dort geht es sehr geziert und geschwänzelt zu, und der freie, unbefangene Sänger sündigt sehr oft gegen die Etiquette. Diplomatisches Federvieh, Millionäre, hochweise Senatoren u. s. w. sind keine Leut für mich. Der homerisch göttliche herrliche Blücher aber war unlängst hier, und ich habe das Glück gehabt in seiner Gesellschaft zu speisen bey Onkel; so ein Kerl macht Freude. — —

In relieuser Hinsicht habe ich Dir vielleicht bald etwas sehr verwunderliches mitzutheilen. Ist Heine toll geworden? wirst Du ausrufen. Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir die Himmlische die Irdische ersetzen? Ich will die Sinne berauschen. Nur in den unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich scheint mir jetzt das Wissen in seinem Bettlerkleid. Was mir einst durchsichtige Klarheit schien, zeigt sich mir jetzt als nackte Blöße.

„Werdet wie die Kindlein" lange wähnte ich dies zu verstehen, o ich närrischer Narr! — Kindlein glauben.

Heine."

Dieser Brief ist in der That eines der wichtigsten Dokumente für Heine's Lebensgeschichte, weil er eine Periode dieses Dichterlebens geradezu blitzartig erhellt, die bis jetzt in fast undurchdringliches Dunkel gehüllt war. Mit Recht bemerkt der Herausgeber dieses Briefes, daß die darin noch stammelnde Liebesleidenschaft uns besonders eigenthümlich anmuthe, „die sich durch Bürger'sche Schreckensrufe, durch Citate aus Goethe's Tasso und französischen Tragikern Luft macht, aber zugleich schon über eine Fülle eigener Ausdrücke und Bilder verfügt ..... Das Unbehagen in dem aufgedrungenen Beruf, der eigenthümliche Gegensatz zu dem reichen Oheim, die Abneigung gegen den Krämersinn der Kaufmannsstadt, das drückende Gefühl der jüdischen Erniedrigung, kurz der ganze Heine, zum Theil schon in den eigenthümlichen Wendungen, tritt darin hervor."

Eine längst vergessene Zeitschrift „Hamburgs Wächter" brachte in zwei Nummern vom 27. Februar und vom 17. März 1817 die ersten jener Lieder; allerdings nicht unter dem Namen Heine's sondern unter dem schwerfälligen Anagramm „Sy Freudhold Riesenharf'" das er aus den Buchstaben seiner Vaterstadt und seines eigenen Vor- und Zunamens künstlich zusammengestellt hatte.

Unter seinem Namen hätten diese Gedichte damals wohl in Hamburg nicht erscheinen dürfen, da Harry Heine inzwischen mit Hilfe seines Oheims im Jahre 1818 sich selbständig etabliert und

ein Commissionsgeschäft in englischen Manufakturwaaren unter der Firma Harry Heine & Comp. eröffnet hatte. Darauf beziehen sich auch die „ungeheueren Handelsspeculationen", von denen der Dichter in jenem oben erwähnten Briefe schreibt, die ihm allerdings so wenig zu schaffen machten, dass er schon im Frühjahr des folgenden Jahres 1819 das Geschäft liquidieren musste.

Sein inneres Leben war damals, wie er selbst später sagte, ein brütendes Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern erhellten Schacht der Traumwelt; sein äußeres Leben allerdings „toll, wüst, zynisch, abstoßend", kurz er machte es zum schneidenden Gegensatze seines inneren Lebens, damit ihn dieses nicht durch sein Übergewicht zerstöre! Eine andere Auffassung scheint freilich Salomon Heine gehabt zu haben, der für die Genialität seines Neffen allerdings nur geringes Interesse zeigte. Erst nach dem Zusammenbruch des Geschäftes in der Kleinen Bäckerstraße, vorher am Graskeller Nr. 139 gab er die Hoffnung auf, aus Harry Heine einen tüchtigen Geschäftsmann zu machen. Und erst nach vielen vergeblichen Bitten und Versuchen entschloss er sich dazu, ihm großmüthig die Mittel zum Studieren zu geben, mit der Bedingung, dass er sich dem juristischen Studium mit vollstem Eifer widme, den Doktorgrad erwerbe und sich dann in Hamburg als Advokat niederlasse.

Auch eine kleine Judenverfolgung hat Heine noch in den letzten Tagen seines Hamburger Aufenthalts erlebt und die Erinnerung daran beschäftigte ihn wiederholt noch in späteren Jahren. Der Judenhass, der während der Franzosenzeit fast gänzlich geschwunden war, begann in der Epoche der Restaurationspolitik wieder aufzudämmern. Und die freie Hansestadt folgte dem Beispiele willig, das ihr andere deutsche Städte, Würzburg voran, gegeben hatten. Der Pöbel durchzog die Straßen mit dem Feldgeschrei „Hepp, hepp", warf den Juden die Fensterscheiben ein und prügelte dieselben, sofern sie sich auf den Straßen sehen ließen. Zwei Nächte dauerten diese Unruhen fort, bis ein Plakat der Behörde erschien, welches mit der Drohung schloss: die Garnison würde fortan scharf feuern. Damit war die Judenhetze zu Ende und damit endeten auch die Hamburger Leidenszeit und die kaufmännischen Lehrjahre Heine's, von denen er in Wahrheit nur einen einzigen Vortheil gezogen hat, nämlich — seine schöne Schrift. „Seine Handschrift war sauber und erinnerte an eine Kaufmannshand, welche viel Allotria getrieben; bei ruhiger Abschrift ganz kaufmännisch fest und nur in starken Grundstrichen über den geschäftlichen Charakter hinausgehend, bei eiliger Zuschrift ohne diese Grundstriche und in dünner Undeutlichkeit hinfahrend." Überhaupt war von seiner Familie ein positiver Kaufmannsrest in ihm verblieben.

Im Sommer 1819 verließ Heine Hamburg und kehrte nach Düsseldorf zurück, um sich dort für den Besuch der Universität

vorzubereiten. Der Ruf, daß er „schöne Verse zu machen wisse", verbreitete sich bald in der Heimathstadt und gar manche junge Dame erbat und erhielt einen witzigen oder schwermüthigen Spruch für ihr Album.

Heine's Lieblingslektüre waren damals die Balladen von Ludwig Uhland, dessen Einfluß auf unsern Dichter ein unverkennbarer ist. Unter dem Eindruck der Zeitereignisse und dieser Lektüre entstand in jenen Tagen die später so bekannt gewordene Romanze „Die Grenadiere", die bald darauf von Max Kreuzer in Musik gesetzt und dem französischen Marschall Soult gewidmet wurde. Heine verkehrte damals zumeist mit seinem Schulfreunde Josef Neunzig — sie bereiteten sich beide zugleich für die Universitätsstudien vor und nahmen Unterricht im Lateinischen bei einem alten Lehrer, einem Jesuiten, der mit Heine seine liebe Noth hatte, da dieser die alten Klassiker mit Vorliebe in den jüdisch-deutschen Jargon übersetzte — und Neunzig erzählte später, daß der Eindruck ein unvergeßlicher sei, den jene Romanze auf ihn hervorgebracht, als ihm Heine dieselbe mit tiefschmerzlicher Betonung vorlas.

Im Spätherbst desselben Jahres bezog Heine die Universität zu Bonn.

III.

Die Universität in Bonn wurde im Jahre 1818 von Friedrich Wilhelm III. wieder eröffnet, nachdem sie während der Zeit der französischen Fremdherrschaft mehrere Jahre geschlossen war. Die junge Hochschule erfreute sich bald eines glänzenden Rufes; schon im zweiten Semester desselben Jahres zählte sie siebenhundert immatrikulierte Hörer. Diesen Ruf verdankte die Universität zunächst ihren ausgezeichneten Lehrkräften, von denen nur Namen wie Mittermeier, Welcker, Arndt, A. W. von Schlegel, Delbrück, Diesterweg, Freytag, Nees von Esenbeck u. A. genannt sein mögen.

Auch unter den Hörern befanden sich viele, die später auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und Literatur sich einen bedeutenden Namen erworben haben Außer Heine besuchten auch Simrock, Liebig, Hengstenberg, Hoffmann von Fallersleben, Dieffenbach, Johannes Müller, Jarcke u. A. die Universität.

Das Leben auf dieser Hochschule war von einem sittlichen und wahrhaft patriotischen Geiste getragen. Gerade die Verfolgungen, die die Universitäten von Seiten der Regierungen in jenen Tagen zu erdulden hatten, hatten jenen Geist groß gezogen und befestigt. Der Karlsbader Kongreß hatte eben jene Beschlüsse gefaßt, welche Wilhelm von Humboldt mit Recht „schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend" genannt hatte und deren Endzweck die gewaltsame Unterdrückung jeder freisinnigen Regung in der deutschen Jugend war. Der Mord Kotzebue's, welcher ganz

offen die Rolle eines russischen Spions und Vaterlandsverräthers gespielt hatte, wurde das Signal zu einer großen Demagogenhetze, welche soviel edle Kraft und edles Wollen zu Tode gejagt hat. Die Mainzer Central-Untersuchungskommission spann ihr Netz über alle deutsche Universitäten aus und Alle, welche nur im entferntesten Verdacht burschenschaftlicher Gesinnung standen, wurden in Untersuchung gezogen. Heine erlebte diesen Auflösungsprozeß der allgemeinen deutschen Burschenschaft während seiner Studienzeit mit, und man darf wohl annehmen, daß die Eindrücke jener trostlosen, niedergedrückten Zeit, der sogenannten Restaurationsepoche, bestimmend und maßgebend wurden für seine politische Weltanschauung, die eigentlich trotz aller scheinbaren Wandlungen doch immer dieselbe geblieben ist.

Schon in den ersten Tagen seines Bonner Aufenthalts, bevor er noch die Aufnahmsprüfung bestanden und ordentlich immatrikuliert war, wurde Heine mit mehreren seiner Freunde in eine politische Untersuchung verwickelt. Veranlasssung dazu gab ein Fest, welches die Studierenden der Universität am 18. Oktober, dem Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, veranstalteten. Sie zogen Abends auf den nahen Kreuzberg, wo bei dem Schein der Fackeln und einem mächtigen Freudenfeuer ein Berliner Theologe eine schwungvolle und begeisterte Rede hielt, in der er „zu Tugend und Religion, zum fleißigen Dienste im Dome des deutschen Volkes und im Tempel der Wissenschaft ermahnte, darauf hinwies, daß das Volk auf die blühende Jugend hoffe und mit der Frage schloß, ob sich Einer dem Dienste des Vaterlandes entziehen wolle.“ Natürlich wurde die Frage einstimmig verneint und nach einem Hoch auf den kurz verstorbenen Vater Blücher ging die Versammlung auseinander.

Bald darauf erschien in einer Düsseldorfer Zeitung ein Referat, das Josef Neunzig, Heine's Landsmann und damaliger Stubengenosse, eingeschickt hatte, und in welchem dem Hauptredner folgende Worte in den Mund gelegt wurden: „Brüder! auf uns ruht eine schwere Last, auf uns hofft und wartet das Volk, um das gedrückte Vaterland vom Drucke zu befreien.“ Darauf sollte ein donnerndes Hoch auf die damals stark verpönte Burschenschaft ausgebracht worden sein. — Grund genug, um sofort eine hochnothpeinliche Untersuchung anzustellen, in die eilf Studenten und zwei Professoren, welche auf dem Kreuzberg mit anwesend waren, hineingezogen wurden. Die Untersuchung wurde von dem berühmten Strafrechtslehrer Mittermaier geführt und das mit Heine aufgenommene Protokoll ist noch erhalten. Die Untersuchung stellte sich schließlich als resultatlos heraus; aber der Eindruck, den dieselbe auf Heine und seine Freunde hervorbrachte, darf nicht unterschätzt werden, wenn man sein Lebensbild aus historischen Bedingungen konstruieren will.

Wie bereits bemerkt, hatte Harry Heine in Bonn zunächst eine Aufnahmeprüfung zu bestehen; sowohl er wie sein Freund

Josef Neunzig erhielten die letzte Nummer, Nro. III. Heine wurde am 2. Dezember im Lateinischen, am 4. Dezember in der Geschichte geprüft. Für den deutschen Aufsatz hatte Professor Windischmann das Thema gegeben: „Die Gründe, worauf es für die Entscheidung für einen bestimmten Beruf wesentlich ankommt.“ Leider ist der Aufsatz von Heine nicht mehr aufzufinden gewesen; nach einer Mittheilung von Josef Neunzig soll er das Thema durchaus humoristisch etwa in folgender Weise behandelt haben: „Die Wissenschaften, welche in diesen Hörsälen gelehrt werden, bedürfen vor allem der Schreibbänke; denn diese sind die Stützen, die Träger und Grundlagen der Weisheit, welche vom Munde der Lehrer ausgeht, und von den andächtigen Schülern in die Hefte übertragen wird. Dann sind aber auch die Schreibbänke gleichsam Gedenktafeln für unsere Namen, wenn wir diese mit dem Federmesser hineinschneiden, um künftigen Generationen die Spur unseres Daseins zu hinterlassen.“ Das Zeugnis, welches Heine am 30. Dezember von der Prüfungskommission erhielt, lautet folgendermaßen:

„Harry Heine Nro. III.

Griechisch hat er nicht gelernt. Im Lateinischen ist er von unsicherer Kenntnis und zu geringer Übung, weßhalb er auch keinen Aufsatz geliefert hat. Zu einer Prüfung in der Mathematik hat er sich nicht verstanden. In der Geschichte ist er nicht ohne alle Kenntnisse. Seine deutsche Arbeit, wiewohl auf wunderliche Weise gefaßt, beweist ein gutes Bestreben.“

Am 11. Dezember 1819 wurde Heine als studiosus juris in das Universitätsalbum eingetragen. Er hörte im ersten Winterhalbjahr sechs Vorlesungen und berichtet selbst darüber: „1. Geschichte der deutschen Sprache bei Schlegel, der fast drei Monate lang die barockesten Hypothesen über die Abstammung der Deutschen entwickelte; 2. die Germania des Tacitus bei Arndt, der in den altdeutschen Wäldern jene Tugenden suchte, die er in den Salons der Gegenwart vermißte; 3. germanisches Staatsrecht bei Hüllmann, dessen historische Ansichten noch am wenigsten vag sind, und 4. deutsche Urgeschichte bei Radloff, der am Ende des Semesters noch nicht weiter gekommen war, als bis zur Zeit der Sesostris.“ Außerdem besuchte Heine fleißig die literaturgeschichtlichen und ästhetischen Vorträge des Professors Delbrück und die sehr anregenden Vorlesungen des Privatdozenten Hundeshagen über Kunst und Leben des Mittelalters. Im zweiten Semester hörte er bei Mackeldey Institutionen des römischen Rechts, bei Schlegel die historisch-kritische Erklärung des Nibelungenlieds sowie Metrik, Prosodie und Deklamation und bei Hüllmann Kulturgeschichte, germanisches Staatsrecht des Mittelalters und französische Geschichte.

Von allen Lehrern hatte August Wilhelm von Schlegel den größten Einfluß auf Heine. Schlegel stand damals noch an der

Spitze der nachgoethe'schen Literatur; er war als geistvoller Kenner der deutschen wie der spanischen und englischen Literatur ebenso gefeiert wie als Dichter und Kritiker. Das lebhafteste Interesse brachte er der poetischen Produktion Heine's entgegen; er regte ihn an, einzelne Scenen des ersten Aktes von Byron's „Manfred" zu übersetzen und sprach sich über diese Übersetzung, wie über die lyrischen Gedichte Heine's, in sehr schmeichelhafter Weise aus, wie dieser selbst in einem Brief an einen Jugendfreund und Studiengenossen, Fritz von Beughem, berichtet. Der vornehme, zierliche, elegante Professor machte auch äußerlich auf Heine den größten Eindruck.

Der junge Student stand damals ganz unter dem Einflusse jener Romantik, deren begabtester und bedeutendster Vertreter A. W. von Schlegel war. Von besonderem Interesse ist in dieser Hinsicht sein erster uns bekannter Aufsatz in Prosa, den er im Sommer desselben Jahres für das „Kunst- und Unterhaltungsblatt" als Erwiderung auf eine Satyre schrieb, die W. von Blomberg gegen Romantik und romantische Form gerichtet hatte. In demselben (siehe „Vermischte Schriften") spricht er seine Ansichten und seine Auffassung der Romantik klar und überzeugend aus; sie sind überaus wichtig für das Verständnis seiner poetischen Entwicklung.

Ja man darf wohl sagen, daß in diesen Sätzen das ganze Programm für Heine's zukünftiges Schaffen lag. Merkwürdig ist die kritische Bestimmtheit, die Klarheit und Schärfe des Ausdrucks und nicht zum Mindesten der Stil jenes Aufsatzes. Bedenkt man, daß zwischen der ersten prosaischen Liebesklage in dem oben mitgetheilten Brief an Sethe und diesem Aufsatz über das Wesen der Romantik kaum drei Jahre liegen, so wird man die Entwicklung vollauf würdigen, die Heine in dieser Zeit durchgemacht hat.

In der ersten Zeit lag Heine seinen Fachstudien sehr fleißig ob; seine Kollegienhefte waren in guter Ordnung und „sein Lebensplan noch immer auf eine Vernunftheirath mit der Jurisprudenz gerichtet." Von seinen Freunden in Bonn sind insbesondere Carl Simrock, Dieffenbach, Johann Baptist Rousseau, Friedrich von Beughem, Friedrich Steinmann, Josef Neunzig und vor allem Christian Sethe zu nennen. Mit Simrock wurde Heine dadurch bekannt, daß er in der Vorlesung über Pandekten öfter ein Kollegienheft von ihm lieh; beide befreundeten sich später dadurch, daß ihnen poetische und literarische Neigungen mehr am Herzen lagen als juristische. Rousseau, der nur um einige Jahre jünger war als Heine, war schon auf dem Gymnasium mit ihm befreundet. Er hing an ihm mit großer Verehrung und verherrlichte ihn damals in Bonn in den stümperhaftesten Sonetten. Von dem Einfluß dieses immerhin interessanten Charakters auf den Dichter wird noch später die Rede sein. Auch Friedrich Steinmann kannte Heine schon von Düsseldorf her.

Sein ältester und treuester Freund war auch hier Christian Sethe und als ein Denkmal dieser Freundschaft entstanden in jenen Tagen die bekannte Fresco-Sonette, an diesen Freund gerichtet.

Wie auf dem Gymnasium, so blieb auch auf der Universität Christian Sethe der Beschützer Heine's in mannigfachen Händeln, die dieser theils um seines Glaubens willen, theils wegen seines scharfen und oft verletzenden Witzes auszufechten hatte. Wegen seiner klaren und vorsichtigen Denkungsart hatte er ihm den Beinamen „Staatsrath" gegeben.

Joseph Neunzig war auch in Bonn wie früher in Düsseldorf der Nachbar Heine's. Bis in sein spätes Lebensalter ist Neunzig vor allem jener eigenthümliche satyrische Zug um die Mundwinkel Heine's in Erinnerung geblieben, wenn derselbe irgend einen Scherz, einen Witz oder eine Bosheit erzählte. Eines Tages portraitierte Neunzig seinen Freund auf Elfenbein.

Obwohl er in jener Zeit der Burschenschaft angehörte und an ihren Sitzungen sogar lebhaften Antheil nahm, hatte Heine sich doch wenig von den Studentensitten angeeignet. Er rauchte nie — der Tabaksdunst war ihm auf's Tiefste verhaßt — trank fast gar kein Bier und auch Wein nur sehr mäßig. In größeren Versammlungen verhielt er sich meist sehr still, gegen Fremde zurückhaltend und nur im vertrauteren Freundeskreise ließ er seinen Witz und seiner Ironie, für die Betroffenen oft in verhängnisvoller Weise, die Zügel schießen. Man hielt ihn deßhalb für herzlos und kalt; aber die ihm nahestehenden Freunde erkannten wohl, daß hinter der abstoßenden Hülle sich ein tiefes und weiches Empfindungsleben barg und daß der Dichter bereits in jungen Jahren scheu vor der Außenwelt sich in sich selbst zurückzog.

Heine suchte schon damals in der Poesie die Trösterin für jegliches Leid und huldigte eifrig der Muse. Die Pandekten und die grauen Institutionen des Gajus sagten ihm wenig zu; die „eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme" stimmten ihn oft sehr verdrießlich. Die Traumbilder, Lieder und Romanzen der „Jungen Leiden" wurden meist in Bonn vollendet und sämmtliche Sonette hier verfaßt. Diese Fresco-Sonette sind ganz und gar verschieden von der gewöhnlichen Sonettendichtung. Es beginnt schon mit ihnen die volle Auflehnung Heine's gegen alle bestehenden Gesetze der Poetik; er gebraucht die melodische Form des Sonetts für Zwecke, die diesem fremd sind und statt harmonisch abzuschließen, enden diese Lieder mit einem schrillen Mißklang.

So war das Leben in Bonn sehr günstig für die poetischen Anlagen Heine's. Trotzdem entschloß er sich schon im Herbst desselben Jahres — aus welcher Veranlassung ist nicht bekannt — Bonn zu verlassen und die Universität in Göttingen zu beziehen. In den Briefen an seine Freunde aus jener Zeit wiederholt er des

Österen die Versicherung, daß er nur „des Ochsens" wegen von Bonn fortgegangen sei. Vorher schon hatte er mehrere Wochen in dem Dörfchen Beul bei Bonn zugebracht und dort seine Tragödie „Almansor" begonnen. In den Universitätsferien desselben Jahres machte er zuerst einen Besuch bei seinen Eltern in Düsseldorf und trat sodann eine Wanderung durch Westfalen an. Die Erinnerungen an die Reise und an diesen anmuthigen Landstrich beschäftigten ihn später noch vielfach.

Wenn Heine „das Ochsen" als seine vornehmste Aufgabe für Göttingen in Aussicht nahm, so darf man deshalb doch nicht glauben, daß er nicht auch in Bonn dem juristischen Brotstudium fleißig obgelegen habe. In dem Dekanatszeugnis der Universität heißt es: „Daß der stud. juris H. Harry Heine aus Düsseldorf während seines Aufenthaltes auf hiesiger Universität folgende Vorlesungen, nämlich . . . . .
mit ausgezeichnetem Fleiß und rühmlichster Aufmerksamkeit besucht habe, wird demselben bey seinem Abgange von hier, der Wahrheit gemäß andurch bezeugt."

Die äußere Erscheinung und das Wesen Heine's zu jener Zeit werden von Verwandten und Freunden übereinstimmend folgendermaßen geschildert: Er war mittelgroß, hatte eine kleine, weiße Hand, so schön geformt wie die seiner Mutter, edle Gesichtszüge, lichtbraunes, nach damaliger Sitte ziemlich langes Haar, welches das feine Oval seines bartlosen Gesichtes umrahmte, eine griechische Nase, schön gewölbte Augenbrauen, helle blaue Augen, einen großen Mund mit vollen, wollüstigen Lippen und mit sarkastisch verzogenen Mundwinkeln.

Er kleidete sich stets mit Sorgfalt und Geschmack und schon in Bonn war es bekannt, daß er der Mode folgte und seine Kleider keine Fältchen werfen durften; auch seine Wäsche war untadelhaft. Spitzenjabots und feine gekräuselte Manschetten, wie man sie damals trug, durften nie fehlen. Gewöhnlich trug er auch einen Studentenrock von Sammet.

IV.

Die Universität in Göttingen hatte ihre Blüthezeit hinter sich, als Harry Heine am 4. Oktober 1820 sich daselbst immatrikulieren ließ. Nur die juristische Fakultät hatte noch einige Bedeutung; ihr Ruf war es auch, welcher Heine nach Göttingen zog.

Am 9. November schreibt er an seinen Freund Fritz Beughem: „Hätte ich nicht die Länge des Wegs aus Erfahrung gekannt, so wäre ich richtig wieder nach Bonn zurückgelaufen. Patente Pommadehengste, Prachtausgaben wässrigter Prosaiker, plastisch ennuyante Gesichter — da hast Du das hiesige Burschenpersonal . . .

Ich höre Beneken's Kollegium über altdeutsche Sprache mit großem Vergnügen. Denk Dir, Fritz, nur 9 (sage neun) Studios hören dieses Kollegium. Unter 1300 Studenten, worunter doch gewiss tausend Deutsche, sind nur neun, die für die Sprache, für das innere Leben und für die geistigen Reliquien ihrer Väter Interesse haben. O Deutschland!"

Wir ersehen aus diesem Briefe, dass sich Heine in Göttingen durchaus nicht glücklich fühlte und dass der Schmerz seiner unglücklichen Liebe und seines verfehlten Jugendlebens noch mächtig nachwirkte; wir ersehen aber auch daraus, dass er für alle seine Leiden weniger im „Ochsen" als in der Beschäftigung mit seinen poetischen Arbeiten Trost und Ersatz fand. Hatte er doch im ersten Semester nicht ein einziges juristisches Kolleg belegt; dafür aber die Tragödie „Almansor" bis zum dritten Akte fertig gemacht und die bis dahin zerstreuten Gedichte gesammelt!

Er besuchte nun die Vorlesungen von Beneke und Sartorius über deutsche Literatur und Geschichte und lebte sonst ziemlich abgeschlossen. Von den Professoren trat er nur Sartorius näher, „dem großen Geschichtsforscher und Menschen, dessen Auge ein klarer Stern ist in unserer dunklen Zeit und dessen gastliches Herz offen steht für alle fremden Leiden und Freuden, für die Besorgnisse des Bettlers und des Königs und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter." Sartorius, der die dichterische Bedeutung Heine's erkannt hatte, prophezeite diesem eine große Zukunft, fügte jedoch hinzu: „Indessen man wird Sie nicht lieben."

Von den studentischen Kreisen, deren rohes Treiben ihn abstieß, hielt sich Heine in jener Zeit gänzlich fern. Seine Mittel hätten auch nicht ausgereicht, um mit den hochmüthigen hannöverschen Junkern, die damals in Göttingen die Hauptrolle spielten, zu fraternisieren. In seiner „Harzreise" hat er dieses rauflustige Treiben der Göttinger Studenten ergötzlich verspottet.

Dass die materiellen Mittel Heine's keine allzu großen waren, erhellt auch aus seinen Mittheilungen über die Mutter, von der er berichtet: „Welche Aufopferung bewies sie dem Sohne, dem sie in schwieriger Zeit nicht bloß das Programm seiner Studien, sondern auch die Mittel dazu lieferte! Als ich die Universität bezog, waren die Geschäfte meines Vaters in sehr traurigem Zustande, und meine Mutter verkaufte ihren Schmuck, Halsband und Ohrringe von großem Werthe, um mir das Auskommen für die vier ersten Universitätsjahre zu sichern."

Trotz seiner Abneigung gegen studentische Händel, wurde Heine in demselben Semester in einen Ehrenhandel verwickelt, in Folge dessen sein Aufenthalt in Göttingen einen jähen Abschluss fand. Der Studiosus Wilhelm Wiebel aus Eutin hatte einen beleidigenden Ausdruck gegen Heine gebraucht und dieser hatte ihn

deßhalb durch den Studiosus Vallender aus Rheinpreußen fordern lassen. Das Duell wurde jedoch durch den Prorektor Professor Tychsen, dem man die Sache hinterbracht hatte, vereitelt; er diktierte beiden Kontrahenten Stubenarrest für den zum Duell erwählten Tag und bewog später Wiebel, seine Beleidigung zurückzunehmen.

Ob nun die Form und Art dieser Revocation oder ob die „authentische Erklärung" des königlichen Universitätskuratoriums keine befriedigende war, die Streitigkeiten nahmen kein Ende, trotzdem beiden Theilen vom Universitätsgericht unter Androhung strenger Strafen Ruhe geboten ward. Die Affaire Heine-Wiebel beschäftigte die duellwüthenden Studentenkreise mehrere Wochen sehr angelegentlich und fand erst ihren Abschluß vor den Schranken des Universitätsgerichts, welche am 23. Januar 1821 gegen Wilhelm Wiebel eine größere Untersuchung anstrengte, die beiden Sekundanten Vallender und Rantzau mit acht Tagen Karcer bestrafte und Harry Heine das consilium abeundi auf sechs Monate ertheilte.

„Selig dämmernd, sonder Harm,
Liegt der Mensch in Freundes Arm;
Da kommt plötzlich, wie's Verhängnis
Des Consiliums Bedrängnis,
Und weit fort von seinen Lieben
Muſs der Mensch sich weiter schieben."

Mit diesen Versen tröstete Heine sich sehr rasch über den nicht allzu großen Schmerz, Göttingen verlassen zu müssen. Unter dem Vorwande einer Erkrankung wurde ihm gestattet, noch mehrere Wochen dort verweilen zu dürfen, bis die Erlaubnis der Eltern und des Oheims sowie die nöthigen Geldmittel anlangten, um den Aufenthalt in der zopfigen, alten deutschen Universitätsstadt mit dem Leben in Berlin, der aufblühenden Residenz, zu vertauschen.

V.

Es war in den letzten Februartagen des Jahres 1821, als der flotte Bruder Studio Harry Heine mit leichtem Sinne und noch leichterem Gepäck seinen Einzug in Berlin hielt, um daselbst zu studieren. Der grelle Kontrast zwischen dem Nebelheim der Bonner Romantik und dem Gelehrtenzopf der Georgia Augusta einerseits und dem buntbewegten, farbenschillernden, lustigen Treiben der Königsresidenz andererseits, behagte dem weltstürmenden Geiste des jungen Dichters ganz außerordentlich. Mannigfachste geistige Anregungen, das freie ungebundene Leben lockten Heine gewaltig, und mit allem Eifer nahm er die neuen Erscheinungen in sich auf, die das damalige Berlin ihm darbot.

Denn es war zu jener Zeit ein recht lustiges Treiben in Berlin! In der Politik und im Staatsleben freilich nicht, denn

da wehte der eisige Hauch der starrsten Reaktion, der mit schwerer Hand jede freie Geistesregung niederhielt oder durch die Censurscheere ausmerzte, der durch die Demagogenverfolgungen, die Spionenriecherei, das politische Renegatenthum und den feigen Abfall zu üppiger Blüthe sich emporgeschwungen hatte. Wohl aber im gesellschaftlichen Leben! Eben weil man mit seinem „beschränkten Unterthanenverstande" sich nicht um die Politik bekümmern durfte, ohne mit den Schergen der Reaktion in Konflikt zu gerathen und sich den peinlichsten Verfolgungen auszusetzen, lebte man recht lustig in den Tag hinein, veranstaltete man Bälle und Feste, besuchte man Theater und Concerte, trieb man Musik zu Hause und auf der Straße, arrangierte man ästhetische Thees und literarische Diners, las man Gedichte und Zeitschriften, welche meist voll Skandalgeschichten wimmelten, Almanache und dergleichen Nippsächelchen mehr. Wie früher die Märtyrer der Freiheit, so waren jetzt die Sänger und Sängerinnen der königlichen Oper die Helden des Tages, und Henriette Sontag war der Abgott der Berliner. „Henriette" war die Losung und „Sontag" das Feldgeschrei. Der Kampf zwischen den Anhängern Spontini's und Weber's brachte die sonst so kühlen Berliner in die heftigste Erregung und die Aufführung des „Freischütz" war Wochen und Monate lang das Gespräch der Gesellschaft.

Die blaue Blume der Romantik, deren berauschender Duft damals alle sinnenden Gemüther in Deutschland betäubte, hatte in Berlin nur wenig Freunde. Das Hauptvergnügen der Residenz war die Musik, welche der Romantik seltsamer Weise ferne stand; nach der Musik kam das Schauspiel, welches damals unter der Leitung des Grafen Brühl stand, und erst in dritter Reihe kam die Poesie als Lieblingspassion der höheren Kreise Berlins. Musik, Schauspiel und Poesie — das waren drei Dinge, die in so glänzender Vereinigung der junge Heine bis jetzt noch nicht gekannt hatte. Was Wunder, daß er sich nun den Vergnügungen, die sich ihm so verlockend darboten, voll und ganz hingab und des eigentlichen Zweckes seiner Anwesenheit in Berlin ziemlich vergaß!

Nichtsdestoweniger erkannte er mit seinem scharfen Geiste bald, nachdem der erste Rausch verflogen war, die innere Hohlheit und Leere aller dieser Vergnügungen und gab dieser Erkenntnis in seinen „Briefen aus Berlin" an eine westfälische Zeitschrift beredten Ausdruck.

Und auch der Glanz, den die Stadt selbst mit ihren neuen und geraden Straßen, mit ihren Prachtbauten und ihrem militärischen Wesen auf Heine ausgeübt hatte, verflog rasch und ebnete kritisch nüchterner Betrachtung den Platz, über die selbst „der alte Fritz und sein spanisches Röhrchen" keine Macht mehr hatte. Dagegen übte der Geist eines anderen Herrschers, eines Herrschers im Reiche der Geister, mächtigen Einfluß auf ihn und seinen

Spuren ging Heine eifrig nach. „Mich durchschauert's, wenn ich denke: auf dieser Stelle hat vielleicht Lessing gestanden!" rief er aus, als er zuerst „Unter den Linden" spazieren ging. Sichtbare Spuren dieser Herrschaft traf er allerdings in den Kreisen, auf die er zunächst angewiesen war, kaum an; nur unsichtbar wirkte der Geist Lessing's noch nach und warf einen Schimmer der Verklärung über das Berlin der dreißiger Jahre, welches vornehmlich für die Romane von Walter Skott schwärmte, sofern nicht seine literarischen Neigungen noch viel tiefer gingen und ihre Befriedigung in den Romanen von Clauren und Genossen überreichlich fanden.

Nur eine verhältnismäßig kleine, aber desto eifrigere und begeistertere Gemeinde hatte sich in Berlin vereinigt, um dem Goethe-Kultus ihre Altäre zu errichten. Die Innigkeit und Schwärmerei, ja die wahrhaft abgöttische Verehrung, die diese kleine Gemeinde dem Dichterfürsten von Weimar zollte, wird uns erklärlich und verständlich, wenn wir bedenken, daß es vornehmlich Frauen waren, die diesem Kultus gehuldigt und die dem Dichter die Herzen der besten und edelsten Männer des damaligen Berlin, sei es im Sturme, sei es im langen mühevollen Werben, stets aber voll und ganz eroberten. Von diesen Frauen steht eine in erster Reihe; man darf sie als die Priesterin der Berliner Goethe-Gemeinde betrachten: Rahel Levin.

Rahel Levin Markus, geboren im Jahre 1771, vermählte sich im Jahre 1814 mit Varnhagen von Ense und starb im Jahre 1833 in Berlin.

Sie war die Pythia der Berliner Gesellschaft; ihre Aussprüche galten in den gebildeten Kreisen und in den „Salons" für delphische Orakel — die hervorragendsten Romantiker waren ihre Freunde, die Elite der Berliner Gesellschaft bildete den Kreis ihrer Verehrer, das junge Deutschland den Heerbann ihrer apostolischen Streiter und Goethe war ihr Gott. Ihre Weltanschauung, ihr ganzes Sein und Empfinden, ihr Denken und Fühlen ist nur der Reflex ihrer Verehrung für Goethe; ihre ganze geistige Existenz ist von ihm abhängig, ihr Horizont von seinen Werken umgrenzt. Mit großen geistigen Gaben ausgestattet, von einer merkwürdigen Klugheit und Herzensgüte, dabei aber auch von stärkster Subjectivität und Leidenschaftlichkeit, bewegte sie sich in den seltsamsten Paradoxen: Goethe und Fichte waren die Pole ihres Denkens, jetzt voll glühender Sinnlichkeit, ist sie doch bald darauf von sittlicher Wärme durchdrungen, heute eine willensstarke Atheistin, predigt sie morgen fast mit ascetischer Verzückung religiöse Wahrheiten, hier das ewig Weibliche über Alles stellend, dort der Emancipation des Fleisches huldigend, Egoismus und Liebe, Sophistik und Leidenschaft in sich vereinigend, aber zu keiner Harmonie verschmelzend — so war Rahel. Und man versteht diese merk-

würdige Frauengestalt am besten, wenn man ihre Erklärung des Paradoxons liest, das sie „für eine Wahrheit" hält, „die noch keinen Raum finden kann, sich darzustellen; die gewaltsam in die Welt drängt und mit einer Verrenkung hervorbringt".

Ihrer Verehrung für Goethe hat Rahel in dem Briefwechsel mit Varnhagen ein merkwürdiges Denkmal gesetzt, schon im Jahr 1808, also zu einer Zeit, wo Goethe von der Berliner Kritik noch nicht durchweg anerkannt war.

In ihrem Kreise trafen Alexander und Wilhelm von Humboldt, Fichte, August Wilhelm und Friedrich von Schlegel, Tieck und Schleiermacher, Bopp, Gentz, Chamisso, Fouqué, Gans, Hitzig und von Frauen Dorothea Mendelssohn, Henriette Herz, Pauline Wiesel u. A., sowie die Mitglieder der höchsten Aristokratie, Prinz Louis Ferdinand, die Herren von Marwitz, von Brinkmann u. A. zusammen.

Und in diesen Kreis trat nun auch Harry Heine im Frühling des Jahres 1821 ein. Rahel und Varnhagen fanden beide an dem jungen geistvollen und witzigen Manne inniges Wohlgefallen und bald war ihr Salon die Wiege seines Dichterruhms. Während Rahel durch ihr schwärmerisches Sinnen und durch ihr geistvolles Wesen Heine an sich zog, übte der streng kritische Varnhagen auf seine dichterische Entwicklung hervorragenden Einfluß. Auch Heine wurde für die Goethe-Gemeinde als Mitglied geworben, obwohl er durchaus nicht zu den unbedingten Anbetern des Dichters gehörte und trotzdem er sich auch niemals zu einer so abgöttischen Verehrung Goethe's hinreißen ließ, wie sie in jenen Kreisen heimisch war.

Gegen diese blinde Schwärmerei wagte Heine nur hier und da eine schüchterne Opposition; aber die „geistreichste Frau des Universums", wie Heine Rahel später einmal nannte, wußte den Ketzer bald zu überzeugen, wenn auch nicht völlig zu bekehren. Rahel verstand Heine wie kaum sonst Jemand; sie selbst erzählt: „Er wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt, wie so viele, und immer zu viele; da er fein und absonderlich ist, verstand ich ihn oft, und er mich, wo ihn Andere nicht vernahmen; das gewann ihn mir und er nahm mich als Patronin. Ich lobte ihn, wie alle, gern, und ließ ihm nichts durch, sah ich's vor dem Druck; doch das geschah kaum; und ich tadelte dann scharf."

Als Zeichen seiner freundschaftlichen Zuneigung widmete Heine später seiner Freundin Rahel sein „lyrisches Intermezzo".

Rahel war über diese Widmung sehr erfreut, weil sie sich dessen bewußt war, die dichterische Begabung Heine's früh erkannt und stets gewürdigt zu haben. Als Rahel am 7. März 1833, 62 Jahre alt, starb, verlor auch Heine eine der festesten Stützen seines Lebens.

Nicht so innig und so ununterbrochen treu wie das Verhältnis zu Rahel, war die Freundschaft zwischen Heine und Varnhagen.

Lag die Schuld daran an dem reizbaren Naturell Varnhagen's, oder an der Leichtgläubigkeit des Dichters, der vielleicht bösen Einflüsterungen gegen den Freund in schwachen Stunden Gehör gab, oder, weil dieser eine Bitte, die nicht zu erfüllen, unberücksichtigt ließ, daraus auf eine Fahrlässigkeit Varnhagen's schloß, genug, das Verhältnis zwischen diesen beiden Männern war wohl ein schönes, aber nicht andauerndes.

Aber noch eine andere Frau muß hier billigerweise genannt werden, die ebenfalls einen geistreichen Zirkel um sich versammelte, und die auf Heine's dichterische Entwicklung den gedeihlichsten Einfluß ausgeübt hat — nämlich Elise von Hohenhausen, die selbst eine begabte Dichterin, an jedem Dienstag die besten und gelehrtesten Männer, an denen das damalige Berlin so reich war, in ihrem Salon versammelte. Varnhagen und Rahel sowie ihr Bruder Ludwig Robert und dessen wunderschöne Gattin, Friederike Robert, Chamisso, Eduard Gans, Lazarus Bendavid, Wilhelm Hensel, Apollonius von Maltiz, Hermine von Chezy, Fanny Tarnow und Andere tauschten dort in ernsten und heiteren Gesprächen ihre Ansichten über die wichtigsten Tagesfragen der Literatur und der Kunst aus. In diesem Kreise las Heine zuerst seine Gedichte, die er unter dem Namen „lyrisches Intermezzo" gesammelt hatte, seine Tragödie „Almansor" und die Bruchstücke einer neuen Tragödie, die er inzwischen begonnen hatte, „Ratcliff" vor. Elise von Hohenhausen hat das Verdienst, zuerst fast die dichterische Größe Heine's erkannt zu haben; sie war es, die ihn als Nachfolger Lord Byron's in Deutschland proklamierte. Noch nach dreißig Jahren, auf seinem Krankenbette gedachte Heine in wehmüthiger Rückerinnerung der heiteren und schönen Stunden, die er in diesem edlen Kreise verlebt.

Auch mit Heinrich Stieglitz und seiner, durch ihr tragisches Ende berühmten Gattin, Charlotte, wurde Heine während seines Berliner Aufenthalts durch Varnhagen bekannt. Über einen Besuch, den er in Begleitung seines jüngeren Bruders Maximilian bei diesem Ehepaare, welches damals in einem Gartenhause in Potsdam wohnte, gemacht, hat dieser einige interessante Mittheilungen veröffentlicht, denen zufolge der Eindruck, den das junge Ehepaar auf Beide erregte, schon damals ein eigenthümlicher, beängstigender, gewesen ist. Aus Allem sprach die unsichere bürgerliche Lage, ein Überschwang dichterischer Phantasie, nirgends ein ruhiger Halt. Heine prophezeite dem seltsamen Paar schon damals ein tragisches Ende.

Neben diesen geistreichen und klugen, genialen und frivolen Männern und Frauen lebte aber noch ein anderer Kreis von nicht minder genialen und nicht minder frivolen jugendlichen Männern damals in Berlin, in den Heine gleichfalls hineingezogen wurde, und in dem er sich bald sehr wohl und behaglich fühlte. In jener literar-

historisch berühmten Weinstube von Lutter und Wegener in der Behrenstraße — unweit der damaligen Wohnung Heine's — in den alten und düsteren Räumen, in denen einst die Romantik ihre tollen Orgien gefeiert, fand sich allnächtlich ein Kreis von phantastischen Gesellen — Poeten und Studenten — zusammen, vor deren Anblick sich jeder redliche Spießbürger schnell bekreuzte; da waren Ludwig Devrient und E. T. A. Hoffmann, die Letzten der romantischen Tafelrunde, ferner Christian Dietrich Grabbe, der geniale Dichter „mit dem Kainsstempel göttlichen Wahnsinns an der Stirn", Ludwig Robert, Karl Köchy, Friedrich v. Uechtritz und da saß auch Harry Heine und jubelte und schrie und trieb wohl auch alle jene genialen Tollheiten mit, die dort ausgeheckt wurden, jene Träume, Schnurren und Zoten, um den Wurm gewaltsam zu morden, der drinnen im Herzen festsaß und dasselbe zernagte. Sowohl die Mittheilungen der Genossen als auch die vor einigen Jahren erschienen Briefe von und an Grabbe geben die interessantesten Aufschlüsse über das tolle Treiben dieses Kreises, das seinen Gipfel in jener seltsamen Epistel Grabbe's an den Kronprinzen von Preußen erreicht hatte, die mit den Worten schließt: „Viele nannten mich genial, ich weiß indeß nur, daß ich wenigstens Ein Kennzeichen des Genies besitze, den Hunger." Grabbe war es auch, der in diesem Kreise übermüthiger Zecher Heine am meisten interessierte und dessen er später noch in den „Memoiren" freundschaftlich gedenkt.

Aber aus all' diesen Bacchanalien erwachte Heine doch wieder zu poetischem Schaffen. In dem kleinen Stübchen „mit rothseidenen Gardinen" in der dritten Etage der Behrenstraße Nro. 71, da entstanden damals jene wundersamen Weisen unglücklicher Liebe, jene wehmüthig ironischen Lieder, die den großen Schmerz seiner Seele beweinten. Und hier war es auch, wo den noch immer hoffenden Jüngling die Botschaft erreichte, daß die Geliebte seines Herzens einem anderen Manne ihre Hand gereicht habe. Es war am 1. Mai des Jahres 1821, wie der Dichter selbst in dem bereits citierten Gedichte angiebt; Amalie Heine hatte, wahrscheinlich dem Drängen der Verwandten nachgebend, einem reichen Bewerber, dem Rittergutsbesitzer John Friedländer aus Königsberg sich vermählt.

Sie haben Dir Viel erzählet
Und haben Viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet
Das haben sie nicht gesagt.

Sie machten ein großes Wesen
Und schüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Bösen
Und Du hast Alles geglaubt . . .

In diesem und zahlreichen ähnlichen Liedern, die zumeist aus jenen Tagen stammen, beklagte Heine das Weh seiner unglücklichen und verrathenen Liebe.

Und nur in den Armen der Muse allein fand er Trost und Ruhe für seine vielen theils wirklichen, theils eingebildeten Leiden.

Mit allem Eifer wendete Heine sich jetzt seinem Lieblingsplan zu, den er bereits seit fünf Jahren hegte, ohne ihn erfüllen zu können, der Veröffentlichung seiner Gedichte. Bereits in Bonn hatte er der Weber'schen Buchhandlung dieselben zum Verlag angetragen; das Manuscript lag lange Zeit im Pulte des Buchhändlers und wanderte dann ungelesen zu dem jungen Autor zurück. Einen zweiten Versuch machte Heine von Göttingen aus, indem er der Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig mit folgenden Worten den Verlag anbot: „Ich wünschte recht sehr, daß Sie selbst mein Manuscript durchlesen möchten, und bei Ihrem bekannten richtigen Sinn für Poesie bin ich überzeugt, daß Sie wenigstens der ersten Hälfte dieser Gedichte die strengste Originalität nicht absprechen werden. Dieses Letztere, welches heutzutage schon etwas werth ist, mußten mir auch die zähesten Kunstrichter zugestehen, vorzüglich mein Meister A. W. von Schlegel, welcher (vorigen Winter und Sommer in Bonn) meine Gedichte mehrmals kritisch durchhechelte, manche Auswüchse derselben hübsch ausmerzte, manches Schöne besser aufstutzte und das Ganze, Gott sei Dank, ziemlich lobte. Da mich leidliche Verhältnisse zwingen, jedes Gedicht, dem man nur irgend eine politische Deutung unterlegen könnte, zu unterdrücken, und meist nur erothische Sachen in dieser Sammlung aufzunehmen, so mußte solche freilich ziemlich mager ausfallen."

Der Verlagsantrag des jungen Studenten, der sich in diesem Briefe seltsamerweise „Rechtskandidat" nannte, während er im dritten Semester stand, wurde indeß von Brockhaus mit der „äußerst zierlichen und höflichen Antwort, daß er gar zu sehr in diesem Augenblicke mit Verlagsartikeln überladen sei" abgelehnt.

Heine tröstete sich damit, daß es auch Goethe mit seinen ersten Produkten so ergangen sei, und machte nun keinen weiteren Versuch, bis er in Berlin durch Varnhagen von Ense mit dem berühmten Professor F. W. Gubitz bekannt wurde, dessen „Gesellschafter" damals die beliebteste Zeitschrift in Berlin war. Diesem überreichte er eine Anzahl seiner Gedichte mit den Worten: „Ich bin Ihnen völlig unbekannt, will aber durch Sie bekannt werden." In der Nummer vom 7. Mai 1821 erschien sein erstes Gedicht, das bekannte „Traumbild" vom Kirchhof: „Ich kam von meiner Herrin Haus". In den nächsten Nummern folgten dann „Die Minnesänger", das „Gespräch auf der Paderborner Haide", einige von den Fresco-Sonetten „Die Brautnacht", das „Ständchen eines Mauren" und die Übersetzung einzelner Scenen aus Byron's „Manfred". Der neue ungewöhnliche, ja bisher unerhörte Ton dieser Gedichte erregte in jener stillen Zeit ungeheures Aufsehen, so daß der Chef der Maurer'schen Buchhandlung, welche den „Gesellschafter" herausgab, sich dazu entschloß, die Gedichte zu

verlegen und dem jungen Poeten statt des Honorars vierzig Freiexemplare zu gewähren. In dem Brief Heine's an den Verleger, in welchem er ihm den Verlag der Gedichte und Dramen anbot, schreibt er: „Ich glaube nicht, daß ich hier in Berlin sehr bekannt bin, aber desto mehr bin ich es in meiner Heimath am Rheine."

In den ersten Dezembertagen des Jahres 1821 erschienen „die Gedichte" und wurden nun allgemein besprochen, gelobt und getadelt, ja, was noch mehr bedeuten will, sogar gekauft und — travestiert. Die erste bekannt gewordene Kritik erschien im „Gesellschafter" vom 19. Januar 1822; sie rührte von Varnhagen v. Ense her, der als kritischer Richter eine maßgebende Stellung inne hatte, so daß die Anzeige wohl den Werth eines Geleitbriefes für den jungen Dichter repräsentierte.

Auch viele andere Kritiker, berufene und unberufene, sprachen sich wie Varnhagen in günstigster Weise über die neue Erscheinung aus, die bald glühende Verehrer, eifrige Nachahmer, aber auch entschiedene Gegner fand. Schon am 16. Oktober sah sich Heine zu der öffentlichen Erklärung im Gesellschafter genöthigt, daß einige in der „Abendzeitung" abgedruckte und mit dem Namen „Heine" unterzeichnete Gedichte nicht von ihm herrührten. Später erschienen im „Westteutschen Musenalmanach" einige mehr oder minder gelungene Parodien Heine'scher Lieder, die theils von J. B. Rousseau, theils von H. Anselmi (Josef Lehmann) verfaßt waren; auch Herrmann Schiff, der Vetter und Freund Heine's und ein Herr von Schilling parodierten die Heine'sche Manier.

Auch sonst hatte Heine Mancherlei von Freund und Feind zu ertragen, so daß die fröhliche und heitere Stimmung, in der er sich zu Ende des Jahres befunden hatte, bald wieder jenen trüben Vorstellungen wich, die ihn gar oft anwandelten. Er glaubte sich verfolgt zunächst seines Glaubens, dann aber auch der Anerkennung wegen, die seine Schöpfungen in so reichem Maße gefunden hatten; überaus empfindlich gegen jeden Tadel, vermochte ihn eine absprechende Kritik, ja selbst eine feindselige Notiz oder ein Inserat in die bitterste und gehässigste Stimmung zu versetzen. Dazu kamen mannigfache körperliche Leiden. Vor Allem ein nervöser Kopfschmerz, über den er sich schon in frühester Jugend beklagte und der ihn im Leben nie wieder verließ. Diese trübe Grundstimmung klingt aus vielen Briefen und Gedichten jener Periode heraus, am deutlichsten aus einem, erst vor einigen Jahren veröffentlichten Billet an Christian Sethe, in welchem er dem alten Jugendgenossen plötzlich nachdrücklichst und entschieden die Freundschaft aufkündigt.

Indeß hatte er sich mit dem besten, edelsten und bravsten seiner Jugendfreunde, „dem ehrlichen Christian, dessen bloßes Wort am jüngsten Tage dem Gnadenrichter mehr gelten wird, als die Eide von Hunderttausenden", bald wieder ausgesöhnt,

und es war ihm ein schmerzlicher Verlust, als der Freund gegen Ende des Jahres Berlin verlassen mußte; Sethe wurde als Referendar an die Regierung in Münster versetzt. In dieser Stadt hatte Heine außerdem noch zwei Freunde, den bereits wiederholt genannten Friedrich Steinmann, einen unermüdlichen Vielschreiber, der Heine noch manche böse Stunde bereiten sollte, obwohl dieser seine wenig bedeutenden Schöpfungen stets besonders mild beurtheilt hatte, und Karl Immermann.

Wie Heine war auch Immerman von der romantischen Schule ausgegangen; gleich ihm hatte auch er sich aus den Banden der Romantik frei gemacht, und wenn auch auf verschiedenen Wegen, mit verschiedenen Anlagen und einem grundverschiedenen Charakter, so strebten doch beide einem gemeinsamen Ziele zu. Nachdem Immermann, wie bereits bemerkt, im „Rheinisch-westfälischen Anzeiger" die „Gedichte" Heine's in wahrhaft aufmunternder und freundlicher Weise besprochen hatte, entwickelte sich eine innige und andauernde Freundschaft zwischen Beiden. Heine machte in den literarischen Kreisen Berlins eifrige Propaganda für Immermann's Dramen, was ihm von manchen Berliner Dichtern sehr verübelt wurde, und am 24. Dezember desselben Jahres dankt er ihm für die „bedeutungsvollen, menschenversöhnenden Liebesworte", mit denen Immermann seine kritische Anzeige über die Gedichte geschlossen hatte.

Einer der eifrigsten Gönner der Muse Heine's und einer seiner vornehmsten Freunde war zu jener Zeit der Dichter de la Motte-Fouqué. Fouqué war gleichsam der märkische Dichterfürst, der gesellschaftliche Mittelpunkt der romantischen Schule. Alle ihre Dichter waren stolz darauf, mit ihm in nähere Beziehung zu treten. Man lese nur das Entzücken Hoffmann's, als er mit Fouqué in Berührung kam! Jean Paul und Goethe erkannten den Dichter an; die Jugend der Freiheitskriege feierte in ihm einen geistigen Vorkämpfer. Und dieser Mann war einer der Ersten, der Heine's poetisches Talent freudig anerkannte und der in einem innigen Gedichte ihm seine Anerkennung zugleich mit einer eindringlichen Mahnung, sich mit seinem Gotte zu versöhnen, aussprach.

Heine war durch die Theilnahme des damals so hoch angesehenen Mannes tief gerührt und erwiderte sein Schreiben mit gleicher Herzlichkeit. Nichtsdestoweniger verurtheilte selbstverständlich Heine auf das Entschiedenste die mittelalterlich-romantische Richtung Fouqué's.

Auch die Gattin des Barons de la Motte-Fouqué, ferner Adalbert von Chamisso, Willibald Alexis, Michael Beer, der Dichter des „Paria", Eduard Hitzig und der bereits genannte F. W. Gubitz zählten in jener Zeit zu Heine's Freunden und Förderern.

In studentischen Kreisen verkehrte Heine auch in Berlin nur sehr wenig. Außer seinen rheinischen Bekannten: Klein, Plücker,

Belling, Herrmann Schiff und vor allem Christian Sethe, hatte er nur einen einzigen Freund in jenen Kreisen, einen jungen Polen, den Grafen Eugen von Breza, der ihm besonders an's Herz gewachsen war und mit dem er sehr intim verkehrte. Als Graf Breza zu Ostern des Jahres 1822 Berlin verlassen mußte — wahrscheinlich in Folge eines Liebeshandels — und sich nach Gnesen auf das Gut seines Vaters zurückzog, klagte ihm Heine nach: „Das war der einzigste Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, der Einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge." In den Sommerferien desselben Jahres folgte Heine einer Einladung seines Freundes nach Gnesen und dieser Reise haben wir das treffliche Memoire über Polen zu verdanken, das bald darauf im Gesellschafter von Gubitz — durch die Censur allerdings stark verstümmelt — abgedruckt wurde, ein nicht gewöhnliches Aufsehen erregte und zahlreiche Entgegnungen hervorrief. Der Aufsatz, der über Katholiken, Juden und Polen die geistreichsten Bemerkungen bringt und das Land selbst, vornehmlich aber die Hauptstadt Posen, ausführlich schildert, hatte die ganze Provinz in lebhafte Bewegung versetzt und in den Posener Blättern wurde wohl dreimal soviel als der ganze Aufsatz beträgt, darüber geschrieben, „das heißt geschimpft".

In einem Sendschreiben an den Autor wurde Heine die größte Ignoranz vorgeworfen, weil dieser in Gnesen eine Kirchenthür von geschlagener Bronze für ein Produkt aus Gußeisen angesehen, den Erzbischof von Gnesen zugleich für den Erzbischof von Posen gehalten, das gar kein Erzbisthum sei, und endlich sogar eine Schauspielerin begeistert gelobt habe, die in Posen selbst Niemandem, nicht einmal den Lieutenants der Garnison, gefiele!

Obwohl Heine, wie bereits bemerkt, mit Studentenkreisen gar nicht verkehrte, wurde er doch auch in Berlin einmal in studentische Händel verwickelt. Er selbst schreibt darüber in seiner „autobiographischen Skizze": „Ich habe viertehalb Jahre in Berlin gelebt, wo ich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten auf freundschaftlichem Fuße stand, und wo ich von Krankheiten aller Art, unter Anderem von einem Degenstich in die Lenden heimgesucht worden bin, den mir ein gewisser Scheller aus Danzig beigebracht, dessen Namen ich nie vergessen werde, weil er der einzige Mensch ist, der es verstanden hat, mich aufs Empfindlichste zu verwunden."

Über das Duell selbst berichtet Herrmann Schiff nach dem Referat eines noch lebenden Augenzeugen, daß es deßhalb entstanden, weil Heine jenen Schaller — nicht Scheller — nach Studentenmanier stets mit „Fuchs" anredete, was diesen nicht wenig verdroß. Als Heine ihn eines Tages frug: „Fuchs, ist

Dein Vetter zu Hause?“ da brummte ihm Schaller die übliche studentische Beleidigung auf. Das Duell mußte nun vor sich gehen — aber schon beim ersten Gange zeigte sich, daß Beide ihre Schläger nicht zu handhaben verstanden. Das Duell endete damit, daß Heine sich mit der rechten Lende an der Schlägerspitze seines Gegners aufrannte. „Stich!“ rief er und sank zu Boden. Er hatte sich eine allerdings ungefährliche Wunde beigebracht, die aber nach acht Tagen wieder vollständig geheilt war.

Der Vorfall trug dazu bei, daß Heine den Umgang mit jenen Kreisen, die ohnedies in Berlin nur ein kümmerliches Dasein fristeten, fortan vollständig mied. Der Umstand, daß in der großen Stadt die Studenten fast verschwanden und sich jedenfalls nicht die Geltung verschaffen konnten, wie in Bonn, Göttingen und anderen Orten, verhinderte zunächst jene studentischen Ausschreitungen, durch welche das Universitätsleben im ersten Viertel dieses Jahrhunderts berüchtigt wurde. Für die eigentlichen Corpsstudenten war Berlin durchaus kein angenehmer Ort, sie fühlten sich in der Großstadt nicht wohl, weil sie dort keinen Boden für ihre Renommistereien fanden.

Die junge Hochschule zu Berlin befand sich damals im Aufblühen. Ihr Ruf verbreitete sich über ganz Europa und aus allen Ländern kamen Jünger der Wissenschaft nach Berlin, um da ihre Studien zu vollenden. Hierzu trugen vor allem die Namen der Lehrer bei, die an dieser Hochschule dozierten; die Aufzählung der hervorragendsten Namen wird genügen, um ein Bild von der Blüthe der damaligen Berliner Universität zu geben. Mit besonderer Vorliebe wurden die Naturwissenschaften betrieben. Männer wie Alexander von Humboldt, Lichtenstein, Mitscherlich, Ehrenberg,, Knuth, Rose u. A. brachten die Naturwissenschaften zu neuem Aufschwung. Geographie und Geschichte lehrten außer Humboldt noch Karl Ritter, L. v. Buch und F. Raumer. Wahrhaft glänzend waren die Sprachwissenschaften vertreten durch Franz Bopp, Aug. Boeckh, Wolff, Becker u. A. An der juristischen Fakultät lehrten Savigny, Klenze und Eduard Gans, an der medicinischen Hufeland, Jüngken, Kluge, Hein, Dieffenbach, an der theologischen Schleiermacher, Neander und Marheineke. Der Stolz der Berliner Universität war aber die philosophische Fakultät und ihr hervorragendster Lehrer der Philosoph Hegel.

Hegel's Berufung nach Berlin war das Hauptverdienst des Ministers Altenstein, dessen Name in der Geschichte der Wissenschaften und Künste in Preußen unvergänglichen Glanz bewahren wird. In trüber Zeit hatte Freiherr von Altenstein das Ministerium in Preußen übernommen; aber in wahrhaft freisinniger Weise hatte er dasselbe dreiundzwanzig Jahre lang, trotz aller Hemmnisse und Anfeindungen geleitet und stets die Freiheit und Würde der Wissenschaft wie ein Palladium hochgehalten.

Hegel war in Berlin der Nachfolger Fichte's und Solger's. Mit seiner Berufung nach dort im Jahre 1818 beginnt sein philosophisches System in Deutschland Epoche zu machen und gewinnt eine Perspektive von bisher ungeahnter Tragweite. Wie dieses philosophische System alle Wissenschaften beleuchtete und dem Kulturleben neue Bahnen anwies, so mächtig und revolutionär wirkte es auch auf jeden Einzelnen und kein Mitstrebender vermochte sich seinen Consequenzen zu entziehen. Erfüllt von dem Geist unserer Klassiker, trat Hegel mit seiner Philosophie auf den Plan, die wie eine Ausführung und Erfüllung alles dessen erschien, was bisher auf dem Gebiete der philosophischen Spekulation von Einzelnen geleistet wurde. Gegenüber der romantischen Geheimphilosophie Schelling's und seiner „Intuition" trat Hegel mit seiner dialektischen Methode auf, die von dem reinen Sein ausgeht, als dem Unmittelbaren und Voraussetzungslosen, das sich nach den nothwendigen Gesetzen des Denkprozesses durch den Begriff zum Inhalt entwickelt. Der logisch gewonnene Begriff geht dann in sein Gegentheil, die Natur, über; „die Natur ist der sich entfremdete Geist, der darin nur ausgelassen ist, ein bacchantischer Gott, der sich selbst nicht zügelt und faßt." Gegenüber der Naturanbetung der philosophischen Romantik behauptet Hegel, daß in ihr nur Willkür und Zufall herrsche; seine Naturphilosophie sondert sich in drei Systeme: Mechanik, Physik und Organik.

Die Idee kehrt aber aus der Natur wieder zu sich selbst zurück; während sie in der Logik „an sich", in der Natur „außer sich" war, wird sie als subjektiver Geist „an und für sich". Dem Begriff des Geistes als solchen schließt sich der objektive Geist, in dessen Gebiet die Rechtsphilosophie gehört, und dann der absolute Geist, der Kunst, Religion und Wissenschaft in sich faßt, an.

Bald bildete sich eine Hegel'sche Schule, die die Philosophie des Meisters auf die einzelnen Zweige der Wissenschaft übertrug. Die Psychologie wurde von Rosenkranz und Erdmann, die Moral von Michelet, die Jurisprudenz von Eduard Gans, die Theologie von Marheineke, David Strauß, Ruge, Vatke, die Ästhetik von Hotho, Rosenkranz, Heinrichs, Vischer u. A. bearbeitet. So wurde der absolute Idealismus der Hegel'schen Philosophie, die Idee eines geschichtlichen Prozesses ewig fortschreitender Entwicklung, die Parole des Jahrhunderts, das Motto aller geistigen Bewegungen und Kämpfe der jungen Generation. Indem Hegel an die Stelle der Willkür die Vernunft gesetzt und den Ausspruch gethan hatte: „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig" — ein Satz, der allerdings vielfach mißverstanden und zu reaktionären Zwecken mißbraucht wurde —, stürzte er die Romantik von ihrem Thron und gab dem jungen literarischen Nachwuchs die kritischen Waffen in die Hand, dieselbe wirksam zu bekämpfen und ihren poetischen Spuk in sein inhaltloses Nichts aufzulösen.

Und hier liegt der mächtige und nachhaltige Einfluss, den Hegel und seine Philosophie auf Heine ausübten. War dies ja die Zeit, wo er, wie er sich später drastisch ausdrückt, „bei den Hegelianern die Schweine hütete!“ Aber es ist keine Frage, dass die Hegel'sche Philosophie den Grundzug jener scharfen Dialektik bildet, der Heine's prosaische Schriften durchweht und ihnen jene eigenthümliche Würze verleiht.

Über seine persönlichen Beziehungen zu Hegel und über seine Stellung zu der Weltanschauung des Philosophen hat Heine sich später öfter, am eingehendsten in den „Geständnissen“, ausgesprochen.

Das Wesen der Hegel'schen Philosophie ging Heine freilich erst viele Jahre später auf, als er es unternahm, in Paris „aus dem abstrakten Schul-Idiom jene Formeln in die Muttersprache des gesunden Verstandes und der allgemeinen Verständlichkeit, in's Französische, zu übersetzen.“ Er hatte damals die Absicht, eine allgemein verständliche Darstellung der ganzen Hegel'schen Philosophie zu geben und beschäftigte sich zwei Jahre mit dieser Arbeit, doch als das Werk fertig war, erfasste ihn bei seinem Anblick „ein unheimliches Grauen“ und es kam ihm vor, als ob das Manuskript ihn „mit fremden, ironischen, ja boshaften Augen ansähe. Ich war in eine sonderbare Verlegenheit gerathen; Autor und Schrift passten nicht mehr zusammen . . . . . — und an einem stillen Winterabend, als eben in meinem Kamin ein starkes Feuer brannte, benutzte ich die schöne Gelegenheit, und ich warf mein Manuskript über die Hegel'sche Philosophie in die lodernde Gluth . . . . .; die brennenden Blätter flogen hinauf in den Schlot mit einem sonderbar kichernden Geknister. Gottlob, ich war sie los!“

Die Wahrheit dieser Mittheilung, die übrigens auch anderweitig bestätigt wird, vorausgesetzt, wird doch jeder unbefangene Beobachter aus den Werken Heine's erkennen, dass er bis zu jenen „Geständnissen“ mehr unter dem Einflusse Hegel's gestanden, als er selbst vielleicht geahnt, jedenfalls aber gewollt hatte.

Die Vorlesungen Hegel's in Berlin besuchte er mit großem Eifer; ebenso eifrig besuchte er die Kollegia von Hagen über altdeutsche Literatur, von Bopp über vergleichende Sprachwissenschaft, von Wolff über die griechischen Klassiker und die juristischen Vorlesungen seines Freundes und Protektors Eduard Gans.

Eduard Gans war einer der hervorragendsten Schüler Hegels; er baute dessen Rechtsphilosophie zu einem vollständigen System aus und wusste auch Heine für seine Anschauungen so zu begeistern, dass dieser mit dem Plan umging, ein „historisches Staatsrecht des germanischen Mittelalters“ zu schreiben. Wenn man seinen Mittheilungen an einen Hamburger Freund, Immanuel Wohlwill, glauben darf, hatte Heine bereits im Jahre 1822 einen großen Theil dieser Arbeit vollendet gehabt, dieselbe jedoch später vernichtet.

Durch Eduard Gans eröffnete sich Heine in Berlin ein neuer Kreis gleichgesinnter und gleichstrebender Glaubensgenossen, die alle von mehr oder minder bedeutendem Einflusse auf seine Person und die Art seines Schaffens waren. Zu diesen gehörten vor allem außer Eduard Gans noch Moses Moser, Leopold Zunz, Josef Lehmann u. A. M. Moser wurde bald der intimste Freund Heine's, der ihm den Namen „Marquis Posa“ beigelegt hatte. Von kleiner Statur, gebückter Haltung, kränklichem Aussehen, mit schwärmerisch klugen Augen, die durch viele Nachtarbeiten geröthet waren, einer exakten Redeweise sich befleißigend, gewann er schon bei der ersten Unterhaltung das Vertrauen jedes Fremden und man sagte sich bald, daß dieser kleine Mann ein bedeutender, ja ungewöhnlicher Mensch sei, „mit einem Verstande, dem die größte Bescheidenheit zur Seite stand, mit einem Herzen, das in voller Aufopferungsfähigkeit für die höchsten Güter der Menschheit schlug, mit einer Seele, welcher Freundschaft und Menschenliebe noch echte wahre Begriffe waren.“ Moser war ein tüchtiger Geschäftsmann, aber auch ein bedeutender Gelehrter. Jede freie Stunde benutzte er zu umfassenden Studien. Seine Kenntnis der alten und neuen Sprachen war bewundernswerth; sein Interesse für Poesie und Literatur stets rege. Er war ein begeisterter Anhänger der Hegel'schen Philosophie, der er in allen Wandlungen der Zeit unerschütterlich treu blieb. Ein versöhnlicher Charakter, mild und liebreich gegen Andere, war er gegen sich selbst streng und moralisch fest. Daß ein solcher Mann auf Heine bedeutenden Einfluß üben mußte, ist leicht erklärlich. Abgesehen davon, daß Moser Heine auch materiell unterstützte, und ihn aus seinen ewigen Geldverlegenheiten oft befreite, förderte er ihn auch sonst auf jede mögliche Weise.

Ganz anders geartet war Eduard Gans. Er war ein geistreicher Schönredner, gelehrt, aber unklar in seinem Wollen und Streben, und überaus eitel.

Im Gegensatze hierzu war Leopold Zunz eine der gediegensten und bedeutendsten Persönlichkeiten aus dem Freundeskreise Heine's; eine eigenthümliche Erscheinung, dem Bilde Spinoza's etwas ähnlich, von seltener Schlagfertigkeit, stupender Gelehrsamkeit und einem barocken talmudischen Witze; so ist Zunz noch heute eine der bekanntesten und liebenswürdigsten Erscheinungen des alten Berlin. Die sogenannten Zunz-Witze gehen noch heute wie eine Legende durch alle gebildeten Kreise; was ihn aber vor Allem auszeichnet und unvergängliche Bedeutung verleiht, das sind seine großen Verdienste um die Wissenschaft des Judenthums, deren Regenerator er in trüber Zeit geworden ist.

Diese drei Männer Zunz, Gans und Moser, wußten Heine in merkwürdiger Weise für die Interessen seines Stammes und seiner Glaubensgenossen zu begeistern. Während er in heiterer Freunde

Kreis Nächte durchschwärmte und Abende lang poetische und ästhetische Salons frequentierte, und obwohl die juridischen Brotstudien wieder in ihre Rechte getreten waren und ihn oft die höchsten Fragen der Philosophie und Wissenschaft fesselten, beschäftigten ihn doch auch angelegentlich und nachhaltig die damaligen Zustände seiner Glaubensgenossen.

Denn Heine war ein Jude, und dass er dies nicht vergaß, mitten im Taumel eines bacchantischen Lebens, mitten unter den dem Judenthum gehässigsten Einflüssen, im Verkehr mit Rahel Lewin, Henriette Herz und anderen Frauen jenes genial-liederlichen Kreises, die alle abtrünnige Töchter ihres Glaubens waren und dem Judenthum fremd, ja sogar feindlich gegenüber standen, in einer Gemeinde, von der der größere Theil innerhalb weniger Jahre zur herrschenden Kirche übergegangen war, das zeigt, dass die Einflüsse und Stimmungen mächtig in seiner Seele lebten, die ihn an seinen damals noch geknechteten und missachteten Stamm ketteten.

Gans, Zunz und Moser hatten am 27. November 1819 in Berlin einen „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden" gegründet. Den äußeren Anlass hierzu gaben die rohen Angriffe, welchen die Juden gerade in jenem Jahr von dem deutschen Straßen- und Literatur-Pöbel ausgesetzt waren, das Hauptmotiv war das Bestreben, durch diesen Verein auf die Kultur der Juden und auf die Reform des Judenthums fördernd einzuwirken.

Das Ziel war allerdings ein hohes, des Schweißes der Edlen werthes, die Idee eine hochfliegend große, aber unausführbare. Die erste Ordensbedingung der Gründer des Vereins war, treu bei dem Judenthum auszuharren, um keinen Preis zur herrschenden Kirche überzutreten und so der jüngeren Generation ein leuchtendes Beispiel von märtyrerfreudigem Glaubensmuth zu geben. Wäre der Verein diesem Programm treu geblieben, so hätte er auch sein Ziel erreicht. Aber es war ein kühner und vermessener Gedanke, der den Hintergrund jener Bestrebungen bildete. Der Gedanke der vollständigen Reform eines Stammes, der mit merkwürdiger Festigkeit und einer Zähigkeit, die ihres Gleichen nicht kennt, unerschüttert von den Wogen der Völkergeschichte und den Stürmen der Zeit, Jahrtausende hindurch in Druck und Qual, in zahllosen Leiden und Verfolgungen dem Glauben der Väter treu geblieben und den nun jene jugendlichen Brauseköpfe mit einem Male ganz von den Tafeln der Geschichte wegwischen wollten, war kühn und abenteuerlich. Und eben diese Unklarheit des Wollens war es, dieses unsichere Umhertasten, das den Verein, trotz der gediegenen Kräfte, über die er verfügte, nach wenigen Jahren schon zersplitterte.

Einer der wenigen, denen es Ernst war um die gemeinsame Sache und der ein Herz hatte für die Leiden seines Stammes, war Heine, der am 4. August 1822 dem Verein beitrat und bald eines

der eifrigsten Mitglieder wurde. Er wohnte den Sitzungen des Vereins und seiner Zweigabtheilung des „wissenschaftlichen Instituts" regelmäßig bei, führte zum Theil die Protokolle und verlas am 7. und 17. November einen eingehenden und „ungemein anziehenden" Bericht über einen zu begründenden Frauenverein, dessen Tendenz darin bestehen sollte, die Zwecke des Kulturvereins in Familie und Gesellschaft zu fördern. Ein Rundschreiben über diesen Plan, welches er auszuarbeiten übernommen, blieb, wie der Plan selbst, unausgeführt; dagegen unterrichtete Heine wöchentlich dreimal in der Unterrichtsanstalt des Vereins mehrere Monate hindurch, in der Geschichte und Literatur. Auch an den Berathungen über die Abfassung eines Religionsbuches für die jüdische Jugend nahm er eifrig Theil und auch sonst machte er für den Verein sowohl in Hamburg, wie in seiner rheinischen Heimat begeisterte Propaganda. Für die Zeitschrift wollte er wiederholt einen Beitrag liefern, aber die Zeitschrift war inzwischen bereits eingegangen und der Verein der Auflösung nahe! Eine allgemeine Fahnenflucht war die Folge und Eduard Gans war einer der Ersten, der die gemeinsame Sache im Stich ließ.

Heine dagegen hielt das Judenthum damals noch nicht für „eine längst verlorene Sache" wie später. Den Gott des Judenthums hatten ihm Hegel und seine Schüler allerdings wegphilosophiert; von dem Lehrinhalt der jüdischen Religion hatte er kaum eine genaue Kenntnis, aber das historische Stammesbewußtsein lebte mächtig in seinem Herzen, das damals für die höchsten Güter der Menschheit noch begeistert schlug.

Darum kehrte sich die Antipathie Heine's auch gegen diejenigen, welche das Judenthum vollständig reformieren wollten, und am meisten gegen die Fahnenflüchtigen und Abtrünnigen. Die Reform hatte dem Judenthum im Ganzen wenig Heil gebracht; weil ihnen das Haus gefährdet schien, trugen sie das Dach ab — ihre ganze Reform beschränkte sich im Wesentlichen auf eine Änderung des Gottesdienstes, aus welchem sie die hebräische Sprache verbannten, und dem sie durch seichte Predigten und Lieder, durch modernen Chorgesang und Orgelklang fast einen protestantischen Zuschnitt gaben. Gegen diese Reformer eifert nun Heine in seinen Briefen aus jener Zeit mit merkwürdiger Begeisterung.

Er hatte sich den Verjüngungsprozeß des Judenthums wohl anders gedacht, als jene Flachköpfe, die ihn, weil ihnen seine geistige Kraft gefährlich wurde, zu verlästern suchten. Das Evangelium, das den Armen von Judäa vergeblich gepredigt worden, sei jetzt bei den Reichen in Flor, beklagt er einmal, und seinem Hasse gegen den Abfall und Verrath unter seinen Glaubensgenossen giebt Heine den beredtesten Ausdruck in seiner Tragödie „Almansor".

Im April des Jahres 1823 erschien dieses Drama, das Heine

bereits in Bonn und Göttingen angefangen und im Herbst 1821 in Berlin vollendet hatte, zugleich mit der Tragödie „William Ratcliff“, die im Januar 1822 in drei Tagen entstanden war, und dem „Lyrischen Intermezzo“ bei Ferdinand Dümmler in Berlin. Eduard Hitzig — der Freund Chamisso's und Hoffmann's — der auch Heine sehr freundschaftlich zugethan war, hatte Dümmler hierzu veranlaßt.

Die tiefere Tendenz des „Almansor“ war den Freunden Heine's von der berühmten Tafelrunde bereits klar geworden — auch Karl Immermann schrieb ihm darüber, daß die Tragödie zu viel Christenhaß athme — noch ehe von den damaligen Kritikern des Gedichts auch nur Einer das richtige Verständnis dafür gewonnen hatte.

Heine selbst stellte den „Almansor“ sehr hoch, änderte aber diese Ansicht sehr bald. Dagegen blieb er auch in späteren Jahren bei der hohen Meinung über seine zweite Tragödie: „William Ratcliff“.

„Ich schrieb den „William Ratcliff“ — erzählt er später einmal — „zu Berlin Unter den Linden, in den letzten drei Tagen des Januars 1821, als das Sonnenlicht mit einem gewissen lauwarmen Wohlwollen die schneebedeckten Dächer und die traurig entlaubten Bäume beglänzte. Ich schrieb in einem Zuge und ohne Brouillon. Während dem Schreiben war es mir, als hörte ich über meinem Haupte ein Rauschen, wie der Flügelschlag eines Vogels. Als ich meinen Freunden, den jungen Berliner Dichtern, davon erzählte, sahen sie sich einander an mit einer sonderbaren Miene, und versicherten mir einstimmig, daß ihnen nie dergleichen beim Dichten passiert sei.“

Trotzdem fand der „Almansor“ im Allgemeinen eine günstigere Aufnahme und freundlichere Beurtheilung im Publikum als „William Ratcliff“, von dem Heine die bestimmte Hoffnung hegte, daß er sich seinen Weg auf die deutsche Bühne bahnen würde.

Statt dessen wurde gerade der „Almansor“ aufgeführt und zwar am 20. August 1823 im Hoftheater zu Braunschweig. Obwohl Karl Köchy, bekanntlich ebenfalls ein Genosse der Berliner Tafelrunde, zur Zeit Dramaturg an jenem Hoftheater war, scheint derselbe doch diese Aufführung nicht bewirkt zu haben, da er in einem Briefe an Grabbe fast entschuldigend bemerkt: „Wundern Sie sich nicht, wenn auch Heine's Trauerspiele hier zur Aufführung kommen, Wöllner's Rezensionen haben zu mächtig auf die Direktionen gewirkt.“

Vielmehr ist das Verdienst um diese Aufführung in erster Linie dem damaligen Direktor des Braunschweiger Hoftheaters, August Klingemann, der selbst ein Dichter war und auch Goethe's „Faust“ zuerst auf die Bühne brachte, zuzuschreiben. Den „Almansor“ spielte Eduard Schütz, die „Zuleima“ Madame Meck, den „Aly“ Herr Meck. Das Stück fand bis gegen den Schluß hin

eine sehr günstige Aufnahme und die Hauptscenen wurden lebhaft applaudiert. Da trat plötzlich ein störender Zwischenfall ein, wie solche damals im Braunschweiger Theaterleben nicht selten waren. Es war in der Schlußscene — Almansor saß eben mit Zuleima auf einem Felsen — da trat ein Stallmeister H. ins Parterre, erkundigte sich ziemlich laut, wer der Verfasser des Stückes sei, und machte höhnische Witze über die Situation. „Der Jude Heine," flüsterte ihm sein Nachbar zu. Im Glauben, ein damals in Braunschweig lebender, berüchtigter Wucherer, Namens Heine, sei der Autor, rief er entrüstet aus: „Was? Den Unsinn des albernen Juden sollen wir uns anhören? Das wollen wir nicht länger dulden! Laßt uns das Stück auspochen!" Wirklich ging er mit dem guten Beispiel voran und fing zu zischen an; bald sekundierten ihm seine Gesellen im Parterre und auf der Galerie — es entstand ein rohes Trampeln und Pfeifen und jeder Versuch, die Ruhe wieder herzustellen, war vergeblich; der Vorhang mußte fallen. Nach diesem Auftritt verzichtete Klingemann auf die gleichfalls projektierte Aufführung des „Ratcliff".

Damit war in Heine's Leben ein entscheidender Wendepunkt eingetreten: Er hatte in sich den Beruf zum Dramatiker gefühlt und wollte auf diesem Felde seine höchsten dichterischen Lorbeeren ernten — nun waren alle diese Hoffnungen mit dem „Almansor" zu Grabe getragen. Überdies spielte ihm seine Phantasie einen argen Streich — er lebte nämlich in dem Wahn, daß ein Jude und ein Christ in Braunschweig seine Verfolger seien und den Fall seines Dramas angeregt sowohl wie eingeleitet hätten. Dadurch wurde er noch mehr erbittert gegen seine Feinde unter den Christen wie unter den eigenen Stammesgenossen, und an Äußerungen dieser Bitterkeit ließ er es weder in Briefen noch in Gedichten aus jener Periode fehlen.

VI.

Wenn man die Bedeutung Heine's und seine Stellung in der deutschen Literatur zu schildern unternimmt, so muß man zunächst auf die Schule zurückgehen, von der er ausgegangen, in der er seine Lehrjahre verbracht und unter deren Banne er sein halbes Leben lang und darüber gestanden: auf die **Romantik**.

Die romantische Schule ist erst heute voll und ganz zu verstehen und objectiv zu beurtheilen, nachdem auch der letzte Schimmer ihres Glanzes verloschen und keine Spur mehr von ihrem Dasein zeugen kann. Sie war eigentlich ein Kind der Verzweiflung und des politischen Jammers, der nach der großen französischen Revolution sich aller Gemüther bemächtigt hatte. Sie

begann zugleich in England, in Frankreich und in Deutschland mit einer heftigen Opposition gegen die Überschätzung der Antike und gegen die nüchterne rationalistische Aufklärungssucht.

In der classischen Schule aufgewachsen und groß gezogen, gerieth sie im Verlauf ihres Daseins in den entschiedensten Gegensatz zu derselben, je mehr ihre Doctrinen sich von der erhabenen Weltanschauung Goethe's und Schiller's trennten.

Die romantische Schule in Deutschland bedeutete — wie Heine selbst in seiner Schrift über dieselbe es klar präcisiert — vor Allem die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bildern und Bauwerken, in Kunst und Leben ausgeprägt hatte. Diese Poesie war natürlich eine religiöse; sie war aus dem Christenthum hervorgegangen „eine Passionsblume, die dem Blute Christi entsprossen". Zu einer solchen Wiedererweckung des mittelalterlichen Lebens gehörte vor allem Gemüth, was aber den Romantikern vollständig fehlte. Es war ihnen kein unmittelbar dringendes Bedürfnis, sondern ein Postulat des Verstandes, ein Punkt in ihrem Programm, wie viele andere.

Ihr Ausgangspunkt war die Fichte'sche Wissenschaftslehre, welche einen Wendepunkt in unserer Literatur vom Classicismus zur Romantik bildete. Das souveräne Ich Fichte's wurde und blieb das Motto der Romantiker. Indem Fichte zu beweisen suchte, dass in dieser ganzen großen Welt unser Ich das Einzige sei, was wirklich existiere, und auch dieses Ich nur, insofern es handelt und dadurch eine sichtbare, gesetzlich zusammenhängende Welt schafft, lehrte er einen auf die Spitze getriebenen Subjectivismus, der den jungen Führern der Schule außerordentlich imponierte und ihnen die Waffen zu ihrem Kampfe gab; freilich nur, indem sie die Consequenzen der Fichte'schen Philosophie zogen, ohne ihren tieferen Gehalt zu erkennen, ohne ihre politische Bedeutung auch nur zu ahnen.

So war die Forderung, dass „die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leiden dürfe", nur eine logische Consequenz des Fichte'schen Ich, auf Kunst und Poesie übertragen.

Neben dem Fichte'schen Ich war es vorzugsweise die Naturphilosophie von Schelling, aus der die jungen Romantiker ihre Weisheit holten. In dem System Fichte's war für die Natur kein besonderer Raum; diese war vielmehr in dem „Nicht-Ich" untergebracht, in welchem der Philosoph Alles dem freien Ich gegenüber gestellt hat. Schelling suchte nun die Natur wieder in ihre Rechte einzusetzen; er verkündete den Satz: „Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein." Er schuf „die Weltseele" und vermischte in seiner Naturphilosophie die Weltanschauung Goethe's und Fichte's zu einem Universalismus, der der Grundgedanke der romantischen Welt-

anschauung geworden ist. Das System Schelling's von der Identität des Idealen und Realen wurde, indem es das ganze Universum unter den Gesichtswinkel des Romantischen stellte, gewissermaßen zum Codex der Romantik und ist ein Denkmal für die innere Berechtigung sowohl wie ein Zeugnis für das Schicksal der Romantik geworden. Nicht minder das Moralprinzip Schelling's, dem zufolge es für bevorzugte Geister eine besondere Moral gebe und „eine Freiheit und Erhebung des Geistes selbst über das Gesetz, die nur wenigen Auserwählten zukomme". Welchen Missbrauch die Romantiker mit diesen Prinzipien ihres philosophischen Apostels trieben, ist bekannt. Am Meisten aber gefiel ihnen der Schlußstein des Schelling'schen Systems, als welchen er eine neue Mythologie hinstellte, in der die ganze poetische Produktion der Zukunft gipfeln sollte.

Vertrat Schelling die philosophische Romantik, so sehen wir in Schleiermacher den religiösen Romantiker. Er hofft von den romantischen Bestrebungen eine „Auferstehung der Religion" und sein Kampf richtet sich hauptsächlich gegen die Berliner Aufklärung, welche die Religion zu vernichten bestrebt war. In diesem Kampfe gelangt er aber selbst bis zur Vernichtung aller religiösen Dogmen, und stellt für die Religion fast genau dieselben Forderungen auf, wie die Romantiker für die Poesie. „Die Religion sollte wie eine leise, gefällige Melodie das menschliche Leben umschweben, wie eine unbestimmte, aber wohlthuende Ahnung von einer Traumwelt, in der die Seele sich genügen könne."

Fichte, Schelling und Schleiermacher gaben der Romantik aber außer dem philosophischen Grundzug auch noch jenen Sinn und jene Empfänglichkeit für die Weltliteratur, die Goethe und und Herder zuerst in Deutschland weckten.

Das Hauptverdienst in dieser Richtung fällt den beiden Führern der romantischen Schule, den Brüdern Schlegel, zu.

Der Einfluß, den Beide auf jene Zeit, ja auf unsere ganze Literatur ausgeübt haben, ist ein außerordentlicher. Dieser Einfluß ist vielfach unterschätzt, vielfach, und dann meist in üblem Sinne, überschätzt worden.

August Wilhelm von Schlegel war einer der hervorragendsten deutschen Kritiker und ein klassischer Übersetzer, Friedrich v. Schlegel war ein bedeutender Literarhistoriker und ein geistreicher Schriftsteller, Dichter waren sie beide nicht und auch keine Philosophen — sie scheiterten in ihrem vornehmsten Streben, da sie Poesie und Philosophie nach ihren eigenen Prinzipien zu reformieren suchten, und als sie in Opposition gegen die Classiker traten. Friedrich Schlegel zumal war nach Heine's Urtheil ein tiefsinniger Denker. Eine viel ungünstigere Beurtheilung erfährt August Wilhelm von Schlegel von Seiten Heine's, der ihn einst als Lehrer hochverehrt, während er später behauptete, daß der-

selbe von den Ideen seines bedeutenderen Bruders zehre, und nur die Kunst verstehe, sie auszuarbeiten.

Aus dem Berlin Friedrich des Großen und Lessing's hatte zwischen 1797 und 1798 die romantische Richtung, und zwar zunächst durch die Verbindung der beiden Brüder Schlegel mit Ludwig Tieck einerseits und mit Friedrich Schleiermacher andererseits, ihren Ausgang genommen und in der Periode vor den großen Befreiungskriegen naturgemäß ihre Blüthezeit gefeiert.

Ihr Forum war eine neubegründete Zeitschrift, das „Athenäum", in der die jungen Romantiker zunächst ihre Anschauungen über Kunst und Poesie, über Philosophie und Leben in breiten Ausführungen darlegten. Das Programm der Schule hatte Friedrich Schlegel folgendermaßen formuliert: „Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennte Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen; sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisieren und die Formen der Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen, und durch die Schwingung des Humors beseelen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist, und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, dass die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide."

Das war das Programm der Romantik und zwar das relativ am klarsten ausgesprochene; man kann sich nun denken, welchen Wirrwar die andern Manifeste der Schule enthüllten! Hatte ja doch selbst Karoline von Schlegel, die Egeria der Romantik, unter eines dieser Progamme den Satz geschrieben: „Kurz, es muss alles durcheinander gerührt werden!"

So unklar und mystisch wie das Programm, war auch die Parole der Schule, sie hieß: „Romantische Ironie". Auf diese Parole muss aber hier näher eingegangen werden, weil aus ihr nicht nur das Wesen der Romantik zu verstehen und zu erklären ist, sondern weil in ihr auch die Bedingungen ihres Auflösungsprozesses liegen.

Und was für uns das Wichtigste ist: die Ironie und der Witz der Romantik sind der Schlüssel zum Verständnis der räthselhaften Dichternatur Heine's!

Es ist ein Zeugnis für die große Unklarheit ihres Wollens, dass in sämmtlichen Schriften der Romantiker keine erschöpfende Definition des Begriffs „Ironie" sich vorfindet. Und doch ist diese Ironie, nach dem Ausspruche Hardenberg's, des Propheten der romantischen Schule, „die Spadillie, womit immer gestochen würde."

Friedrich Schlegel hat wie das Programm, so auch die Parole der Ironie ausgegeben, er findet sie zuerst bei Plato in jener „Mischung von Scherz und Ernst, welche für Viele geheimer und dunkler ist als alle Mysterien". In der erhabenen Urbanität der antiken Muse sei Alles Scherz und Alles Ernst, Alles treuherzig offen und Alles tiefverstellt. „Opfre den Grazien, heißt, wenn es einem Philosophen gesagt wird, soviel als, schaffe dir Ironie!"

Mit der Zeit und den Verhältnissen verändern sich auch die Anschauungen der Romantiker über die allmälig in den Hintergrund getretene Parole der Ironie.

Schließlich verschwand die Ironie gänzlich aus den Schriften der Schule und erst durch einen ihrer philosophischen Doctrinärs gelangte sie wieder in den ästhetischen Vordergrund und endlich auch zu einer klaren und erschöpfenden Definition. Nun wird sie uns auch verständlich und in ihrem innersten Kern als berechtigt erkennbar, wenn Solger, der Ästhetiker der Romantik, sie auf die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Idee im Leben deutet, als den unendlichen Schmerz, der uns erfaßt, wenn wir das Herrlichste durch sein nothwendiges irdisches Dasein in das Nichts zerstieben sehen.

Geht aber seine Definition schon weit über das Programm der Romantik hinaus und rückt sie der modernen Idee des Schönen schon erheblich näher, so verfällt Solger dagegen ganz in die Schrullen der romantischen Freunde zurück, wenn er im Verlaufe seiner Erläuterungen als ein äußeres Kennzeichen der Ironie, die Empfindung angiebt, „daß das Kunstwerk nicht das Wesentliche sei, sondern nur die Hülle der inneren Idee".

Wir befinden uns mit dieser Erklärung wieder im tiefsten Dickicht der Romantik. Das ist genau dieselbe Ironie, aus der Schlegel's „Lucinde", Tieck's erste Novellen, Wackenroder's „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und „Phantasien über die Kunst" wie alle anderen Träume und Verirrungen der romantischen Schule bis auf die „neue Mythologie", die „christliche Kunst" und die Vertheidigung der krassesten Reaktion hervorgegangen.

Und das war die Krisis der Romantik, die schließlich zur Schleppträgerin des Katholicismus wurde. Der Weihrauch war noch betäubender wie die blaue Blume, die Novalis als das Symbol der Romantik hingestellt hatte.

Der Bankerott der romantischen Schule trat ein, indem das, was gut und werthvoll war, von ihren Principien, in geläuterten Formen fortlebte, während alles Übrige wie ein toller Spuk mehr und mehr verschwand. Vor der Sonne des jungen Tages verblaßte der Mondzauber der Romantik!

An poetischen Werken hat sie nichts Bleibendes hinterlassen, und nur ein Dichter ragt aus dem romantischen Chaos hoch empor, ein Dichter, dessen Größe freilich darin besteht, daß er den

Grundgedanken der Romantik in seiner vollen Reinheit versinnlichte — Heinrich von Kleist.

Der wahre Geist der Romantik wurde, losgelöst von allen Irrnissen und Trübungen, auf einem ganz anderen Gebiete und in einer ganz neuen Richtung fortgebildet. Während Schelling eine heroische Mythologie des Mittelalters erfand und sein philosophisches System in einem großen Naturepos zusammenfassen wollte, bildete ein Spätergekommener seine philosophische Weltanschauung in wunderbarer Weise aus, während ein Anderer das Ideal der Romantik zur merkwürdigsten Erfüllung brachte.

Zwei der hervorragendsten Geister der deutschen Nation haben diesen Auflösungsprozeß der Romantik herbeigeführt: Hegel und Heine!

„Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter abgedankter Fabelkönig.“ So durfte Heine mit Recht von sich sagen und auch darin behielt er Recht, wenn er hinzufügte: „Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft. Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste, mit den alten Traumgenossen herumzutummeln im Mondenschein — und ich schrieb den Atta Troll, den Schwanengesang der untergehenden Periode.“

Aber nicht nur mit diesem Gedicht, sondern mit seinem ganzen poetischen Schaffen hat Heine den Auflösungsprozeß der Romantik herbeigeführt. Um dieses zu verstehen, wird es nöthig sein, das Bild seiner poetischen Existenz sich aus den gegebenen historischen Bedingungen zu construieren.

Heinrich Heine war ein Jude, der in den Tagen der aufblühenden Romantik in einer Stadt am Rhein geboren wurde!

Aus diesen drei Elementen ist wohl die widerspruchsvolle Individualität des Dichters und seine poetische Richtung zu erklären.

Das jüdische und das rheinische Naturell vereinigten sich in dem geweckten Knaben zu seltsamer Harmonie. Wie tief und nachhaltig das Rheinland mit seinen Sagen, Märchen, Volksliedern, Sitten und Gebräuchen auf das empfängliche Gemüth des jungen Heine einwirkte, haben wir bereits bei der Schilderung seiner Jugendjahre hervorgehoben.

Dem jüdischen Leben des Elternhauses gegenüber bildete das katholische der Rheinlande einen bunten Gegensatz von mächtiger Wirkung.

Waren die Feste und Gebräuche des elterlichen Hauses vornehmlich auf den historischen Sinn und das fromme Gemüth berechnet, so wirkte der Zauber und die Farbenpracht der katholischen Kirche auf die Phantasie mächtig ein. Der Glanz und Schimmer der Frohnleichnamsprozession — am Hause Heine's war selbst ein Altar errichtet — der Priester, der zu einem Kranken ging, um ihn mit

den Sterbesakramenten zu versehen und vor dem alles Volk auf den Straßen die Kniee beugte, schließlich die Pracht und ergreifende Weihe der Kirche selbst, wenn mächtiger Orgelklang durch den Dom brauste und die Messe mit allem Pomp celebrirt wurde — dies Alles waren Erscheinungen, welche die Phantasie eines Knaben gewaltig anregen mußten.

Wie aber das Leben meist die Extreme durch dazwischen liegende Erscheinungen ausgleicht, so wurden auch hier die Gegensätze durch den Zauber der Natur, durch die Heiterkeit und den Frohsinn des rheinischen Lebens völlig ausgeglichen.

Und über all dies bunte Leben ergoß der Mondschein der Romantik sein volles Licht!

Später kam Heine in die Schule der Berliner philosophischen Weltanschauung, in die Windrichtung der Hegel'schen Philosophie und in die Goethe-Anbetung des Rahel'schen Salons hinein. Und es entspann sich in ihm der große Kampf zwischen der scharfen Dialektik Hegel's und der mystischen Philosophie und romantischen Ästhetik der Gebrüder Schlegel, der Kampf zwischen Phantasie, Sinnlichkeit und Verstand, drei Eigenschaften, die nur in harmonischer Vereinigung ein reines Kunstwerk hervorbringen können, während sie bei Heine sich noch um die Oberherrschaft stritten, so daß je nach äußeren oder inneren Einflüssen bald diese, bald jene auf den Thron gelangte.

Es ist keine Frage, daß Heine in der Schule der Romantik ihre vorzüglichsten Lehren sich zu eigen gemacht und ihre Theorien sich angeeignet hat, insbesondere diejenige von der romantischen Ironie, obwohl er selbst gerade dies nicht unumwunden eingestehen will.

Es ist daher durchaus nothwendig, daß wir seine Ansichten über dieses Schlagwort der Partei kennen lernen, wie er sie in seinem Buche über die romantische Schule ausgesprochen. Indem er in den Novellen Tieck's die humoristische Ironie oder den ironischen Humor von Goethe und Cervantes vereinigt findet, bemerkt er über diesen Begriff weiter: „Von dieser humoristischen Ironie ist viel bei uns die Rede, die Goethe'sche Kunstschule preist sie als eine besondere Herrlichkeit ihres Meisters und sie spielt jetzt eine große Rolle in der deutschen Literatur. Aber sie ist nur ein Zeichen unserer politischen Unfreiheit, und wie Cervantes zur Zeit der Inquisition zu einer humoristischen Ironie seine Zuflucht nehmen mußte, um seine Gedanken anzudeuten, ohne den Familiaren des heiligen Offiz eine faßbare Blöße zu geben, so pflegte auch Goethe im Tone einer humoristischen Ironie dasjenige zu sagen, was er, der Staatsminister und Höfling, nicht unumwunden auszusprechen wagte.“

Aus diesen Andeutungen schon wird man zweierlei erkennen, erstens daß er in denselben eine oratio pro domo, eine Art Selbstvertheidigung gab, zweitens und hauptsächlich, daß der Begriff der

romantischen Ironie sich ihm unter den Händen zur humoristischen Ironie erweiterte.

Wir haben bereits die klare Definition Solger's über den Begriff der Ironie mitgetheilt; die Ansichten Heine's über dieselbe stützen sich zum Theil wörtlich auf die Ausführungen Solger's, die er eifrig las; nicht minder wichtig ist für das Verständnis der Ideen Heine's Solger's Erklärung der falschen Ironie.

Nachdem er zunächst davor gewarnt hat, einen untergeordneten Standpunkt der Ironie gelten zu lassen, oder es für Übermuth des Künstlers zu halten, wenn er die Gesetze des gemeinen Lebens, z. B. die moralischen, verwirft, gelangt Solger zur Erläuterung des Begriffes der scheinbaren Ironie, die aus den Reflexionen des gemeinen Verstandes entstehe und zwiefach gedacht werden kann. „Sie kann 1) die bloße Erscheinung auffassen und dieselbe dadurch in ihrer Nichtigkeit darstellen, daß sie ihr einen besondern Werth verleiht, ihr höhere Begriffe beilegt, wodurch ein Kontrast bewirkt wird; 2) kann sie sich an allgemeine wesentliche Begriffe anheften, diese darstellen, wie sie im gemeinen Leben in der Unvollständigkeit der Erscheinung versinken, und dadurch die Begriffe selbst um ihre Bedeutung bringen."

Beide Arten dieser Ironie, die Solger in seinen Vorlesungen stets „die falsche Ironie" genannt hat, entstehen aus dem Widerspruch des gemeinen Lebens mit sich selbst, insofern dasselbe einerseits unvollkommene Erscheinung, andererseits Begriff ist. Natürlich kann diese Ironie, sofern sie nicht das Leben der Begriffe selbst zweifelhaft macht und in moralische Spötterei ausartet, der Kunst und besonders dem Humor dienen. So finden wir sie oft bei Jean Paul und so auch haben wir uns diese Ironie in den Dichtungen Heine's aufzusuchen und demgemäß zu erklären.

Diesen Grundzug finden wir in allen Schöpfungen Heine's, in den ersten Gedichten sowohl als auch im lyrischen Intermezzo und in den Liedern der „Heimkehr".

Alle diese zerstreuten Gedichte hat Heine einige Jahre später in seinem „Buch der Lieder" gesammelt, das wir hier vorweg besprechen, um den Zusammenhang seiner dichterischen Produktion im Großen und Ganzen beurtheilen zu können.

Was an dieser poetischen Erscheinung zunächst fesselte, war in der That die grandiose Subjektivität Heine's. Was die Romantik in ihren kühnsten Träumen kaum zu hoffen gewagt hat, die geniale Freiheit des Subjekts und dessen Erhebung über das All, dessen Spiel mit der Welt außer sich und mit dem eigenen Ich, das war in diesen Gedichten und noch dazu in einer Form erfüllt, die so überraschend neu, so wunderbar originell und doch wiederum so vertraut und heimlich klang, daß die Romantiker, wäre ihr Sinn nicht bereits damals von dem Weihrauch des Katholicismus umnachtet gewesen, dem jungen Dichter begeisterte kritische Hosiannas

hätten singen müssen, weil er das, was bei ihnen immer nur phantastische Intention blieb, zum ersten Male in dichterische Wirklichkeit übersetzte, und dem, was sie nicht auszusprechen wagten, in Lied und Wort lebensprühenden Ausdruck gab.

Dazu kam noch, daß in diesen Gedichten ein Reichthum an Bildern und Formen, an Figuren und Empfindungen sich eröffnete, der die Rückkehr zu dem von den Romantikern so hoch gepriesenen Volkslied ankündigte und darstellte. Hierin liegt vielleicht die tiefste Bedeutung der Poesie Heine's und ihre nachhaltigste Wirkung auf das Volk wie auf die Literatur.

Und diese volksliederartigen Gedichte waren nicht nachgeahmt und nicht nachempfunden, sondern — es kann dies nicht stark genug betont werden — durchaus original in der Erfindung wie in der Ausführung, im Stoff wie in der Sprache. Darin unterschied sich diese Poesie sogar wesentlich von den Gedichten Bürger's, Goethe's und Uhland's, und auch der Fortschritt in der Melodie war gegen die letztgenannten beiden Dichter ein unverkennbarer.

Ja, diese Melodie und Originalität des Volksliedes war so ungewöhnlich neu, daß noch lange nachher hervorragende Dichter nicht zugeben wollten, daß Heine sie selbst erfunden habe.

Die Form war freilich in vielen dieser ersten Gedichte etwas vernachlässigt; der junge Dichter kokettierte ernstlich mit einer gewissen poetischen Nonchalance, damit der „höchst poetische Stoff destomehr contrastiere mit der schlichten kunstlosen Form."

Was ihn aber von der Romantik vollständig trennte und was seinen Gedichten für alle Zeit einen besonders hohen Werth verleiht, das ist das rein Menschliche in ihnen, der Hauch der Freiheit, der uns daraus entgegenweht, und der kecke, aber gesunde Realismus der Zeichnung!

Heine hat in seinen Gedichten und Schriften „dem modernen Kulturmenschen die Zunge gelöst"; er gab ihm, zu sagen, was er leide, wie er liebe und warum er denn eigentlich so tief unglücklich sei! Darin liegt das Geheimnis der tiefen Wirkung, die diese kleinen Lieder auf die Zeitgenossen ausübten, einer Wirkung, die die Spätergeborenen oft nur auf dem Wege der Reflexion zu erklären vermögen.

In dem „Lyrischen Intermezzo" war noch ein neues Moment hinzugetreten, um die Wirkung zu vergrößern — der Schmerz einer unglücklichen verrathenen Liebe, die in diesen Liedern sich ausweint.

Ein hohes Lied der unglücklichen Liebe, wie es erhabener und schauriger vordem nicht gesungen worden, bildet dieses „Lyrische Intermezzo", das „im wunderschönen Monat Mai" einsetzt und in beseligender Wonne das Aufgehen seiner jungen Liebe besingt, während der Schluß uns zum Grabe dieser Liebe und seiner Lieder geleitet.

Die Lieder der „Heimkehr" bildeten eigentlich den Abschluß

des „Lyrischen Intermezzo". Sie waren als eine „heitere Huldigung" Friederike Rahel gewidmet.

Zwischen 1823 und 1824 entstanden, leuchtet der Einfluß einer edlen Weiblichkeit aus denselben unverkennbar hervor. Wohl überkommt den Dichter noch oft die Erinnerung an seine unglückliche Liebe, aber es scheint doch, als ob der wilde Schmerz sich mehr und mehr zu einer elegischen Trauer abgeklärt hätte, und die Freude am Leben beginnt wieder hervorzutreten.

Einen neuen und überraschenden Ton, einen Ton, wie er im deutschen Dichterwalde noch nicht gehört worden, schlug Heine in den Liedern der „Nordsee" an, diesen „kolossalen Epigrammen", mit welchen der Dichter der deutschen Poesie einen neuen und mächtig anziehenden Stoff: das Meer eröffnete und durch die er sich eine sichere Anwartschaft auf einen ersten Platz unter den Odendichtern der gesammten Poesie erworben hat. „Die Nordseebilder mit ihrem himmelstürmenden Titanentrotz und seiner humoristischen Korrektur, in ihrem pindarisch freien, unskandierbaren, aber nicht unmelodischen Hymnenschwunge, sind von hinreißender Kraft des Genius und gigantischem Schwung der poetischen Gedanken."

Der hauptsächlichste Vorwurf, den man gegen Heine nach dem Erscheinen seiner Gedichte erhoben hat, gipfelte in der Behauptung von der Unwahrheit seiner Empfindungen und von dem Spott, den er mit den höchsten Idealen der Menschenbrust getrieben haben soll. Dieser Vorwurf beruht aber auf vollständiger Unkenntnis der Poesie Heine's. Sein Spott traf nie das Ideal selbst, sondern nur das, was jene hohle romantische Zeit als Ideal verehrte oder zum Mindesten der gläubigen Menge anpries. Gerade der Schmerz darüber, daß das Ideal in dieser Welt und vor allem in dieser Zeit keine Heimstätte auf Erden habe, erzeugte jenen Spott, der wiederum vor allem diejenigen am meisten verletzte, die diesem Ideal so weit wie möglich entfremdet waren.

Dadurch entstanden auch jene Kontraste und Dissonanzen, welche in seinen Gedichten so oft die Einheit der Stimmung zerreißen und empfindsame Gemüther wie mit kalter Lauge übergießen. Wer in diesen Dissonanzen nur ein eitles künstlerisches Spiel, eine romantische Dichterlaune, oder gar eine beabsichtigte Wirkung, „die Kunstfertigkeit im Variieren eines und desselben Themas" vermuthet, der hat zweierlei übersehen, einmal, daß der Dichter sein eigenes Selbst und seine Zeit, die er beide sehr genau kannte, in seinen Gedichten verspotten wollte, und daß diese Selbstverhöhnung einem höheren Trieb nach Wahrheit entsprungen ist, sodann aber, daß auch jener Hauch von Stimmung, der zuerst über jenen Gedichten liegt, in den meisten Fällen durchaus nicht die wirkliche Stimmung des Dichters, sondern ein romantisch übertriebenes Gefühl ist, das er ironisch auflösen will, wobei er von einer geheimen Grundstimmung ausgeht, die

gleichermaßen jenem krankhaften Stimmungshauch wie der grellen Dissonanz entgegengesetzt ist, und dem reinen Quell des Guten und Schönen, dem lautern Trieb nach Wahrheit entspringt.

Und auch Heine's Humor entspringt aus derselben tragischen Weltanschauung, aus der der Humor zu allen Zeiten als ein ins Unendliche gehender Kontrast hervorgegangen, aus der Erkenntnis, dass die Welt trotz ihrer Größe und Schönheit dennoch voller Thorheiten und Widersprüche sei, dass alles, was in ihr entstehe und blühe, schon den Keim des Vergehens und Verderbens in sich trage, dass auch der Herr der Schöpfung nichts sei, als der Spielball einer unwiderstehlich absoluten Gewalt, der sich Objekt und Subjekt gleich unbedingt unterwerfen müssen.

Von diesen rein tragischen Grundgedanken geht der Humor, dieser „komische Weltgeist“ aus; aber er bleibt dabei nicht stehen, er schließt weiter. „Wenn die Welt ein so jammervolles, zerbrechliches, werthloses Ding ist, dann ist sie auch nicht werth, darüber eine Thräne zu vergießen, ja nicht einmal werth, sie zu hassen oder zu verachten. Das einzig Vernünftige ist, sie als das zu nehmen, was sie ist, d. i. für ein Nichts, für den absoluten Widerspruch, und über den kann man nur lachen. Hiermit schlägt der tragische Schmerz zur komischen Lust um, doch auch diese vermag sich nicht zu behaupten. Der Humorist fühlt, dass er mit der Welt auch sich selbst vernichtet, sein Lachen schallt ihm aus dem leeren Schattenbilde, in das sie sich für ihn verwandelt, hohl und gespenstisch entgegen, er erkennt, dass sie ihm doch mehr gewesen als er glaubte, dass er nur in ihr und mit ihr existieren kann. Er will sich ihr daher wieder hingeben, wirft sich ihr mit doppelter Liebe, Sehnsucht und Inbrunst an die Brust; aber kaum ist er zu ihr zurückgekehrt, kaum beginnt er damit, sich ihre Schönheit und Vollkommenheit zu vergegenwärtigen, so schaut sie ihm schon wieder mit demselben trüben Angesicht, als ein Inbegriff von Leiden, Schmerzen und Qualen entgegen, und er sieht sich wieder von derselben unwiderstehlichen Gewalt in die tragische Weltanschauung hineingerissen.“

Diesen Gedankengang kann man in Heine's Gedichten ziemlich genau verfolgen. Er geht stets vom Düstern und Tragischen aus, das sich dann in das Humoristische oder Ironische auflöst. Statt der Grundstimmung eines Versöhnungsakkords klingt dann freilich bei vielen Gedichten von Heine das Gefühl des Hohns und Spottes nach, der eine versöhnende Wirkung nicht aufkommen läßt und die strenge Einheit des Gedankens, die jedes Kunstwerk, das größte Drama wie das kleinste Gedicht aufweisen soll, zerstören muss.

Gänzlich hinfällig aber sind die Einwürfe, die nach dem Er-

scheinen des „Buches der Lieder" gegen die Form der Gedichte Heine's geltend gemacht wurden.

Gerade das Metrum seiner Verse verleiht ihnen einen eigenthümlichen Reiz und wirkt oft wie Musik auf die lyrische Empfindung. Wer metrischen Studien eifriger nachgeht, findet besonders an den kleinen Gedichten Heine's die Uebereinstimmung des sinnlichen Klangs mit der geistigen Vorstellung voll ausgeprägt. Auch im Reim zeigt sich der wahre Dichter; er bietet sich ihm scheinbar ungezwungen, begleitet als treuer Diener ihn auf seinem Flug in die Höhen der Poesie und vereint mit höchster Nothwendigkeit doch auch eine ungefesselte Freiheit. —

Der Charakter der Literaturperiode und die darin sich kreuzenden Strömungen der Romantik und der modernen Zeit finden aber noch mehr als in den Gedichten, in den Tragödien Heine's sich tief und deutlich ausgeprägt. Beide Tragödien, „Almansor" und „William Ratcliff" erschienen zugleich mit dem „Lyrischen Intermezzo" und wir haben bereits die Schicksale derselben und die Aufnahme, die sie bei dem Publikum wie bei der Kritik gefunden, geschildert. Der Dichter hat beiden Werken eine Ottaverime vorgesetzt, in welcher er Inhalt und Tendenz der Tragödie andeutete.

Im „William Ratcliff" brodelt schon die große Suppenfrage des Socialismus, von dem in den dreißiger Jahren noch kaum jemand eine Ahnung hatte, während er ein Jahrzehnt später das Losungswort der Zeit geworden ist. Insofern ist der „Ratcliff" in Wahrheit eine „Hauptkonfession", eine Apotheose des Elends und das Klagelied des Socialismus in nuce.

In Bezug aber auf das, was eigentlich den Kernpunkt eines Dramas bildet, in Bezug auf die dramatische Charakteristik und die Enwicklung der Handlung, sind beide Stücke nur Schülerarbeiten, die zwar eine bedeutende Anlage verrathen, in ihrer jetzigen Form aber verfehlt sind.

Dem „Almansor" fehlt es an einem tragischen Conflikt und an einem dramatischen Helden! Das Grundmotiv, daß die Liebe zerstörend auf folgende Geschlechter wirkt, ist in der dramatischen Literatur nicht neu; aus diesem Grundmotiv entstanden aber stets neue Verwicklungen, welche eine Lösung des dramatischen Knotens endlich herbeiführten. Im „Almansor" kann aber weder von einer eigentlichen Handlung noch von einer Entwicklung der Charaktere die Rede sein; an deren Stelle ist das rohe Fatum getreten, dessen Verhängnis die passiven Helden erliegen müssen.

Die eigentliche Bedeutung des „Almansor" liegt auf einem ganz anderen Gebiete: Es ist dies Drama ein Klagelied des unterdrückten Judenthums und eine Satyre auf jene Judenchristen, die damals in der Berliner Gesellschaft eine so tonangebende Rolle spielten! Dem Zweck der Satyre entsprechend, verlegte Heine die Handlung in ferne Zeiten und ferne Länder und ließ statt der Juden Musel-

männer auftreten, daß sie in glühenden Versen ihren Haß und ihr Weh aussprächen.

Auch die Handlung des „William Ratcliff" darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Heine hat wohl selbst die Schwäche seines Werkes erkannt, indem er es eine „dramatisierte Ballade" nennt; wie aus der Widmung an Friedrich Merckel hervorgeht, ist etwas von des Dichters eigenen Empfindungen und Erfahrungen und den jungen Leiden seines Lebens in diese Tragödie übergegangen. Freilich gipfelten diese „jungen Leiden" am Ende doch nur in einer verschmähten Liebe, die allein nicht ausreicht für einen tragischen Vorwurf, und die in der That nicht wichtig genug ist, um das Schicksal von Generationen an den Trotz und die leichte Aufwallung einer Weiberlaune zu knüpfen.

Was aber die phantastischen Nebelgestalten betrifft, die in diesem Drama „über die Bühne schwanken und verschwinden", oder „sehnsüchtig die Arme gegen einander ausstrecken, sich nahen, immer wieder auseinanderfahren und endlich verschwinden", so ist es nicht zu verkennen, daß sie unter dem Einflusse eines Dichters entstanden sind, dessen Werke auf das jugendlich empfängliche Gemüth Heine's unstreitig einen tiefen Eindruck hervorgebracht haben. Es waren E. T. A. Hoffmann's „Nebelbilder" und „Blendwerke", die auch hier ihren Spuk forttrieben und die mit den „nebligten Gestalten" Heine's eine verzweifelte romantische Familienähnlichkeit haben.

Es war eine arge Selbsttäuschung, wenn Heine glaubte, in diesen beiden Tragödien, und nicht in den träumerischen Naturlauten seiner Lieder, die urgeheimnisvollen sieben Siegel der Liebe gelöst zu haben.

Von dem Ehrgeiz nach den Lorbeeren des dramatischen Dichters wurde Heine durch die Aufnahme geheilt, die der „milde, helle Almansor" gefunden. Und doch hatte er, dem der Ruhm eines lyrischen Dichters nicht genügte, der vielmehr mit Shakespeare und mit Lessing einen dramatischen Wettlauf wagen wollte, unleugbar viele Eigenschaften und Anlagen, die ihn zum Bühnendichter befähigt hätten, vor allem ein tiefpoetisches Empfinden und eine glühende Phantasie, dann aber auch einen seltenen Bilderreichthum und eine nicht gewöhnliche Gestaltungskraft, sowie endlich eine scharfe Beobachtungsgabe und — was das Wichtigste für den Dramatiker ist — einen Realismus der Charakteristik, der mit wenigen feinen Strichen ein vollständig getreues Bild einer Person oder irgend eines Gegenstandes zeichnen konnte.

War es nun Heine nicht beschieden, die dramatischen Gebilde seiner Phantasie von der Bühne herab wirken zu sehen, so ward ihm dafür das hohe Glück zu Theil, daß der Zauber seiner Lieder in das Herz des deutschen Volkes sich senkte. Seine Lieder wurden in Musik gesetzt und überall gesungen. Sie waren in

Wirklichkeit „Volkslieder der neuen Gesellschaft“. Deutschland war stolz auf Heine geworden, und hatte in ihm einen neuen Dichter von Gottes Gnaden erkannt, der berufen schien, das Erbe Goethe's anzutreten.

VII.

Weder die rauschenden Vergnügungen der Hauptstadt, noch das reiche geistige Leben des damaligen Berlin brachten jedoch Harry Heine seinem eigentlichen Ziele erheblich näher; ja er sah allmälig ein, dass ihm die Erreichung dieses Zieles in der Residenz wohl überhaupt unmöglich sein werde. Dazu kam das Drängen der Eltern und Verwandten, denen noch kaum eine Ahnung seiner dichterischen Sendung aufgegangen war, doch nun einmal seine Studien zu beendigen. So sah er sich denn genöthigt, Berlin, das er trotz allen Raisonnierens sehr lieb gewonnen hatte, zu verlassen. Im Mai des Jahres 1823 begab er sich zunächst nach Lüneburg, wohin seine Eltern etwa seit anderthalb Jahren — — nach einem kurzen Aufenthalte in Oldesloe — übergesiedelt waren, und verweilte daselbst längere Zeit.

Gegenüber dem bewegten Treiben der Residenz kam ihm das kleinstädtische Leben in der „Residenz der Langenweile“ sehr eintönig vor.

Trotzdem entstanden auch in Lüneburg mehrere seiner schönsten Gedichte, wie z. B. „Nacht lag auf meinen Augen“, „Mein Herz, mein Herz ist traurig“ u. a. Und in Rudolf Christiani, dem Sohn des dortigen Generalsuperintendenten, fand er einen lieben und treuen Freund. Christiani, der nachher sein Verwandter wurde und als Abgeordneter in der hannöverschen Kammer sich durch seine oppositionelle Stellung hervorthat, wurde später von Heine scherzhaft „der Mirabeau der Lüneburger Haide“ genannt.

Außer mit Christiani verkehrte Heine zu jener Zeit eigentlich nur mit seinen Eltern und Geschwistern. Namentlich war es sein Bruder Max, dem er damals besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Auch in seinen Studien förderte er den Bruder mit besonderem Eifer, vor allem bei dessen prosodischen Arbeiten.

Von seinen Eltern hatte Heine im Großen und Ganzen nur geringe Förderung seiner dichterischen Bestrebungen zu erwarten. Eher interessierten sich die Geschwister für den Poeten.

Je weniger Heine in Lüneburg irgend welchen persönlichen Verkehr hatte, einen desto eifrigeren Briefwechsel unterhielt er mit seinen Freunden in Berlin und Münster. Von Moser ließ er sich alle diejenigen Bücher besorgen, deren er zu seinen Studien bedurfte; „ewige Freundschaftsdienste, ewige Plackereien, Unruh', Beschwerde — ich rathe Dir, gieb die Freundschaft mit mir auf,“ so schreibt er ihm einmal.

Gegen Ende desselben Monats machte Heine eine Reise nach Hamburg; zum Theil galt dieser Besuch seiner, seit etwa einem Jahre an den Kaufmann Moritz Embden dort verheiratheten Schwester, der er mit besonderer Zärtlichkeit zugethan war, hauptsächlich aber seinem reichen Oheim, Salomon Heine, mit dem er sich verständigen wollte.

Die Ahnung Heine's, daß er sich durch seine „Ironie und Ehrlichkeit“ in Hamburg nur neue Feinde schaffen würde, ging leider in Erfüllung.

Zunächst kam es zu keiner Verständigung mit seinem Oheim, Salomon Heine, der eben im Begriffe stand, eine größere Reise anzutreten. Zu einer solchen Verständigung kam es überhaupt nie und konnte es nie kommen, weil der Kontrast zwischen Oheim und Neffe ein zu großer und die Kluft zwischen den Weltanschauungen Beider eine nicht zu überbrückende war, sodann aber, weil die Feinde Heine's in und außerhalb seiner Familie den Oheim beständig gegen ihn aufhetzten.

Salomon Heine war im Grunde genommen einer der edelsten und besten Menschen. Im siebzehnten Lebensjahre verließ er seine Vaterstadt Hannover und wanderte auf gut Glück nach Hamburg, wo er schon in wenigen Jahren sich ein kleines Geschäft als Wechselmakler errichten konnte. Seine eifrige Thätigkeit und seine strengredliche Handlungsweise verschafften ihm bald viele Freunde und Gönner, sodaß er schon im Jahre 1797, etwa dreizehn Jahre nach seinem eben nicht rühmlichen Einzuge in Hamburg, mit einem Geschäftsfreunde Namens Heckscher ein Bankgeschäft begründen konnte, das er bis zum Jahre 1818 in Compagnie betrieb, von da an aber allein führte. Kaum ein Decennium später hatte die Firma Salomon Heine einen europäischen Ruf erlangt.

Maximilian Heine hat die Parallele zwischen Oheim und Neffe sehr richtig gezogen: Der Onkel, der durch unermüdliche Arbeit und hohe Intelligenz so große Reichthümer selbst erworben, blieb immer seinem Prinzip nach einfach, nie verschwenderisch, allezeit den Werth des Groschens hochschätzend, was ihn jedoch nie verhindert hat, Hunderttausende für wohlthätige Zwecke wegzuschenken — der Neffe, der den Werth des Geldes gar nicht kannte und immer bereit war, so zu leben, als ob er über Millionen zu verfügen hätte, schien in der Idee befangen zu sein, als ob der reiche Onkel nur deßhalb auf Erden wandelte, um seine enormen Ausgaben zu bezahlen. Beide, Onkel und Neffe, fühlten heimlich und unausgesprochen ihren gegenseitigen Werth und ihre volle Bedeutung, geriethen aber, so oft sie zusammen kamen, jedesmal in heftigen Konflikt.

Auch die Hamburger „Tempeljuden“ agitierten damals lebhaft gegen Heine, weil er ihren kleinlichen Reformbestrebungen mit Spott und Hohn entgegentrat, und auch sie suchten ihn bei dem reichen Oheim anzuschwärzen.

Seit dem Erscheinen des „Almansor“ hatte die Stimmung gegen Heine überhaupt umgeschlagen. Schärfer als die zünftige Kritik hatte das lesende Publikum die Tendenz dieser Dichtung herausgewittert, und es begann ein heimlicher und öffentlicher Kampf gegen Heine.

Man wird es nun wohl glauben, dass Heine's Aufenthalt in Hamburg durchaus kein angenehmer war, wenn man sich die Situation, in der er sich befand, vergegenwärtigt: von den Christen gehasst, von den Juden angefeindet, von dem Onkel mit einem Geldgeschenk von zehn Louisd'or abgefertigt, so lebte Heine in der Stadt, die zudem und vor allem die trübsten Erinnerungen in ihm wachrief an sein frühes Liebesleid, an die unvergessene Geliebte, die nun die Gattin eines Andern geworden war.

Am 22. Juli verließ Heine Hamburg und trat eine Badereise nach Cuxhaven an, zu welcher ihm der Onkel so großmüthig das Geschenk von zehn Louisd'or gegeben hatte. Dort blieb er sechs Wochen, während welcher eine große Anzahl seiner schönsten Lieder und der Plan zu einer neuen großen Tragödie entstand, die „tief und düster“ werden, die Naturmystik und Liebeszauber in sich vereinen sollte!

Im Seebade zu Cuxhaven machte Heine auch eine Bekanntschaft, die fortan einen entscheidenden Platz in seinem poetischen Schaffen einnehmen sollte — er sah zum ersten Male das Meer!

Nachdem er das Seebad hier sechs Wochen lang gebraucht hatte, kehrte er nach Hamburg zurück, um die noch immer obschwebende Differenz mit dem Onkel auszugleichen. Schon vor seiner ersten Reise dahin hatte er die Absicht, sich mit dem Oheim wegen eines Projekts zu berathen, das er schon vor längerer Zeit gefasst hatte: wegen seiner Übersiedelung nach Paris. Die Aufnahme, die er beim Onkel fand, war keineswegs ermuthigend für die Ausführung dieses Plans — eine neue Differenz war dazugekommen — und so war das einzige Resultat, das Heine erreichte, die Erhöhung seines Wechsels von 400 auf 500 Thaler und eine bestimmte Zusicherung desselben auf fernere zwei Jahre, bis zur Beendigung seiner Studien.

Mit 400 bis 500 Thalern konnte damals in einer kleinen deutschen Universitätsstadt fast eine ganze Familie auskommen, Heine kam nicht damit aus und musste stets noch von seinen Freunden Geld entleihen. Man wird daher kaum fehlgehen, wenn man, diese leidigen Geldangelegenheiten objektiv betrachtend, zu der Überzeugung kommt, dass die Unterstützung des reichen Oheims keineswegs ein Segen für den Dichter gewesen sei. Heine gewöhnte sich dadurch an eine sorglose, behagliche Existenz, die er aber um den Preis der lebenslänglichen Abhängigkeit von seinen reichen Verwandten erkaufen musste, während ohne Zweifel in der Noth des Lebens und in dem Kampf um das Dasein sein Charakter sich

gestählt hätte und mancher Widerspruch in demselben niemals entstanden wäre.

Auch in Heine dämmerte diese Überzeugung oft auf. Wiederholt hatte er die Absicht, ja den Entschluss gefasst, dieses unwürdige Joch abzuschütteln und sich „von der Güte des Oheims loszureißen". Aber diese edlen Vorsätze verflogen immer wieder, er hatte nicht mehr die moralische Kraft sie auszuführen. Und wiewohl er „die getauften und ungetauften Quellen" sehr gut kannte, aus denen das Gift gegen ihn herkam, besaß er doch nicht die Macht, diese Quellen zu verstopfen, sondern trug sein ganzes Leben lang schwer an dieser Kette der Abhängigkeit.

Zweierlei wird man in Erwägung ziehen müssen, was zur Erklärung der Widersprüche und Auswüchse dienen wird, die in dem Leben und Schaffen dieses von Natur aus groß und edel angelegten Charakters jeden unbefangenen Beobachter befremden müssen: Erstens seine Abstammung, die ihm beständig hemmend in den Weg trat, und zweitens seine materielle Abhängigkeit, die ihn sein ganzes Leben hindurch bedrückte. Ein bitterer, grundtiefer Ernst lag hinter dem scherzhaft ausgesprochenen Worte Heine's: „Die jüdische Religion ist gar keine Religion, sondern ein Unglück"; für ihn wenigstens war sie ein Unglück. Man konnte es ihm nicht verzeihen, dass er der Abneigung gegen das Christenthum poetische Gestalt gegeben hatte, die Wogen des Judenhasses umbrandeten ihn sein ganzes Lebenlang, und die Wirkungen desselben empfand er in tiefster Seele.

Nicht minder tief empfand er sein Lebenlang die materielle Abhängigkeit von seinem Oheim. Bei jedem neuen Anlasse bäumte sich in ihm das Gefühl des Mannes auf, „den keine Geldrücksicht bewegen sollte, Etwas von seiner inneren Würde zu veräußern", wiederholt fasste er den Entschluss, aus der Wagschale der Themis sein Brod zu essen, statt aus der Gnadenschüssel des Oheims, und stets von Neuem warf er sich, trotz inneren Widerstrebens, auf das Studium der Juristerei, die ihm in der Folge ein Amt schaffen sollte.

Heine beabsichtigte nun zu Neujahr nach Göttingen zu reisen, und dort seine juristischen Studien zu vollenden. „Ich muss mein jus mit mehr Fleiß als Andere studieren," schreibt er, „da ich — wie ich voraussehe — nirgends angestellt werde und mich auf's Advocieren legen muss".

Die poetischen Arbeiten wurden trotzdem auch damals nicht vernachlässigt. In den Gedichten aus jener Zeit finden wir aber auch schon jene weltverachtende Ironie ausgesprochen, die Heine fortan durch's Leben begleitete. Kein Maler und kein Dichter konnte ein charakteristischeres Bild von Heine entwerfen, als re selbst es in einem seiner damals in Lüneburg entstandenen Gedichte gethan hat, in einer Romanze, die er ernst-wehmüthig

aufgefaßt haben wollte, über die seine besten und innigsten Freunde aber — lachten! „Aber es geht mir oft so," schreibt er, „ich kann meine eigenen Schmerzen nicht erzählen, ohne daß die Sache komisch wird." Das Ganze war eine Scene aus seinem eigenen Leben; es war die Romanze „Donna Clara", das Lied von jener Alkaldentochter, die die Juden haßt und dies ihrem Ritter, während sie ihm ihre Liebe schenkt, immerfort erzählt; am Schluß entpuppt sich dieser als der Sohn des schriftgelehrten Rabbi Israel aus Saragossa! Man kann wohl sagen, daß in der tiefen Grundfärbung dieses Gedichts und in seinen Schicksalen die ganze Tragik von Heine's Leben sich spiegele.

In solcher Stimmung trat Heine am 19. Januar 1824 die Reise nach Göttingen an. Nachdem er sich bereits Ende December des vorhergehenden Jahres in Berlin hatte exmatrikulieren lassen, wurde er am 30. Januar zum zweiten Male als akademischer Bürger der Georgia Augusta immatrikuliert.

Die Erwartungen, mit denen Heine nach Göttingen kam, waren sehr gering, sie wurden auch keineswegs dort übertroffen.

Das Klagen hörte allerdings, trotzdem Heine sich mit der Zeit ganz behaglich in Göttingen fühlte, in seinen Briefen nicht auf. Neben der Versicherung, daß er den Fachstudien mit dem denkbar größten Eifer obliege, wissen diese Briefe und die Berichte seiner Studiengenossen von mannigfachen Scherzen und Zerstreuungen zu erzählen, denen sich Heine, je nach dem Stande seiner damals häufig auftretenden Kopfschmerzen und seiner wechselnden Laune, gern und eifrig hingab.

Unter seinen Studiengenossen war Heine bereits als Dichter gekannt und geschätzt. Sowohl die „Gedichte" wie die „Tragödien" und das „Lyrische Intermezzo" wurden von Professoren und Studenten viel gelesen.

In den Osterferien desselben Jahres machte Heine wieder eine Reise nach Berlin. Zum Theil trieb ihn dazu der Wunsch, auf einige Zeit aus dem ewigen Einerlei des kleinstädtischen Lebens herauszukommen, zum größeren Theil jedoch die Sehnsucht nach seinen alten Freunden und — Feinden.

Denn auch ohne diese konnte Heine nicht leben; sie waren ihm Bedürfnis und gehörten nun einmal zu seinem täglichen Brode. Existierten sie nicht in Wirklichkeit, so schuf sich seine Phantasie ein unzählbares Heer von Feinden, die ihn beständig umlagerten und auflauerten, um ihn zu verderben und seinen Dichterruhm zu zerstören.

Und um die Besorgnisse seiner Freunde und die Verdächtigungen seiner Feinde, falls beide in Wirklichkeit existierten, zu zerstören, veröffentlichte er vor seiner Ankunft in Berlin im „Gesellschafter" von Gubitz, der Heimstätte seines Dichterruhms, dreiunddreißig der schönsten Lieder aus dem Cyklus „Die Heim-

kehr", die die Vermuthung gründlich und schlagend widerlegten, daß es mit seiner Poesie zu Ende sei.

In Berlin verlebte Heine vier Wochen, im Verkehr mit Varnhagen, an den er vor seiner Abreise von Göttingen aus einen wahren Freundesbrief geschrieben, mit Rahel, Friederike Robert, Ludwig Robert und den Aposteln des „Kulturvereins", der damals in den letzten Zügen lag und dessen Auflösung eifrig von den Freunden: Moser, Zunz, Gans, Lehmann u. A. diskutiert wurde. Seine Gedichte fanden in allen literarischen Kreisen eine begeisterte Aufnahme.

Kaum war Heine wieder nach Göttingen zurückgekehrt, so tönten schon in sein Ohr „die ennuyanten Laute Göttinger Philister und Studenten" ..... „So bin ich nun hier," meldete er nach Berlin, „und lebe ganz isoliert und höre Pandekten und sitze jetzt auf meiner Kneipe mit der Brust voll unverstandener Sehnsucht und dem Kopfe voll von noch unverstandenerem juristischem Wischiwaschi. Ich befinde mich ziemlich gut, der Kopf ist noch nicht ganz frei, aber wenigstens schmerzt er nicht." Kurz darauf muss er allerdings wieder melden, dass sein Kopfübel nicht weichen wolle, und dass es in ganz Göttingen kein Gesicht gebe, das ihm gefalle.

Beides ist jedoch nicht im vollen Ernst zu nehmen. Wie er oft lang genug von seinem Kopfübel befreit war — hie und da mag er wohl auch mit diesem Leiden etwas kokettiert haben — so fand er auch allmälig in Göttingen manchen lieben Freund. Unter den Professoren der Universität waren es nur Sartorius, Eichhorn und Hugo, mit denen Heine verkehrte, unter den Studenten vor allem Eduard Wedekind, Donndorf, G. Knille, Otto von Raumer, Gruiter, G. Siemens u. A.

Besonders innig hat Heine während seines ganzen Aufenthaltes in Göttingen mit Eduard Wedekind aus Osnabrück — der gegenwärtig als Amtsrichter a. D. in Uslar lebt — verkehrt, und seine Mittheilungen über den Dichter, sowie die Notizen seines Tagebuches lassen jene Lebensperiode in einem vollständig neuen Lichte erscheinen. Wir verdanken ihnen eine Fülle von neuen Aufschlüssen über die juristischen und literarischen Studien, sowie über die poetischen Pläne und Anschauungen aus jener Zeit, in der sich Heine auch schon mit seinen „Memoiren", hauptsächlich aber mit der Idee einer Faustdichtung trug.

In dem Tagebuche Wedekind's heißt es darüber: „Heine gedenkt einen Faust zu schreiben. Wir sprachen viel darüber, und seine Idee dabei gefällt mir sehr gut. Heine's Faust wird genau das Gegentheil vom Goethe'schen werden. Bei Goethe handelt Faust immer; er ist es, welcher dem Mephistopheles befiehlt, dies und das zu thun. Bei Heine aber soll Mephistopheles das handelnde Prinzip sein, er soll den Faust zu allen Teufeleien verführen. Bei Goethe ist der Teufel ein negatives Prinzip; bei Heine soll er positiv werden. — Heine's Faust soll ein Göttinger

Professor sein, der sich in seiner Gelehrsamkeit ennuyirt. Da kommt der Teufel zu ihm und belegt ein Kolleg, erzählt ihm, wie es in der Welt aussieht und macht den Professor kirre, sodass dieser nun anfängt, liederlich zu werden. Die Studenten auf dem Ubrich fangen an, darüber zu witzeln. „Unser Professor geht auf den Strich", sagen sie. „Unser Professor wird liederlich", heißt es immer allgemeiner, bis der Herr Professor die Stadt verlassen muss und mit dem Teufel auf Reisen geht. — Auf den Sternen haben die Engel inzwischen Theegesellschaften, zu denen sich Mephistopheles auch einfindet, und dort berathschlagen sie über den Faust. Gott soll ganz aus dem Spiele bleiben. Der Teufel schließt mit den guten Engeln eine Wette über Faust. Die guten Engel liebt Mephistopheles sehr, und diese Liebe, besonders zum Engel Gabriel, denkt Heine so zu schildern, dass sie ein Mittelding zwischen der Liebe guter Freunde und der Liebe der Geschlechter wird, die bei den Engeln nicht sind. Diese Theegesellschaften sollen sich durch das ganze Stück ziehen. — Über das Ende ist sich Heine noch nicht gewiss. Vielleicht will er den Professor durch Mephistopheles, der sich zum Schinder gemacht hat, hängen lassen; vielleicht will er gar kein Ende machen, weil er dadurch den Vortheil erhält, Manches in das Stück hineinbringen zu können, was eigentlich nicht hineingehört. — Mir däucht, dieser Faust kann sehr viel werden; nur fürchte ich, und Heine ebenfalls, dass durch die Theegesellschaften zu wenig Handlung hineinkommt."

Bekanntlich hat Heine viele Jahre später die Faustsage, aber in einer von diesen Entwürfen ganz abweichenden Form, bearbeitet.

Bei solchen Plänen und Ideen konnten die damaligen Studentenhändel nur wenig Interesse für Heine haben; trotzdem wurde er vielfach in dieselben hineingezogen. „Bei den meisten Duellen hier," schreibt er aus Göttingen, „bin ich Sekundant oder Zeuge, oder Unparteiischer, oder wenigstens Zuschauer. Es macht mir Spaß, weil ich nichts Besseres habe. Und im Grunde ist es auch besser, als das seichte Gewäsche der jungen und alten Docenten unserer Georgia Augusta. Ich weiche dem Volk überall aus."

Nichtsdestoweniger wurde Heine auch schon durch seine äußere Erscheinung in dem kleinen Universitätsstädtchen eine bekannte Persönlichkeit. Und obwohl er in seinem Fachstudium nicht gerade hervorragend war, interessierten sich doch auch die meisten Professoren für ihn. Mit der Jurisprudenz wollte es seltsamer Weise nicht recht gehen, so sehr er sich der Hoffnung hingab, mit Hilfe Meister's die Pandekten „loszukriegen" und so eifrig er sich mit dem ganzen Wust trockener Gelehrsamkeit wie ein Verzweifelter abquälte.

Das Talent zur Jurisprudenz, darin mochte er Recht haben, fehlte ihm jedenfalls. So kam es, dass er sich stets wieder von

seinen mit Eifer begonnenen Studien ablenken ließ. Ein sonniger Tag, ein poetischer Gedanke, eine duftende Blume oder auch ein schönes Mädchen — und das Forum, die Pandekten, alle römischen und deutschen Gesetze und Prozesse waren in den Wind verweht.

Dazwischen kamen auch wieder literarische Anregungen und poetische Arbeiten. Auch mit J. B. Rousseau, der ihm von seinen Jugendfreunden eigentlich am nächsten stand, war er wieder in Verbindung getreten, in eine Verbindung, von welcher Heine nur wenig Nutzen hatte. Schon im Jahre 1823 hatte er dem „Westteutschen Musenalmanach" mehrere sehr werthvolle Beiträge zugewendet. Der zweite Band dieses Almanachs, der im Jahre 1824 in Hamm erschien, enthält das Gedicht von Heine: „Gekommen ist der Maie", und die Zeitschrift „Agrippina", die gleichfalls jener Rousseau in Köln herausgab, brachte ebenfalls fünf Heine'sche Gedichte und ein mit der Überschrift „Berlin" versehenes humoristisches Soldatenlied, das Heine mittheilte, das aber seines Inhalts wegen die sofortige Unterdrückung jener Zeitschrift zur Folge hatte.

Rousseau wurde aber nicht müde, und schon am 1. Januar 1825 gab er eine neue Zeitschrift „Die Rheinische Flora" heraus, in welcher alle Bonner Studienkollegen und auch Heine mit zwei Beiträgen vertreten war. Das genügte jedoch dem unermüdlichen Vielschreiber nicht; er beklagte sich bei Heine, und als dieser ihm in einem ausführlichen, wahrhaft freundschaftlichen Briefe auf das Plan- und Ziellose seines Treibens aufmerksam machte, kündigte er ihm kurzweg die Freundschaft. Trotzdem spricht sich Heine auch ferner in der herzlichsten Weise über Rousseau in den Briefen an gemeinsame Freunde aus.

In den Sommerferien desselben Jahres unternahm Heine eine größere Ferienreise durch Thüringen und den Harz, über die er sich an seinen stets unwandelbar treuen Freund Moser in sehr vergnügter Stimmung in einem Briefe vom 25. Oktober 1824 ausspricht.

Der heilsame und erquickende Einfluß dieser Reise übertrug sich auch auf die Schilderung derselben. Obwohl Heine behauptete, er hätte dieselbe nur aus pecuniären und ähnlichen Gründen geschrieben; sie sei nur „zusammengewürfeltes Lappenwerk", war er doch von dem Werth der Arbeit ebenso fest überzeugt, wie sein Onkel Henry in Hamburg, dem er das Manuskript zur Ansicht geschickt, wie Friederike und Ludwig Robert, die die Arbeit in ihren „Rheinblüthen" bringen wollten, und wie Professor Gubitz, der die „Harzreise" im „Gesellschafter" vom Jahre 1826 — freilich etwas stark verstümmelt — veröffentlichte.

Die Publikation erregte natürlich in den Kreisen, in denen der „Gesellschafter" gelesen wurde, großes Aufsehen und rief eine

ganze Anzahl Nachahmungen, Kritiken, Ergänzungen und Widerlegungen hervor.

Schon in dem oben erwähnten Briefe an Moser, in dem er zuerst über seine Reise durch Thüringen berichtet, fällt die seltsame, ironische Art und Weise auf, in der Heine über Weimar schreibt. In seinem Lob des Biers, des Gänsebratens und anderer Dinge verbirgt sich ironisch der Tadel, den er nicht auszusprechen wagt, weil er wie eine Blasphemie erscheinen würde, der Tadel gegen den Dichterfürsten von Weimar. Und doch hatte ihn nur der Drang nach Weimar gezogen, Goethe kennen zu lernen — in seinem Buch über die „romantische Schule" schildert er Goethe nach diesem Besuch in wahrhaft begeisterter Weise: „Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüber stand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe, mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe dran, ihn griechisch anzureden; da ich aber merkte, daß er Deutsch verstand, so erzählte ich ihm auf Deutsch, daß die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar sehr gut schmeckten."

In ähnlicher anekdotischer Weise berichtet Maximilian Heine über den Besuch seines Bruders bei Goethe. Nach diesem Bericht soll Goethe Heine mit der ihm eigenen graziösen Herablassung empfangen haben. Die Unterhaltung bewegte sich, wenn auch nicht gerade über das Wetter, so doch auf sehr gewöhnlichem Boden; selbst über die Pappelallee zwischen Jena und Weimar wurde gesprochen. Da richtete Goethe plötzlich an Heine die Frage: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt?" Rasch antwortete der junge Dichter: „Mit einem Faust!" Und diese Antwort war durchaus nicht ironisch gemeint, indem wir ja aus den Aufzeichnungen Eduard Wedekind's nun wissen, daß Heine sich damals in der That mit einer Faust-Idee trug. Goethe aber, dessen zweiter Theil des „Faust" damals noch nicht erschienen war, stutzte ein wenig und fragte dann in spitzem Tone: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?" „Mit meinem Fuße über die Schwelle Ew. Excellenz sind alle meine Geschäfte in Weimar beendet," erwiderte Heine und empfahl sich.

In dem erst kürzlich veröffentlichten Brief Heine's an Goethe spricht er aber eine ganz andere Sprache. Er will dem Dichterfürsten „nur die Hand küssen und wieder fortgehen". Er beruft sich darauf, daß er ihm vor drei Jahren seine Gedichte zugeschickt und daß ihn das Verlangen ergriffen habe, „zur Verehrung Goethe's nach Weimar zu pilgern."

In ernsten Stunden erkannte er auch schon damals die weltumfassende Bedeutung Goethe's an, und es ist aus den Aufzeichnungen Eduard Wedekind's bekannt, daß Heine bei einer gelegentlichen Controverse ihn „den Stolz der deutschen Literatur" genannt hat. Von welchem weittragenden Einflusse Goethe's Schöpfungen

auf Heine gewesen sind, ist ja kaum zu ermessen; und mit Recht ist es hervorgehoben worden, wie Goethe in dem „Westöstlichen Divan" eine neue Phase der Prosodie eröffnet, „welche sich von den antiken Metren abwendend zu neuen Freiheiten aufschwingt", und wie er hierin den Ton angeschlagen, in dem alle jüngeren Dichter jener Periode, vor allem aber Heine, gedichtet haben, und wie dieser Ton gerade in den Schöpfungen des jungen Poeten, die in jene Zeit fallen, am meisten wiederklinge. —

Heine musste jedoch nun allen Ernstes an das juristische Examen denken. Am 16. April 1825 sandte er an Professor Hugo, den derzeitigen Dekan der juristischen Fakultät, die sogenannte litera petitoria, in der er um Zulassung zur Promotion bat. In Hugo witterte Heine — wie es scheint, mit Unrecht — gleichfalls seinen Feind; es ist daher erklärlich, dass er mit nicht geringer Angst an das Examen herantrat, das am 3. Mai stattfand. Heine erlangte den dritten Grad. Sehr interessant sind die Promotionsthesen, die er in der Disputation am 20. Juli vertheidigte:

1. Der Ehemann ist Herr der Mitgift.
2. Der Gläubiger muss eine Quittung ausstellen.
3. Alle Rechtsverhandlungen sind öffentlich zu führen.
4. Aus dem Eid erwächst keine Verpflichtung.
5. Die confarreatio war bei den Römern die älteste Art einer rechtlichen Eheverbindung.

Die Disputation ging ziemlich glücklich von Statten, und Professor Hugo, der Heine auch nicht „die kleinste scholastische Formalität" erlassen hatte, verglich sogar in seiner Rede bei Übergabe des Doktordiploms Heine mit Goethe, der ja auch Dichter und Jurist zugleich gewesen sei.

Vor seiner Abreise aus der alten Universitätsstadt erledigte Heine aber noch eine Angelegenheit, die für sein ganzes zukünftiges Leben von größter Tragweite werden sollte, wenn sie auch zunächst nicht die Bedeutung gewann, die sich Heine davon versprochen haben mag — er suchte sich durch den Taufzettel das „Entréebillet zur europäischen Kultur" zu verschaffen!

Welche äußere Anregungen in dieser Beziehung damals auf ihn eingewirkt haben mochten, ist nicht bekannt; gewiss ist nur, dass er durch die Taufe eine Anstellung im preußischen Staatsdienste zu erlangen hoffte, und dass in seiner ganzen Familie keiner gegen die Taufe war, als er selbst. Schon ein Jahr vorher wurde im elterlichen Hause die Nothwendigkeit dieses Aktes erwogen, und Heine schrieb damals an Moser: „Aus meiner Denkungsart kannst Du es Dir wohl abstrahieren, dass mir die Taufe ein gleichgiltiger Akt ist, dass ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und dass ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt

in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe... Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Besten, und die Besten müssen Schurken werden. Ich verstehe sehr gut die Worte des Psalmisten: „Herr Gott, gieb mir mein täglich Brod, dass ich Deinen Namen nicht lästre!""

Trotz dieser und ähnlicher Klagen sah sich Heine nun dennoch zum Übertritt genöthigt. Gerade in der Zeit, in welcher ihm durch seinen „Rabbi von Bacherach" und die daran sich knüpfenden Studien das Judenthum besonders nah und theuer war, ließ er sich in dem kleinen preußischen Städtchen Heiligenstadt bei Göttingen in die christliche Gemeinschaft aufnehmen.

Die Taufe geschah in der Stille, in der Wohnung des Pfarrers. Getauft hat Magister Gottlob Christian Grimm, Pfarrer der evangelischen Gemeinde und Superintendent. Einziger Pathe war der Doktor der Theologie und Superintendent in Langensalza, Karl Friedrich Bonitz. Und ein Zeuge jenes Aktes war dessen Sohn, der noch lebende, durch seine pädagogischen und philologischen Studien bekannte Geheimrath Bonitz in Berlin.

Die merkwürdigsten Zeugnisse aber für Heine's Gesinnung sind die Briefe an Moser aus jener Zeit, in denen er den treuen Freund wiederholt bittet, ihn nicht nach dem Maßstabe seiner eigenen großen Seele zu messen! Diese Briefe über seinen eigenen Glaubenswechsel und über das Renegatenthum von Eduard Gans sind in der That von tragischer Wirkung und ergreifendem Inhalt. Die erste Mittheilung von dem vollzogenen Taufakt an Moser lautet folgendermaßen: „Vielleicht schicke ich Dir heute noch ein Gedicht aus dem „Rabbi", worin ich leider wieder unterbrochen worden. Ich bitte Dich sehr, das Gedicht, sowie auch was ich Dir von meinen Privatverhältnissen sage, Niemandem mitzutheilen. Ein junger spanischer Jude, von Herzen ein Jude, der sich aber aus Luxusübermuth taufen läßt, correspondiert mit dem jungen Gehuda Abarbanel und schickt ihm jenes Gedicht, aus dem Maurischen übersetzt. Vielleicht scheut er es doch, eine nicht sehr noble Handlung dem Freunde unumwunden zu schreiben, aber er schickt ihm jenes Gedicht —. Denk nicht darüber nach."

Die Antipathie Heine's gegen das Christenthum begann eigentlich erst an dem Tage seines formellen Übertritts zu demselben; er hasste es, als ob es ihn zum Treubruch und Abfall verleitet oder veranlasst hätte, und dieser Hass machte ihn blind gegen die weltgeschichtliche Bedeutung des Christenthums und seinen tiefen ethischen Lehrgehalt.

Fast alle Briefe aus jener Zeit können als Dokumente gelten für die warme Anhänglichkeit Heine's an seine Stammesgenossen, für die rührende Liebe, die gerade in den Tagen seines Abfalls von der gemeinsamen Idee um so tiefer und inniger in ihm lebte, je weniger sie sich laut äußern durfte.

Von dem Alpdruck des Judenhasses konnte er sich aber sein Lebenlang nicht befreien, und am allerwenigsten erlöste ihn die Taufe davon. Keine Reform, keine Taufe erschloss dem Juden in den dreißiger Jahren die Pforten des socialen Lebens. Das sah auch Heine bald ein und er schrieb: „Ist es nicht närrisch? Kaum bin ich getauft, so werde ich als Jude verschrieen .... Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhasst. Ich bereue sehr, dass ich mich getauft hab'; ich seh' noch gar nicht ein, dass es mir seitdem besser ergangen sei — im Gegentheil, ich habe seitdem Nichts als Widerwärtigkeiten und Unglück."

Als er nach wenigen Monaten aus der Enge des kleinstädtischen Universitätslebens hinaustrat in das buntbewegte Leben der Zeit, sollte ihm dieser tiefe Zwiespalt und dieses unselige Verhängnis noch klarer zur Erkenntnis gelangen, die ihn fortan durch's ganze Leben geleiteten.

VIII.

Heine hatte nun, wie vorher Byron, dem er sich besonders nah verwandt fühlte, die ernste Absicht, „Anstand und Politik" zu treiben. Um sich für diesen Entschluss zu kräftigen und von den Strapazen der juristischen Campagne zu erholen, machte er noch vorher eine Badereise nach Norderney, für die ihm Salomon Heine großmüthig 50 Louisd'or bewilligt hatte.

Anfangs August trat er die Reise an, und bald fühlte er sich auf der damals noch recht einsamen Insel sehr heimisch. Das Leben der armen Fischer und ihre Seefahrten, das Kreuzen um die Insel, die Jagd am Strande, der große Sagenkreis, der sich hier gebildet, vor Allem aber das Meer, beschäftigten ihn angelegentlich.

Unter solchen Anregungen entstand auf Norderney der erste Theil der „Nordseebilder", die Heine kurz darauf an seinen gerade in Berlin weilenden Bruder Maximilian mit dem Bemerken sandte, im Veit'schen Salon sie vorzulesen und, falls sie bei den Freunden entschiedenen Beifall fänden, am anderen Morgen zu Gubitz zu bringen, damit sie im „Gesellschafter" abgedruckt würden. So fremdartig und eigenthümlich diese Nordseebilder auch waren, der poetische Sinn jener Gesellschaft erfasste ihren Reiz vollständig und schenkte ihnen den wärmsten Beifall.

Mit der Badegesellschaft verkehrte Heine nur wenig; hauptsächlich war es die Fürstin von Hohensolms-Lich, eine Freundin Varnhagen's, die dem jungen Dichter ihr Interesse zuwendete, und eine schöne Frau aus Celle, der Heine wieder ein mehr als gewöhnliches Interesse schenkte.

Die Fürstin von Hohensolms, eine geistvolle, echt aristokratische Erscheinung, war mit Varnhagen und Rahel sehr befreundet, und gewann auch Heine bald lieb. Noch zwanzig Jahre später

äußerte die Fürstin bei einem Besuche Varnhagen's, sie habe Heine sehr gern gehabt und ihn für edel und aufrichtig gehalten; ein solcher Geist könne nur das Beste wollen, wenn er auch unleugbar seine nicht zu vertheidigenden Unarten habe.

Einen besonders tiefen Eindruck brachte auf das leicht empfängliche Gemüth des jungen Dichters die schöne Cellenserin hervor; vielleicht waren sogar die schwermüthigen Seufzer vom Meeresstrande „an Evelina“, an die Adresse jener schönen Frau gerichtet! Eines Tages saß Heine neben ihr in lebhafter Unterhaltung, als plötzlich sein alter Freund Christian Sethe neben ihm auftauchte. Mit dem freudigen Rufe: „Staatsrath, bist Du da?“ sprang Heine auf und umarmte den Freund, in dessen Gesellschaft er nun zwei angenehme Tage verbrachte.

Das Erste, was Heine in dem nun wieder eröffneten Briefwechsel von Sethe erbat, waren — 6 Louisd'or, die er ihm im Januar des darauffolgenden Jahres in Berlin zurückzahlen wollte. Er ging damals mit der festen Absicht um, wie wir aus diesen Briefen entnehmen, sich in Berlin niederzulassen, an der dortigen Universität zu habilitieren. Die Vorbereitungen dazu traf er freilich aber vorläufig nur — am Spieltisch, wo er nach eigenem Geständnis, sein Geld „fast ganz vertrödelt“ hatte.

Die Rückgabe des Darlehens an Sethe erfolgte jedoch nicht so rechtzeitig wie Heine wünschte; die wenigen Louisd'or spielen noch lange eine Rolle in der Correspondenz Beider, und erst nach drei Jahren am 6. September 1828 erkundigt er sich bei Moser, „ob endlich die längst beschriebenen fünf Louisd'or an meinen Freund Sethe bezahlt sind. Ich brauche (d. h. verbrauche) jetzt so rasend viel Geld, daß es eine Schande wäre, seinen besten Freunden etwas schuldig zu bleiben.“

Wie Heine gar leicht an einen fremden Beutel Ansprüche erhob, so zeigte er sich auch, wenn nicht gerade pünktlich, doch fast immer gewissenhaft im Wiedergeben und war auch stets bereit, selbst mit großen eigenen Opfern Bekannten, ja dem Ersten Besten, der bedürftig war, zu helfen.

An den Vergnügungen der Badegesellschaft nahm Heine keinen Theil. — Der Bildungsstand der hannöverschen Junker, die er ja von Göttingen aus kannte und die damals den Hauptbestandtheil der Badegesellschaft ausmachten, konnte Heine wenig oder gar nicht imponieren, und seine Bemerkungen über diese Gesellschaft zeugen von einer seltenen Beobachtungsgabe.

In dieser großartigen Naturumgebung reifte vielmehr der Dichter zu einer wahrhaft erhabenen Weltanschauung; er gedachte hier „der großen Gottesironie, die allerlei Widersprüche zwischen Seele und Körper hervorbrachte“, und der Wellengesang des Meeres weckte in ihm Ahnungen und Erinnerungen, Gedanken und Träume, aus der Tiefe eines Jahrtausends kommend, die ihn zu der Weisheit letztem

Schluß führten, „daß all unser kluges Wissen, Streben und Hervorbringen irgend einem höheren Geiste ebenso klein und nichtig erscheinen muß," wie ihm jene Spinne erschien, die er in der Göttinger Bibliothek so oft beobachtete, wie sie auf den Folianten der Weltgeschichte emsig webend dasaß und mit philosophischem Gelehrtendünkel über ihre ganze Umgebung hinwegsah.

Und mit dieser Erkenntnis stand Heine wieder auf dem Boden der realen Wirklichkeit

Er nahm in seinen Entschlüssen einen erneuten Anlauf, wahrscheinlich vor allem dem unaufhörlichen Drängen der Familie nachgebend, sich eine feste Lebensstellung zu sichern. Es ist dies wenigstens aus einem Briefe zu entnehmen, den er am 12. November desselben Jahres an Sethe aus Lüneburg schrieb, wo er seit seiner Abreise von Norderney, die Ende September erfolgt sein mag, wieder bei seinen Eltern lebte.

In dem erwähnten Briefe, den er, eben im Begriff nach Hamburg abzureisen, schrieb, macht Heine noch folgende Andeutung: „Ich will Dir von dort aus ordentlich schreiben. Vielleicht kann ich Dir die Nachricht mittheilen, daß ich mich dort als Advokat niederlasse, heurathe, viel schreibe u. s. w. Mit meiner Schriftstellerei geht es gut genug."

Von den Vorbereitungen für die Advokatur hören wir nun weiter nichts und es ist kaum zu glauben, daß es Heine jemals ernst damit gemeint habe. Da alle Vorbedingungen ja gegeben waren, eine mehr als ausreichende Protection und Förderung seiner Interessen so gut wie gesichert erscheinen mußte, so wäre es Heine unzweifelhaft ein Leichtes gewesen, sich in Hamburg als Advokat niederzulassen. Er that es nicht; und in allen folgenden Briefen aus der Hamburger Zeit lesen wir nur die beständig wiederkehrenden Klagen über Mißverständnisse, Zwistigkeiten mit seiner Familie, über Hindernisse und Schwierigkeiten, die seinem Vorhaben entgegengestellt wurden, ohne daß aus all diesen Klagen etwas Positives zu entnehmen wäre.

Schon der erste Brief an den allezeit getreuen Moser ist „Verdammtes Hamburg" überschrieben, und vertheidigt sich gegen die Vorwürfe, die der Freund, wahrscheinlich wohl aus demselben Grunde wie die eigene Familie, dem Dichter gemacht haben mag. Aus derselben Stimmung heraus sind fast alle Briefe jener Zeit — das Eigenthümliche, was wir denselben entnehmen, ist der Umstand, daß Heine, der etwa am 14. November nach Hamburg gekommen, um sich dort als Advokat niederzulassen, am 14. Dezember diese Absicht bereits vollständig aufgegeben hat! Denn an demselben Tag schreibt er an Moser: „Du siehst Cohen (ein gemeinsamer Freund) ja dieser Tage, und er kann Dir erzählen, wie ich nach Hamburg gekommen, dort Advokat werden wollte, und es nicht wurde. Wahrscheinlich kann Cohen Dir die Ursache nicht

angeben; ich aber auch nicht. Hab' ganz andere Dinge im Kopfe, oder, besser gesagt, im Herzen, und will mich nicht damit plagen, zu meinen Handlungen die Gründe aufzufinden."

Die kluge Mutter, Frau Betty Heine, die den Söhnen stets mit Rath und That beistand, warnte dieselben allezeit und mit Recht vor ihren Verwandten, welche besonders dem Dichter in der Gunst des Oheims zu schaden suchten und wohl auch oft geschadet haben.

Seinem Bruder gegenüber beklagte sich Heine noch später wiederholt, daß seine Familie nie das geringste Bedürfnis gefühlt habe, ihn zu fördern, daß vielmehr im Gegentheil im Hause des Oheims diejenigen Menschen stets eine gute Aufnahme fanden, die notorisch als Gegner seines Renommée's bekannt waren. Ein Literat, der ihn aufs Gemeinste angriff, ward bei Salomon Heine zu Tische geladen, und eine alte Mamsell, in deren Hause man am eifrigsten gegen ihn als Schriftsteller raisonnirt hatte, erhielt von Salomon Heine, als sie schließlich doch noch einen Mann fand, die vollständige Ausstattung. Heine hatte daher ein Recht zu behaupten: „In diesem Hause herrschte von jeher eine Aria cattiva, die meinen guten Leumund verpestete."

Unter solchen Umständen war natürlich die Grundstimmung des Dichters eine tieftraurige und setzte sich aus den Erinnerungen der Vergangenheit und den Leiden der Gegenwart zusammen. Noch viele Jahre später rief Heine, als ihn ein gemeinsamer Freund an Hamburg erinnerte, aus: „.....Die hochmüthige Splitterrichterei bei eigener balkendicker Verstocktheit, dieser Haß gegen alles Ungewöhnliche, diese angstvolle Abneigung gegen Alles, was mehr ist als sie selber, diese heuchlerische bürgerliche Sittlichkeit neben einer phantasielosen Liederlichkeit — wie gräßlich war mir das Alles!"

Heine wohnte damals in der ABC-Straße, und sein einziges „Plaisir" war, daß „er sich besser vorkam als alle Anderen."

Sein Umgang beschränkte sich in jener Zeit auf den engeren Kreis seiner Familie und einige wenige Freunde, von denen wir Immanuel Wohlwill und Friedrich Merckel bereits genannt haben, welchen sich der bekannte Theaterkritiker F. G. Zimmermann, der Improvisator O. L. B. Wolff, der Syndikus Karl Sieveking, der Arzt D. A. Assing — der Schwager Varnhagen's von Ense —, Karl Töpfer, Ludolf Wienbarg, Albert Methfessel und der Lokaldichter K. G. Prätzel zeitweilig anschlossen.

Am innigsten war Heine mit Merckel befreundet, den er zum Vertrauten seiner schriftstellerischen Pläne und seiner großen und kleinen Leiden machte. Zahlreiche Briefe an Merckel, der ein junger, aber für die Literatur begeisterter Kaufmann war, geben Zeugnis von dieser Freundschaft, von der Heine wünschte, daß sie sich für das ganze Leben erhalten möge. Auch Friedrich Gottlieb Zimmermann, ein dramaturgischer Schriftsteller von nicht gewöhnlicher

Bedeutung, übte zu jener Zeit einen bedeutenden Einfluß auf Heine aus. Er wußte wie Wenige die außerordentliche Begabung des Dichters zu schätzen, schmeichelte ihm aber keineswegs und konnte wohl auch gelegentlich sarkastisch gegen ihn werden. An Zimmermann, der damals das kritische Orakel der Hamburger war, hatte sich auch Salomon Heine mit der Frage gewandt: „Sagen Sie mir, Herr Professor, ist wirklich Was an meinem Neffen?" Worauf Jener natürlich die befriedigendste Antwort gab.

Da Heine die Absicht, sich in Hamburg als Advokat niederzulassen, oder an der Berliner Universität sich als Privatdocent zu habilitieren, bald aufgegeben hatte, so mußte es ihm vor allen Dingen darauf ankommen, durch ein neues und bedeutendes Werk für seinen Schriftsteller-Beruf Zeugnis abzulegen, und seiner Familie gegenüber Erfolge aufzuweisen, welche derselben die damals noch sehr verpönte Literatenexistenz halbwegs annehmbar machen konnten. Er beabsichtigte deßhalb zunächst, seine bisher zerstreut erschienenen Arbeiten in Prosa, die „Harzreise", das Memoire über Polen, mit den Gedichten der „Heimkehr" und der ersten Abtheilung der „Nordsee" unter dem gemeinsamen Titel „Wanderbuch" herauszugeben. Er bot das Manuskript seinem bisherigen Verleger Ferdinand Dümmler in Berlin an; dieser lehnte jedoch das Verlagsanerbieten entschieden ab, weil ihm die Honorarforderung von zwei Louisd'or für den Bogen ungewöhnlich und unberechtigt hoch erschien. Heine wurde dadurch mit seinem späteren Hamburger Verleger bekannt.

Julius Campe war ein Mann von zähester Thatkraft, ungewöhnlicher Klugheit und einem kaustischen Humor, durch den er oft in den schwierigsten Situationen eine Lösung der zwischen ihm und seinen Autoren entstandenen Streitigkeiten herbeiführte. Dem Zug der Zeit folgend, hatte er seinem Verlag eine freiheitliche Richtung gegeben, und die Schriften von Börne und Immermann, von Gutzkow und Wienbarg, von Hebbel, Dingelstedt, Anastasius Grün, Hoffmann von Fallersleben und zahlreiche andere politische und poetische Werke verlegt, die ihm den Zorn der Regierungen und die Aufmersamkeit des deutschen Bundestags in mehr als erwünschtem Maße zuzogen.

Die Anknüpfung zwischen Heine und Campe vollzog sich in einer für beide Theile charakteristischen Weise. Heine war Campe nicht von Person bekannt. Einmal suchte er dessen bekanntes Geschäft auf, um sich nach neuen Erscheinungen umzusehn. Campe empfahl ihm, nichts ahnend, auch seine eigenen Gedichte. Als Heine dann von denselben absichtlich ziemlich wegwerfend sprach, vertheidigte Campe diese neuartigen Poesien mit lebhafter Wärme und zeigte sich nicht abgeneigt, Derartiges selbst zu verlegen. Heine nahm ihn darauf anderen Tags beim Wort und offerierte ihm, für den Fall dieses sein Ernst gewesen, sein fertiges Manuskript.

Campe nahm dasselbe sofort an und erwarb das Verlagsrecht

der ersten und aller künftigen Auflagen für ein Honorar von fünfzig Louisd'or.

Im Frühling des Jahres 1826 erschien der erste Band des erwähnten Werkes unter dem Titel „Reisebilder". Heine hatte sich keine großen Hoffnungen auf dieses Buch gemacht, er glaubte, daß sein Ruhm durch das Erscheinen dieses Werkes nicht sonderlich gefördert werden würde. „Aber was soll ich thun?" fügte er hinzu, „ich mußte Etwas herausgeben".

Heine hatte sich wiederum einmal geirrt — die Wirkung seines Buches war eine wahrhaft sensationelle, und es hätte seiner Bitte an die Freunde nicht bedurft, für das Buch in der Presse zu wirken. Die „Reisebilder" waren ein literarisches Ereignis von ungeahnter Tragweite und es existieren viele Zeugnisse von Zeitgenossen, die sich noch des gewaltigen Eindrucks erinnern, den das kleine Buch in jener Zeit hervorbrachte, eines Eindrucks, dessen sich selbst Männer wie Metternich und Gentz nicht erwehren konnten. Natürlich wurde der erste Theil der „Reisebilder" in mehreren deutschen Staaten verboten.

Aber mehr als diese Verbote ärgerten Heine die Kritiken seiner Gegner, namentlich diejenigen, die von der Größe dieses neu aufkeimenden Talents sich erdrückt fühlten. Sowohl M. G. Saphir, der das Ende seines Wortwitzes herannahen sah, wie Adolf Müllner, der seinen kritischen Ton wackeln fühlte, ergossen sich in Schmähungen gegen den jungen Dichter und suchten seine Manier in seichten Parodien nachzuahmen. Denn die „Reisebilder" waren die eigenthümlichste Individualität der Zeit. Und das schuf ihnen Freunde aber auch Feinde ohne Zahl. Das Buch wirkte so außerordentlich, weil Jeder das Unbehagliche, Zerklüftete seiner eigenen Lebensstimmung in poetischer Spiegelung darin vorfand. In diese thatenlose, armselige Zeit der Restaurationsperiode fiel dieses Buch wie ein Blitz, der jene Tage grell erleuchtete. Die „Reisebilder" waren das erste freie Aufathmen nach einer schweren und schwülen Atmosphäre und das war ihr großes unvergängliches Verdienst. Diese unerhörte Subjectivität, diese bunte Mischung studentischer Keckheit, blasierten Lebensgenusses und philosophischer Dialektik fesselte Jung und Alt mächtig in seinem Banne.

In dieser Mischung der Contraste lag auch die Theorie von Heine's Prosastyl, der eine gewaltige Revolution in der deutschen Literatur hervorgebracht und dieselbe lange ausschließlich beherrscht hat. Er ist Meister in der Behandlung musikalischer Perioden und weiß die Gegensätze durch so geschickte Wendungen zu verbinden, daß man ihn auch als Sprachkünstler aufrichtig bewundern muß.

Natürlich hatte Heine auch die Fehler seiner Vorzüge, und diese kamen in den „Reisebildern" mehr noch als im „Buch der Lieder" zur Herrschaft. Diese maßlose Subjectivität, dieses kokette Spiel mit großen Empfindungen und heroischen Thaten, endlich

diese einer matten Zeit allerdings wie ein süßes Gift mundende Frivolität mußsten ernsten Gegnern als Gesinnungslosigkeit erscheinen.

Mit dem Honorar der Reisebilder machte Heine wieder einen Sommerausflug nach Norderney. Mitte Juli reiste er von Hamburg ab über Cuxhaven, wo er sich acht Tage aufhielt, und in einer wilden und stürmischen Nacht langte er in Norderney an.

Auch diesmal befreite ihn der Anblick des Meeres wieder von allen Sorgen, und entrückte ihn der Aufenthalt in Norderney von all den großen und kleinen Leiden seines Daseins. Von der Badegesellschaft des vorigen Jahres war wieder die Fürstin von Hohensolms-Lich und die schöne Cellenserin anwesend, deren Abreise im Vorjahr ihm das Herz so schwer gemacht hatte, und deren Anwesenheit ihn diesmal in süße Schwärmerei versetzte.

Der Übergang von derartigen sentimentalen poetischen Stimmungen zu etwas prosaischerer Thätigkeit wurde auch diesmal am Spieltisch gemacht. Trotz seiner vorjährigen Erfahrungen wagte er diesmal wieder sein Glück am grünen Tische. Es lag für ihn eine Süßigkeit eigener Natur in dieser unbestimmten Lebensart, wo Alles vom Zufall abhängt.

Von Männern seines Umgangs ist nur der Fürst Koslovsky bekannt, der, ebenfalls ein Freund Varnhagen's, die Gesellschaft Heine's sehr liebte; die Mittheilungen des Fürsten über England waren die erste Anregung für Heine, eine Reise dorthin zu unternehmen. Mehr als jemals beschäftigte sich Heine damals mit dem englischen Leben; er las mit Eifer Walter Scott's Romane und englische Zeitungen. Unwillkürlich drängte sich ihm die Parallele zwischen dem Leben jenseits des Kanals und dem deutschen „Bagatell-Leben“ auf. „Oft, wenn ich die Morgen-Chronicle lese und in jeder Zeile das englische Volk mit seiner Nationalität erblicke, mit seinem Pferderennen, Boxen, Hahnenkämpfen, Assisen, Parlamentsdebatten u. s. w., dann nehme ich wieder betrübten Herzens ein deutsches Blatt zur Hand, und suche darin die Momente eines Volkslebens, und finde Nichts, als literarische Fraubasereien und Theatergeklätsche.“

Neben diesen Studien und Anregungen arbeitete Heine gleichzeitig an seinen „Nordseebildern“ weiter, im Angesicht des „blassen Meeresstrandes“, des weit ausschauenden, silbergrauen Weltmeeres, — sowie an seinem Faustpoëm, dessen erste Scenen, wie erwähnt, bereits in Göttingen entstanden sind.

Nach beendigter Kur reiste Heine wieder auf einige Zeit zu seinen Eltern nach Lüneburg Er lebte dort in stiller Zurückgezogenheit seinen Arbeiten und Studien und verkehrte nur mit Rudolf Christiani, der, ein vielgeschätzter Stadtpoet, als Sekretär beim Magistrat der kleinen Salinenstadt angestellt war. Christiani wurde Heine's poetischer Leibknappe und der Dichter schloss mit „diesem liebenswürdigen Jüngling“ innige Freundschaft. Sie verlebten

täglich viele Stunden miteinander, denn Christiani war ein wohlwollender Beurtheiler der Schöpfungen Heine's, die er ihm stets, bald nachdem sie entstanden waren, vorlas.

Heine beschäftigte sich damals eifrig mit den Vorbereitungen für den zweiten Band der „Reisebilder", in dem er den zweiten Cyklus der „Nordseebilder" und das Buch „Le Grand" geben wollte. „Im Grunde ist es auch gleichgiltig, was ich beschreibe", schrieb er während dieser Zeit an einen Freund, „Alles ist ja Gottes Welt und der Beachtung werth; und was ich aus den Dingen nicht heraus sehe, das sehe ich hinein."

Durch den Erfolg des ersten Bandes der „Reisebilder" waren der Muth und das Selbstbewußtsein des Dichters gestiegen. Der zweite Band sollte „das wunderbarste und interessanteste Buch werden", ein „außerordentliches Buch", „etwas Gewaltiges", das großen Lärm und allgemeines Aufsehen erregen würde. Die „Reisebilder" sollten nach Heine's damaligen Plan ein literarisches Forum werden, in dem er dem Publikum alles sagen wollte, was er auf dem Herzen hatte. Er wollte die Kritik, die der Teufel der „theuern Großmutter Hekate" überlassen hatte — „Hekate" hieß auch die Zeitschrift, die Adolf Müllner herausgab — an sich reißen und sogar etwas wie eine Art Schule gründen. Die Briefe, die Heine aus Lüneburg an Immermann, an Varnhagen, an Moser schrieb, und in denen er sie um Beiträge für die „Reisebilder" bat, sehen geharnischten Kriegsmanifesten auf ein Haar ähnlich. „Ich darf jetzt Alles sagen, und es kümmert mich wenig, ob ich mir ein Dutzend Feinde mehr oder weniger aufsacke", so schreibt Heine an Varnhagen, der über diesen Muth nicht wenig erschrocken war und der Aufforderung, eine „Proscriptionsliste" der gemeinsamen Intimen einzusenden, natürlich keine Folge leistete.

Auch Moses Moser sandte keinen Beitrag, aber wohl weniger aus Furcht, als aus Scheu vor der Öffentlichkeit.

Nur Karl Immermann, sein „hoher Mitstrebender" spendete eine Anzahl von Xenien, die der Dichter dem zweiten Theil der Reisebilder anfügte, mit der Bemerkung, daß er dieselben bis auf wenige Ausnahmen, die er mit Sternen bezeichnet, „gern als seine eigene Gesinnung" vertreten wollte. Diese Xenien wurden der Ausgangspunkt einer Polemik, die später bedenkliche Dimensionen annehmen sollte. Sie richten sich vornehmlich gegen Goethe und die Romantiker, sowie gegen Platen und andere literarische Zeitgenossen. Nur bei vier Versen hatte Heine durch Sterne constatiert, daß er mit dem Inhalt derselben nicht einverstanden sei. Es ist nicht unwichtig, zu bemerken, daß sich dieselben auf Schlegel's „Lucinde", auf Franz Horn, den später von Heine vielverspotteten Shakespeare-Commentator, sowie aller Wahrscheinlichkeit nach auf Schleiermacher und Platen bezogen.

Zu Anfang des folgenden Jahres reiste Heine wieder nach

Hamburg, um den Druck des Buches zu überwachen. Auf Druck und Ausstattung seiner Werke legte er schon damals großes Gewicht und es entstand deshalb ein Streit zwischen ihm und Campe, der damit endete, daß die Reisebilder auf besserem Papier gedruckt wurden, wohingegen Heine sich zu einer Honorarverkürzung von 30 Louisd'or verstehen mußte, eine für die damaligen Verhältnisse Heine's sehr bedeutende Summe. Hätte Campe ihm nicht zugleich einen Vorschuß auf sein nächstes Werk gegeben, so hätte sich Heine diese Verkürzung wohl kaum gefallen lassen, umsoweniger als er sehr wohl wußte, daß von dem ersten Band der Reisebilder bereits über 5000 Exemplare abgesetzt waren — eine für jene Zeitverhältnisse geradezu enorme Auflage —, und als er sich überzeugt hielt, daß seine Schriften die Verluste decken mußten, welche Campe durch den Verlag anderer, wenig gangbarer Werke erlitten hatte. Dadurch entstand manche Differenz und mancher Streit zwischen Dichter und Verleger. „Der Börne kostet Ihnen zuviel", sagte Heine eines Tages zu Campe, „und er will immer noch nicht ziehen". — „Aber er wird ziehen, wenn Sie lange vergessen sind", erwiderte Campe. — „Schade nur, daß so lange darauf gewartet werden muß! —" bemerkte hierauf Heine. „Übermuth thut nicht gut", gab Campe zurück. „Sie halten sich jetzt für den Abgott des Publikums und sprechen: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir. Aber Sie stehen in einem Tempel der Literatur, dessen Priester ich bin. Ich nehme die Opfergaben in Empfang, deren Höhe am sichersten beweist, zu welchem Kourse das Volk seine Götter taxiert. Und ich sage Ihnen: das Volk verehrt neben dem Heine noch viele andere Götter. Da sind zum Exempel der Schiller und der Goethe, denen die klingenden Opfergaben heuer noch immer viel reichlicher fließen, als dem Opferstock, den ich für Heine aufgestellt."

Durch solche Scherze wußte Campe oft die größten Differenzen auszugleichen, und gewöhnlich endete ein solcher Streit damit, daß Heine seine Forderungen aufgab, wofür Campe sich zu einem Vorschuß entschloß.

Mit seinen alten Freunden und Bekannten verkehrte Heine damals in Hamburg fast gar nicht, da ihn seine Arbeit vollständig in Anspruch nahm. Nur seinen Vetter und ehemaligen Studiengenossen, Herrmann Schiff, sah er zuweilen, ohne daß zwischen Beiden ein engeres Freundschaftsband sich anknüpfte. Schiff, der gleichfalls sich bereits als Schriftsteller versucht hatte, beneidete Heine's Erfolge und suchte dieselben in seiner kaustischen Manier zu verkleinern. Trotzdem gesteht er, daß ihm die Erscheinung Heine's damals schon imponierte.

Kaum war der zweite Band der Reisebilder Mitte April erschienen, als Varnhagen an Heine schrieb: „Aufsehen, viel Aufsehen macht Ihr Buch, und Dümmler und Konsorten nennen es

nach ihrem Buchladenmaß ein gutes, aber die Leser verstutzen, sie wissen nicht, ob sie ihr Vergnügen nicht heimlich halten und öffentlich ableugnen sollen; selbst die Freunde thun erschrecklich tugendhaft als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger — kurz, aus serviler Angst wird Alles getadelt.“ Mit seiner scharfen Beobachtungsgabe hat Varnhagen in seiner knappen Weise den Eindruck der Reisebilder völlig zutreffend geschildert. „Es war eine niedergedrückte, arretierte Zeit in Deutschland,“ schrieb Heine später einmal, „als ich den zweiten Band der „Reisebilder“ schrieb und während des Schreibens drucken ließ. Ehe er aber erschien, verlautete schon Etwas davon im Publikum; es hieß, mein Buch wolle den eingeschüchterten Freiheitsmuth wieder aufmuntern, und man treffe schon Maßregeln, es ebenfalls zu unterdrücken.“ Die Ahnung Heine’s täuschte ihn nicht, bald nach dem Erscheinen wurde das Buch von Österreich und Preußen, und nach deren Vorgange von fast allen deutschen Kleinstaaten verboten.

Aber gerade diese Maßregel reizte die Neugier des Publikums im höchsten Grade und machte das Buch zu einem politischen Zeitereignis.

An demselben Tage, an welchem die „Reisebilder“ in Hamburg ausgegeben wurden, trat Heine die längst projektierte Reise nach England an. Es scheint doch, als ob ihm die Luft im Vaterlande etwas zu schwül geworden war. Und wenn man von den Verfolgungen liest, denen liberale Politiker und freisinnige Schriftsteller damals in Deutschland ausgesetzt waren, so wird man diese Angst berechtigt und begreiflich finden, wenn auch Heine wiederholt versichert, daß nur „das Klugheitsgesetz, das Jedem rathe, Nichts zu riskieren, wo gar Nichts zu gewinnen ist“, vor allem aber die Sehnsucht, Hamburg einmal endlich den Rücken zu kehren, ihn weggetrieben habe.

Es war eben eine trübe Zeit in Deutschland, nichts als „Eulen, Censuredikte, Kerkerduft, Entsagungsromane, Wachtparaden, Frömmelei und Blödsinn“; kein Wunder, daß Heine, als er in den letzten Tagen des Aprilmonats in London eintraf und die grünen Ufer der Themse erblickte, England als das Land der Freiheit mit dithyrambischem Schwung begrüßte, und daß in allen Winkeln seiner deutschen Seele „die Nachtigallen erwachten“ und in jenes Lied mit einstimmten: „Sei mir gegrüßt, Freiheit, junge Sonne der verjüngten Welt!“

Mit einem solchen jugendlichen Enthusiasmus konnte natürlich der Dichter auch in England nicht das finden, was er suchte, und der gelbe Mann auf dem Verdeck des Schiffes hatte wohl Recht, wenn er erklärte, daß jedes Volk von der Religion der Freiheit nur dasjenige annehme, was seinen Lokalbedürfnissen und seinem Nationalcharakter gemäß sei. Da die Engländer ein häusliches Volk seien, so wären sie mit jener Freiheit zufrieden, die ihre

persönlichsten Rechte verbürge und ihren Leib, ihr Eigenthum, ihre Ehe, ihren Glauben und sogar ihre Grillen unbedingt schütze.

Die Beobachtungen, welche Heine im Lande John Bulls über englisches Leben und englische Sitten machte, und die Eindrücke, welche die Hauptstadt des high life auf ihn hervorbrachten, hat er zu wiederholten Malen in verschiedenen Schriften geschildert. — Am eingehendsten und interessantesten in dem Kapitel seiner „Englischen Fragmente“, welches folgendermaßen beginnt:

„Ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann, ich habe es gesehen, und staune noch immer — noch immer starrt in meinem Gedächtnisse dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter mit all' ihren bunten Leidenschaften, mit all' ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses — ich spreche von London!“ „London hat all' meine Erwartungen übertroffen,“ schreibt er an einen Freund, „in Hinsicht seiner Großartigkeit aber habe ich mich selbst verloren ... Es ist hier so fürchterlich feucht und unbehaglich, und kein Mensch versteht Einen, kein Mensch versteht Deutsch.“

Bot also London dem deutschen Dichter keine poetischen Anregungen, nichts von „Farbenglanz, Maskenscherz, tiefsinniger Narrethei, sprudelnder Thatenlust, überschwänglicher Leidenschaft“, kurz von der ganzen Glorie der Poesie, so waren dafür die Eindrücke, die der Publizist von dem politischen Leben Englands empfing, desto mächtiger und nachhaltender. Das Studium des öffentlichen Lebens im gelobten Lande der Freiheit war es ja wohl vor allem, was Heine zu seiner englischen Reise veranlaßte. Und was er da sah und hörte, im Parlament, in den Gerichtssälen und auf den Straßen, übertraf alle seine Erwartungen und ließ ihn die Enge und kleinbürgerliche Beschränktheit des deutschen Lebens erst in seinem vollen Jammer erkennen.

George Canning, einer der hervorragendsten britischen Staatsmänner, war damals der Held des Tages. Seine glänzende Vertheidigung der Verwaltung Ostindiens, seine Reden über die Emancipation der Katholiken, sein muthiger Kampf gegen die stolze Aristokratie Albions und gegen die Kabinetspolitik der heiligen Allianz und sein Plaidoyer für die Anerkennung der amerikanischen Freistaaten in Europa, vor allem aber der Grundsatz seiner Regierungspolitik, der einer vernünftigen Freiheit für alle Völker, dessen Ausführung sein ganzes Leben geweiht war, ließen Canning als einen Märtyrer der liberalen Ideen des Jahrhunderts erscheinen, dem alle freiheitsbegeisterten Herzen in Europa begeistert entgegen schlugen.

Kein Wunder, daß Heine, von der Redegewalt dieses Staatsmannes hingerissen, ganze Tage auf der Galerie der St. Stephanskapelle saß und „die Worte seines Mundes trank.“

„Diese Zeit wird mir ewig im Gedächtnis blühen," schreibt Heine in Erinnerung an die Palamentsreden Canning's, „und nimmermehr vergesse ich die Stunde, als ich George Canning über die Rechte der Völker sprechen hörte und jene Befreiungsworte vernahm, die wie heilige Donner über die ganze Erde rollten und in der Hütte des Mexikaners wie des Hindu ein tröstendes Echo zurückließen."

Und auf der Galerie der St. Stephanskapelle erinnerte auch er sich, daß er jetzt einen ungeheuren Anhang und Popularität in Deutschland gewonnen, daß er jetzt viel thun könne und eine weit hin schallende Stimme habe. „Du sollst sie noch oft hören," schreibt er an Moser, „donnernd gegen Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte." Und wer wird es dem jungen freiheitsbegeisterten Poeten verargen, wenn er im Rausch des Jubels über die Reden Canning's sich zu der Hoffnung emporschwingt, daß er „eine ganz extraordinäre Professur in der Universitas hoher Geister" erlangen werde!

Außer dem politischen und öffentlichen Leben fesselten Heine vornehmlich zwei „hohe Geister" an England, Shakespeare und Walter Scott, deren Spuren er überall nachgeht. In den Betstuben von Liverpool und Manchester, wie in den fashionablen Salons von West-London treten ihm die Gestalten der Dichter in ihren alten Trachten entgegen, und die Erinnerung an Shakespeare verfolgt ihn während seines ganzen Aufenthaltes in London.

Daß Heine aber nicht nur die Höhen der Poesie erstieg, sondern auch des Öfteren in die Niederungen des englischen Lebens hinunterstieg und dasselbe gründlich kennen lernte, beweisen verschiedene gelegentliche Reminiscenzen an den Aufenthalt in London. Und es ist kein Wunder, wenn Heine einem Freunde die Versicherung giebt: „England hat mich in finanzieller Hinsicht zu Grunde gerichtet."

Fragen wir aber, woher Heine die Mittel nahm, um den theuern Aufenthalt in London und einen vierzehntägigen Ausflug nach dem bekannten Seebade Ramsgate bestreiten zu können, so müssen wir auf den Prolog zu dieser Reise zurückgreifen, der sich im Hause Salomon Heine's in Hamburg vorher abgespielt hatte.

Die Tragödie „William Ratcliff" hatte von allen Arbeiten des Dichters dem reichen Oheim bis jetzt am besten gefallen, wahrscheinlich weniger ihres poetischen Gehalts, als des Umstandes wegen, daß Heine darin einen Hamburger Makler, den der Onkel mit seinem unbedingten Vertrauen beehrt hatte, der dasselbe jedoch, wie sich später erwies, durchaus nicht rechtfertigte, mit seinem vollen Namen unter die in dem Stücke vorkommenden Gauner eingereiht hatte. (Beiläufig bemerkt, wurde späterhin der Name des betreffenden Mannes aus Familienrücksichten umge-

ändert.) Als nun Salomon Heine einst in aller Gemüthlichkeit und froher Laune seinen Kaffee trank, benutzte der Neffe diese Gelegenheit zu der Bemerkung: „Ich muß das Land meines Ratcliff, ich muß England sehen." — „So reise," erwiderte der Onkel. — „Aber in England ist sehr theures Leben." — „Du hast ja erst unlängst Geld bekommen!" — „Ja, das ist für das tägliche Brod," entgegnete Heine schlagfertig, „aber für den Namen, für die Repräsentation habe ich auf Rothschild einen guten Kreditbrief nöthig." Das leuchtete dem praktischen Onkel ein und er gab dem Neffen in der That außer einem ansehnlichen Reisegeld auch noch einen Kreditbrief von 400 Pfund Sterling „zur Repräsentation" und eine warme Empfehlung an den Baron Rothschild in London mit. Die Abschiedsworte des Onkels lauteten: „Der Kreditbrief ist nur zur formellen Unterstützung der Empfehlung, mit Deinem baaren Reisegelde wirst Du schon auskommen. Auf glückliches Wiedersehen!"

Heine wartete aber gar nicht erst die Eventualität des Nichtauskommens ab — er war kaum vierundzwanzig Stunden in London, als er sich bereits auf dem Comtoir Rothschild's mit seinem Kreditbrief präsentierte und die 400 Pfund ohne jedes Bedenken einstrich. Dann machte er dem Chef des Hauses, Baron Nathan Mayer von Rothschild, seine Visite und wurde natürlich von demselben zu einem großen Diner eingeladen.

Abermals saß Salomon Heine eines schönen Morgens gemüthlich beim Kaffee und öffnete die von London eingelaufenen Geschäftsbriefe. Es war gerade soviel Zeit seit der Abreise des Neffen aus Hamburg verstrichen, als die nächste Post aus London zur Meldung seiner glücklichen Ankunft daselbst nöthig hatte. Der erste Brief, den er öffnete, war die Anzeige von Rothschild, daß er das Vergnügen gehabt, seinen berühmten, charmanten Neffen persönlich kennen zu lernen, und die Ehre genossen, demselben den Kredit von 400 Pfund zu bezahlen. „Die Pfeife fiel dem Alten aus dem Munde," so erzählt Maximilian Heine, „hoch sprang er von seinem Lehnstuhl auf und rannte mit dem Schaum vor dem Munde in dem Zimmer auf und ab. Die gute Tante sah erschrocken auf ihren Mann, der nur von Zeit zu Zeit die Worte ausstieß: „Der Teufel hole Rothschild mit seinem Vergnügen und sammt der Ehre, die er gehabt hat, mein Geld auszuzahlen!" Dann wandte er sich zu seiner Frau: „Ich sage Dir, Betty, der kann mich ruinieren."

Man wird es nun begreifen, daß Heine in London sehr angenehm lebte und daß er trotzdem noch 800 Thaler an Varnhagen sandte, damit dieser ihm „den kleinen Zehrpfennig" für seine Schulden in diesem irdischen Jammerthal und für etwaige unvorhergesehene Ausgaben aufbewahre. Ja, er behielt sogar noch soviel Geld übrig, um nach der Rückkehr von London vierzehn Tage

abermals in Norderney und — da es ihm diesmal dort nicht sonderlich gefiel — mehrere Wochen auf der einsamen Insel Wangeroge zu verleben.

Trotzdem hatte er in vorsorglicher Weise schon von London aus an Varnhagen die Bitte gerichtet: „Wenn Sie in Correspondenz mit Cotta sind, so fragen Sie ihn doch, ob er mich für sein „Morgenblatt“ hier oder in Paris beschäftigen will . . . . . Versteht sich von selbst, daß er etwas stark honorieren müßte, wenn ich etwa für ihn länger in England bleiben sollte.“ Mit größter Bereitwilligkeit war Cotta, der das Talent Heine's wohl zu schätzen wußte, auf diesen Antrag eingegangen und hatte dem Dichter die annehmbarsten Propositionen gemacht. Er schlug ihm vor, mehrere Aufsätze über England gegen glänzendes Honorar für das „Morgenblatt“ zu schreiben und nach seiner Rückkehr von London sich an der Leitung der im Cotta'schen Verlag damals erscheinenden „Allgemeinen politischen Annalen“ zu betheiligen.

Die Anträge Cotta's beschäftigten auch Heine unausgesetzt, sowohl in Norderney wie in Wangeroge. Dort lebte er mehrere Wochen fast ganz allein mit dem Schulmeister, da schon alle anderen Badegäste fort waren. Endlich währte es ihm doch zu lange. Sein Hauptgepäck hatte er schon früher vorausgeschickt, und nun wollte er mit einem Male mit seinem Bündel fort an die oldenburgische Küste und von dort nach Hamburg reisen. Es vergingen aber lange Tage und es kam kein Schiff; der junge Dichter saß mit seinen Plänen und Hoffnungen festgezaubert auf der einsamen Sanddüne. Endlich kam ein Schiff und Heine ließ sich hinaufbringen — wie er Adolf Stahr später erzählte: zu Wagen. Bald aber kam Windstille, sie konnten nicht an's Land und blieben so angesichts der Küste liegen, bis Heine ungeduldig wurde und, die Ebbe benutzend, mit seinem Bündel auf dem Kopfe, die ganze Strecke bis an's Land durch's Meer ging. Die Erinnerung an dieses Abenteuer sowie an das Schiffervolk von Wangeroge ergötzte ihn später noch oft.

Gegen Ende des Monats September traf er in Hamburg ein und nun ging natürlich zuerst die große und längst erwartete Scene mit dem Onkel wegen des Kreditbriefes vor sich. Alle Vorwürfe über grenzenlose Verschwendung, selbst die ernstlichen Drohungen, sich nie wieder mit ihm zu versöhnen, alles dies hörte Heine mit der größten Ruhe an. Als aber der Onkel endlich mit seiner Strafpredigt zu Ende war, da hatte der Neffe nur die eine Antwort: „Weißt Du, Onkel, das Beste an Dir ist, daß Du meinen Namen trägst.“ Sprach's und ging stolz aus dem Zimmer.

Diese kühne Äußerung hat Salomon Heine lange nicht verwinden können, und als er später einmal seinem Neffen Maximilian die Geschichte des Kreditbriefes erzählte, fügte er hinzu: „Denke

Dir, er rechnet es sich noch zur Tugend an, daß ich ihm für seine Briefe an mich kein spezielles Honorar zu zahlen brauche". Wirklich hatte ihm Heine einst im Übermuth geschrieben: „Jedes Wort, das ich schreibe, ist baares Geld für mich."

Damals war dies freilich noch nicht der Fall, und Heine mußte, da die schroffe Auseinandersetzung mit dem Oheim doch einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatte, als er zeigen mochte, nun allen Ernstes an seine Zukunft denken.

Zunächst wurde der Druck des „Buches der Lieder", das Heine schon längere Zeit vorher durch seinen Freund Merckel Campe hatte antragen lassen, in Angriff genommen. Ein Honorar erhielt er freilich dafür nicht, da sich Campe nur sehr ungern entschloß, eine bereits gedruckte Gedichtsammlung zu verlegen. Auf eifriges Zureden Merckel's verstand er sich endlich dazu, die 50 Louisd'or, welche er Heine im Frühjahr als Vorschuß gegeben, als Honorar für diese und alle künftigen Auflagen gelten zu lassen. „Es ist Nichts als eine tugendhafte Ausgabe meiner Gedichte," schrieb Heine, als er Mitte Oktober das erste fertige Exemplar nach Berlin sandte. „Es ist wunderschön ausgerüstet und wird wie ein harmloses Kauffahrteischiff unter dem Schutze des zweiten Reisebilderbandes ruhig in's Meer der Vergessenheit hinab segeln."

Wieder ein merkwürdiges Zeugnis von der seltsamen Unklarheit, in der sich Heine über seine eigenen Produktionen befand!

Das Gesammtbild seiner dichterischen Individualität lag nun offen und klar vor den Augen des Volkes, das dem jungen Poeten begeistert zujauchzte, und auch die zeitgenössische Kritik begrüßte die Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit des Lyrikers als eine neue und erfreuliche Erscheinung auf dem deutschen Parnaß. „Das Buch der Lieder" und die „Reisebilder" hatten Heine zu einem der berühmtesten lebenden Dichter gemacht.

Aber überall, in ganz Deutschland, brach sich diese Erkenntnis und die Anerkennung Heine's eher Bahn, als in Hamburg und als in seiner eigenen Familie. Nur schwer und ungern entschloß man sich dazu, die Bedeutung des Dichters zu würdigen. Sein Lebenswandel wurde von den Tugendwächtern mit Argusaugen bewacht, und Wahrheit und Dichtung mischten sich über denselben in seltener Harmonie — er war wirklich damals einer der bestverleumdeten Menschen Hamburgs. Wenn er einer jungen Schauspielerin, Therese Peche, die damals alle Hamburger entzückte und selbst ernste Kritiker zu begeisterten Lobeshymnen enthusiasmierte, besondere Aufmerksamkeit schenkte, so wurde dies sofort zu einer regelrechten Liebschaft aufgebauscht, gegen die sich Heine, um des guten Rufes der jungen Dame willen, entschieden verwahren mußte.

Inzwischen war aber der Entschluß, den Antrag Cotta's anzunehmen und nach München zu übersiedeln, in Heine fast zur Reife gediehen, und es bedurfte nur eines geringen Anlasses —

die Affaire Peche war ja wohl eine solche — um den Entschluss zur Ausführung zu bringen.

Bevor Heine seine Zelte in Hamburg abbrach, noch in den letzten Tagen seines dortigen Aufenthalts, begegnete ihm etwas Merkwürdiges. Er sah seine erste Geliebte wieder, zum ersten Male seit ihrer Verheiratung! Und mit der Schilderung des Eindrucks, den dieses Zusammentreffen auf ihn machte, möge auch die Schilderung der Hamburger Leidenszeit des Dichters ihren Abschluss finden.

„Ich bin im Begriff", schreibt er an einen Freund, „diesen Morgen eine Frau zu besuchen, die ich in elf Jahren nicht gesehen habe, und der man nachsagt, ich sei einst verliebt in sie gewesen. Sie heißt Madame Friedländer aus Königsberg, so zu sagen eine Cousine von mir. Den Gatten ihrer Wahl hab' ich schon gestern gesehen, zum Vorgeschmack. Die gute Frau hat sich sehr geeilt und ist gestern just an dem Tage angelangt, wo auch die Ausgabe meiner „Jungen Leiden" von Hoffmann und Campe ausgegeben worden ist. — Die Welt ist dumm und fade und unerquicklich und riecht nach vertrockneten Veilchen. — Ich aber bin Herausgeber der politischen Annalen; außerdem bin ich fest überzeugt, dass die Esel, wenn sie unter sich sind und sich ausschimpfen wollen, so schimpfen sie sich „Mensch". — Ärgert Dich Dein Auge, so reiß' es aus, ärgert Dich Deine Hand, so haue sie ab, ärgert Dich Deine Zunge, so schneide sie ab, und ärgert Dich Deine Vernunft, so werde katholisch. — Im neuen Bedlam in London habe ich einen wahnsinnigen Politiker gesprochen, der mir geheimnisvoll vertraut hat, der liebe Gott sei eigentlich ein russischer Spion. Der Kerl soll Mitarbeiter werden bei meinen politischen Annalen."

IX.

„Der Stern von Sevilla hätte mein Unstern werden können," schrieb Heine von Kassel aus an seinen Freund Merckel in Hamburg, als er sich bereits auf der Reise nach München befand. In Kassel machte Heine die Bekanntschaft der Brüder Grimm, und damals entwarf der dritte der Brüder, Ludwig, ein vorzügliches Porträt von Heine, ganz im Profil, den Kopf nachlässig auf die Hand gestützt, in echt künstlerischer Pose. Die Unterschrift des Bildes lautet:

„Verdrossenen Sinn im kalten Herzen hegend,
Schau ich verdrießlich in die kalte Welt."

In Frankfurt a. M. verkehrte Heine drei Tage lang in herzlichster Weise mit Ludwig **Börne**. Heine hat die Gespräche, welche sie damals führten, selbst mitgetheilt; zunächst empfahl er dem in

Geschäftsangelegenheiten ziemlich unerfahrenen Börne seinen eigenen Verleger, das Gespräch kam dann bald darnach auf Heine's eben erschienene „Reisebilder" und schließlich in natürlicher Reihenfolge auf Goethe. Mit dem ihm eigenen Scharfsinn begriff Heine schon damals, daß dem Hasse Börne's gegen Goethe tiefere Gründe als kleinliche Scheelsucht und Neid zu Grunde lagen, daß es vielmehr eine Dissonanz war, welche, alt wie die Welt, in der Geschichte der Menschheit am grellsten hervortrat „in dem Zweikampfe, welchen der judäische Spiritulismus gegen Helleneische Lebensherrlichkeit führte, ein Zweikampf, der noch immer nicht entschieden ist und vielleicht nie ausgekämpft wird; der kleine Nazarener haßte den großen Griechen, der noch dazu ein griechischer Gott war."

Die deutsche Literaturgeschichte von Wolfgang Menzel war eben erschienen, und Börne zeigte sich hocherfreut, daß Jemand gekommen sei, der den Muth habe, so rücksichtslos gegen Goethe aufzutreten.

In ihren politischen Anschauungen, in ihrer Antipathie gegen „den Aristokratenknecht Goethe" und in ihren Sympathien für Frankreich waren die beiden Männer einig. Ihre Wege trennten sich, wo Heine's Egoismus und sein klarer Blick oder Börne's „nazarenische Beschränktheit" hervortraten. Obwohl Heine damals nicht allzugut auf Goethe zu sprechen war, da man ihm aus Berlin sehr ungünstige Äußerungen des Dichters über die Reisebilder berichtet hatte, durch die Goethe seiner Meinung nach „das Völkerrecht der Geister verletzt hatte", vermochte er doch nicht in den absprechenden Ton einzustimmen, den Börne, und vor allem Wolfgang Menzel gegen Goethe anschlugen.

Aber im Grunde war es doch dieselbe demokratische Weltanschauung, die Heine, wie Börne und Menzel zu ihrem Angriffe gegen Goethe getrieben. Und mochte er sich auch selbst für einen Hellenen halten — er behauptete ja: alle Menschen seien entweder Juden oder Hellenen — damals, als er mit Börne durch die Frankfurter Judengasse ging, war er kein lebensfreudiger, entfaltungsfroher Hellene, sondern viel eher ein historischer, vergeisterungssüchtiger Nazarener, der seinen früheren Glaubensgenossen weit näher stand als Ludwig Börne.

Die drei Tage des Frankfurter Aufenthalts verflossen „in fast idyllischer Friedsamkeit". „Hüten Sie sich, in München mit den Pfaffen zu kollidieren," waren die letzten Worte, die Börne dem scheidenden Freunde beim Abschied in's Ohr flüsterte, und wehmüthig blickte er dem Dahingehenden nach, „wie ein alter Seemann, der sich auf's feste Land zurückgezogen hat und sich von Mitleid bewegt fühlt, wenn er einen jungen Fant sieht, der sich zum ersten Male auf's Meer begiebt". Heine aber ging siegesgewiß in seine neue Zukunft hinein, denn er trug an Bord seines Schiffes „die Götter der Zukunft."

In Heidelberg besuchte Heine seinen die Medizin studierenden Bruder Max und hielt sich dort mehrere Tage auf. Vincenz von Zuccalmaglio erzählt ein interessantes Abenteuer, das dem Dichter damals passierte. Eines Tages machte Heine mit einer Partie Studenten einen Ausflug nach der Wartburg bei Weinsberg, jenseits Heilbronn. Plötzlich trat ein württembergischer Polizeimann in Civilkleidern unter die zechenden Studenten und ließ sich von einem derselben den Verfasser der „Reisebilder" zeigen. Er ging dann auf Heine zu und frug ihn, ob er die Ehre habe, den Dichter Heine vor sich zu sehen. Dieser schien freudig berührt, in der Meinung, jener vornehme Herr würde ihm Huldigungen, die seiner Dichtergröße gebührten, darbringen; er wurde aber bitter enttäuscht, da er ihn im Namen des Gesetzes für verhaftet erklärte und auf dem Schub über die Grenze brachte. Natürlich waren solche Plackereien nur geeignet, in dem jungen Schriftsteller die Meinung von seiner Bedeutung und Gefährlichkeit noch zu steigern.

Nachdem Heine noch in Stuttgart Wolfgang Menzel's Bekanntschaft gemacht hatte, reiste er direkt nach München, wo er in den letzten Novembertagen des Jahres 1827 eintraf.

Dort erwartete ihn bereits der Freiherr von Cotta mit Ungeduld. Der erfahrene Buchhändler wollte Heine unter allen Umständen für seine literarischen Unternehmungen gewinnen. Heine sollte mit Lindner zusammen die Annalen redigieren und außerdem ständiger Mitarbeiter der beiden, im Verlag Cotta's herausgegebenen Zeitschriften „Das Ausland" und „Das Morgenblatt" werden. Dafür bot ihm Cotta ein Jahresgehalt von 2000 Gulden an. Heine nahm das Anerbieten an, da ihm Cotta nur unbestimmte Verpflichtungen auferlegte.

Bekannte er doch seinem Verleger gegenüber mit merkwürdiger Offenherzigkeit, daß weder seine politischen Kenntnisse noch seine Schreibart ihn zum Redakteur eines derartigen Journals befähigten; und an seinen Freund Merckel schrieb er über seine Thätigkeit an den „Annalen": „Meine Finanzen sind zerrüttet, ich habe Schulden, will diesen Sommer wieder in's Bad, und wenn ich von Cotta, der reichlich für mich sorgt, soviel Geld nehme, muß ich auch etwas liefern. Drum sollen in jedem Heft der „Annalen" wenigstens ein paar Blätter aus meiner Feder kommen. Auch liegt viel Renommage zu Grunde: ich zeige der Welt, daß ich etwas Anderes bin, als unsere sonettierenden Almanachspoeten."

Damit stimmt es ziemlich genau überein, daß Heine schon in seinem ersten Brief aus München ankündigt: „Die Annalen sollen mir wenig Mühe machen," ein Wort, das er allerdings in vollem Umfange gehalten hat, denn mit Ausnahme seiner englischen Reiseberichte und einiger weniger redaktionellen Notizen, hat Heine

für die „politischen Annalen" so gut wie nichts geschrieben. Zum Theil lag die Schuld an äußeren Gründen: Bald nach seiner Ankunft in München wurde er ernstlich krank, und er trug sich schon mit der Absicht, seine Papiere zu ordnen und für den Fall seines Absterbens Friedrich Merckel mit der Herausgabe zu betrauen; als er wieder gesundete, gewährten ihm seine gesellschaftlichen Beziehungen nur geringe Muße für schriftstellerische Arbeiten. Der Hauptgrund jedoch, weßhalb sich Heine fast gar nicht um die „politischen Annalen" bekümmerte und weßhalb er in seinen Aufsätzen aus jener Zeit sich der größten Mäßigung befliss, so dass er sogar jede freisinnige Äußerung über die Tagespolitik vermieden hat, läßt sich aus den Briefen an seine Freunde leider sehr deutlich erkennen — er hoffte, eine Staatsanstellung in Baiern zu erlangen.

Nachdem alle seine Bemühungen, in Berlin eine Professur zu erhalten, trotz der Protektion Varnhagen's gescheitert waren, klammerte er sich an der Hoffnung fest, in München eine solche Stelle zu erhalten, da er sich auch dort hoher Protektion zu erfreuen hatte. Der damalige Minister des Innern, Eduard von Schenk, der Dichter des „Belisar", bot seinen schwerwiegenden Einfluss im Interesse Heine's auf. Und auch von anderer Seite wurde sein Vorhaben unterstützt.

Die Entscheidung lag bei König Ludwig II., der ein aufmerksamer Leser der „politischen Annalen" war. Natürlich lag nun Heine sehr viel daran, die Gunst dieses kunstsinnigen Königs zu erlangen. Er bat Cotta, dem König die „Reisebilder" und das „Buch der Lieder" zu überreichen — „es käme mir auch zu Gute," bemerkte er, „wenn Sie ihm andeuten wollten: der Verfasser selbst sei viel milder, besser und vielleicht auch jetzt ganz anders, als seine früheren Werke."

Während aber Heine in der Gesellschaft junger Maler viel verkehrte und von „wunderschönen Weiberverhältnissen" berichten konnte, lebte er auch in vertraulichem Umgang mit einem der berüchtigsten geheimen Polizeiagenten, mit dem übel beleumundeten Wit von Dörring, dessen abenteuerliches Leben ja damals schon zur Genüge bekannt war. Als Campe ihm durch Dörring Briefe sandte, machte ihm Heine darüber die bittersten Vorwürfe und schrieb: „Wußten Sie denn nicht, daß ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Wit haben kann und will." Zu gleicher Zeit aber schrieb er an Varnhagen einen Brief, aus dem wohl zu entnehmen ist, daß Heine, trotz der Campe gegenüber zur Schau getragenen Entrüstung, mit jenem Wit doch in mehr als flüchtiger Berührung stand; dasselbe beweist ein handschriftlich erhaltener Aufsatz Heine's über Wit von Dörring, der wahrscheinlich nie gedruckt worden ist. Vermuthlich war der Aufsatz für's „Morgenblatt" bestimmt, gelangte aber, in Folge des Skandals, welchen die plötzlich erfolgte Ausweisung Wit's aus München verursachte, nicht zum Abdruck.

Obwohl Heine damals „im Foyer der Noblesse“ lebte und „die liebenswürdigsten Aristokratinnen“ liebte, ja sogar, wenn man den Mittheilungen seines Bruders glauben darf, von Prinzessinnen des königlichen Hofes verzogen wurde, fühlte er sich doch von dem seichten, kümmerlichen Leben, von der Kleingeisterei, dem Bierdusel, der Hohlheit und dem Theaterklatsch sehr angewidert, und da er das schlechte Klima ohnedies schwer ertragen konnte, faßte er bald den Vorsatz, München wieder zu verlassen.

Eine seiner letzten Arbeiten für das „Morgenblatt“ aus München war die interessante Besprechung des „Struensee“ von Michael Beer, der am 27. März 1828 im Münchener Nationaltheater zum ersten Mal aufgeführt wurde. Die entschieden freie Gesinnung, die aus diesem vorzüglich geschriebenen Aufsatze spricht, kann wohl einigermaßen mit dem Leben Heine's in München versöhnen.

Heine hatte sich nur ein halbes Jahr zur Leitung der „politischen Annalen“ verpflichtet. Nach Ablauf dieses Zeitraums beschloss Cotta, das Erscheinen des Journals auf sechs Monate zu sistieren und dann in erweiterter Form und unter neuer Redaktion dasselbe fortzusetzen. Auch für dieses neue Unternehmen wollte er Heine gewinnen; dieser sollte im Verein mit Dr. Gustav Kolb und dem bisherigen Mitredakteur Dr. Lindner die Leitung der neuen Zeitschrift führen.

Doch konnte sich Heine nicht entschließen, in Bezug auf seine Beiträge sowie auf „die redaktorische Betriebsamkeit“ bestimmte Verpflichtungen zu übernehmen. Andererseits stellte er dem Verleger wieder hinsichtlich der Ausstattung des Blattes und des Honorars für die Mitarbeiter Bedingungen, die diesem unannehmbar schienen, so dass sich die Verhandlungen zerschlugen und Cotta den Entschluss faßte, das ohnehin schlecht rentierende Journal ganz eingehen zu lassen.

Nachdem Heine seiner kontraktlichen Verpflichtungen ledig war, konnte er nun ernstlich daran denken, endlich einen lang gehegten Herzenswunsch auszuführen: das Land der Sehnsucht aller Dichter, Italien, zu schauen. Zu diesem Zwecke ließ er sich von Varnhagen die Summe von 800 Thalern, die er bei seiner Rückkehr aus England dem Freunde zur Aufbewahrung gegeben hatte, nach München senden. Außerdem hatte er selbst während seiner dortigen Anwesenheit einen Theil seines Gehalts gespart, so daß er nun in fröhlicher Stimmung Mitte Juli seine Reise nach Italien antreten konnte.

Sein Bruder Maximilian Heine, der damals an der Münchener Universität studierte, begleitete ihn bis nach Kreuth, einem Badeort in Tirol. Von hier reiste er allein weiter über Innsbruck, Steinach, Sterzing, Brixen nach Verona, Brescia, Mailand, Genua, Livorno, und am 1. September traf er in den Bädern von Lucca ein. Im zweiten Theil seiner „Reisebilder“ hat Heine die Tour

München nach Genua und Lucca selbst in so unnachahmlicher humoristischer Weise geschildert, daß jeder Bericht über diese nur als eine bedenkliche Abschwächung erscheinen müßte. Es waren das wohl die glücklichsten Tage seines Lebens, die er in Italien zubrachte.

In Lucca verlebte Heine herrliche Tage, „die längste und göttlichste Zeit" seiner Reise. Dort begann er auch seine Beschreibung derselben für das „Morgenblatt" auszuarbeiten. Anfangs durch seine mangelhafte Kenntnis der italienischen Sprache noch etwas beengt, wußte er bald durch sein glänzendes Conversationstalent und sein interessantes Wesen sich die glänzendsten Kreise der dortigen Badegesellschaft zu erschließen.

Von Lucca und Genua aus schrieb Heine an seine Mutter und seine Geschwister die reizendsten und heitersten Briefe; in einem derselben theilte er ihnen jenes bekannte Intermezzo mit, das er später zu einer ergötzlichen Humoreske „Der Thee" in Theodor von Kobbe's Novellenalmanach „Die Wesernymphe" verarbeitet hat.

Im Bade zu Lucca schrieb Heine also den größten Theil seiner „sentimentalen Reise" nieder. Er beabsichtigte, das neue Werk dem bairischen Staatsminister, Eduard von Schenk, zu widmen; „die Seele ist mir so voll, so überfließend, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als indem ich einige enthusiastische Bücher schreibe," meldete Heine aus Florenz am 1. Oktober desselben Jahres. Nebenbei hegte er aber noch immer die Hoffnung, die Professur an der Münchener Universität zu erlangen. Und als längere Zeit kein Brief von Schenk kam, wendete er sich gleichfalls von Florenz aus an den befreundeten russischen Dichter Feodor J. Tjutschew, der als Attaché der russischen Gesandtschaft in München lebte, mit der Bitte, den Stand seiner Angelegenheit auf diplomatischem Wege auszukundschaften.

Trotz aller dieser Bemühungen erhielt Heine die Stelle nicht. Ob dies aus Sparsamkeitsrücksichten geschah, oder ob die damals mächtige Pfaffenpartei und die einflußreichen Freunde des Grafen Platen es verhinderten, genug, König Ludwig unterzeichnete das ihm vorgelegte Ernennungsdekret nicht. Heine schrieb natürlich alle Schuld dem Minister von Schenk zu, der ihn „dem Jesuiten sakrifiziert habe", und widmete nun sein Buch Karl Immermann, dem mitstrebenden Freunde, dessen Xenien im ersten Theil der Reisebilder in allen literarischen Kreisen großes Aufsehen erregt hatten.

Diese Xenien hatten aber auch vor allem den Zorn des Grafen Platen hervorgerufen. Sofort, nachdem er dieselben gelesen, schrieb er an seinen Freund, den Grafen Fugger, aus Italien: „Was den Juden Heine betrifft, so wünsche ich wohl, daß meine Münchener Freunde (denn er ist in München) ihn gelegentlich mystificierten und ihn zur Rede stellten, was ihn zu dem Wagestück verleitet,

einen offenbar Größeren, der ihn zerquetschen kann, so unbarmherzig zu behandeln?"

Während seiner Anwesenheit in Italien erhielt Heine die Nachricht, dass Platen ihn in einem Lustspiele vernichten wolle, und als er in Florenz den bekannten Kunstschriftsteller, Herrn von Ruhmor, gleichfalls einen Freund Platens, kennen lernte, konnte ihm dieser jene Mittheilung nur bestätigen. Heine machte kein Hehl daraus, dass er in diesem Falle den Grafen Platen schonungslos lächerlich machen würde, und auch diese Äußerung wurde natürlich dem schwergekränkten Dichter eiligst hinterbracht. So wurde der Hass zwischen Beiden eifrig geschürt, und es ist kein Wunder, dass er bald in hellen Flammen emporloderte.

Heine hatte anfangs die Absicht, auch nach Rom zu gehen, aber nachdem er etwa zwei Monate in Florenz verweilt, überfiel ihn eine so mächtige Sehnsucht nach der Heimath und nach dem Vater, dass er schleunigst seine Rückreise antrat. In der That erhielt er in Venedig von seinem Bruder die Nachricht, dass der Vater lebensgefährlich erkrankt sei und dass er in Würzburg, bei einem Herrn Textor, weitere Nachrichten erhalten würde.

Nach einer mühseligen Reise in Würzburg angelangt, empfing er dort die Nachricht, dass sein Vater gestorben sei. Sein einziger Gedanke war nun, eiligst in die Heimath zurückzukehren, um Mutter und Geschwister zu trösten. Samson Heine war am 2. Dezember 1828 an einem Nervenschlag gestorben, und als Heine in Hamburg eintraf, bereits auf dem israelitischen Friedhof in Altona zur ewigen Ruhe gebettet.

Mit seiner Familie lebte Heine damals in innigster Harmonie; die wehmüthige Stimmung über den Verlust des Vaters vereinigte sich mit der Sorge um die über alles geliebte Mutter. Noch viele Jahre später sagte er einmal zu Adolf Stahr: „Ich habe den Verlust meines Vaters Jahre lang nicht begreifen und nie verschmerzen können." Und es dauerte ziemlich lang, bevor er sich von diesem Schlag erholen konnte, um wieder an seine Arbeiten und Pläne denken zu können. Da ihm in München alle Aussichten verschlossen waren, ging Heine im Anfang des Jahres 1829 wieder nach Berlin, um dort mit Hilfe Varnhagen's und anderer einflussreicher Freunde seine Bemühungen zur Erlangung einer Staatsanstellung fortzusetzen. In Berlin empfingen ihn altgewohnte und liebe Verhältnisse, wie das zu Rahel und Varnhagen, zu Zunz und Moser, neue und meist interessante wie das zu Achim von Arnim und Bettina, zu Heinrich Stieglitz und seiner unglücklichen Gattin, zu Felix Mendelssohn, Moritz Veit und Franz Kugler. Das Profilbild, welches letzterer von dem jungen Dichter entworfen hat, ist allgemein bekannt; es ist eines der ähnlichsten Bilder aus der Jugendzeit des Dichters und enthält auf der linken Seite die Randbemerkung Heine's: „So sah ich aus den 6. April 1829."

Der melancholische Ausdruck dieses Bildes stimmt genau überein mit seinen Schriften und Briefen aus jener Zeit.

Im Frühling verlebte Heine einige einsame Wochen in Potsdam in ländlicher Abgeschiedenheit; hier arbeitete er die Fortsetzung des dritten Bandes der „Reisebilder" aus. Er verkehrte mit Niemandem als mit Heinrich Stieglitz und seiner Frau, und empfing nur die Besuche seiner beiden Verleger Campe und Cotta. Die Verbindung mit Letzterem wurde wieder aufgenommen und ein Theil des bereits fertigen Manuskripts der italienischen Reise an das „Morgenblatt" gesandt.

Anfang August begab sich Heine wieder nach Helgoland zum Sommeraufenthalt; seine Arbeit wurde dort nur wenig gefördert, aber der Zauber des Meeres ergriff und fesselte ihn von Neuem.

Nach zweimonatlichem Aufenthalt musste aber Heine dem rothen Felsen von Helgoland Lebewohl sagen und nach Hamburg zurückkehren, um die oft unterbrochene Arbeit an den „Reisebildern" wieder energisch in Angriff zu nehmen. Campe, der bereits seit zwei Jahren auf das Manuskript wartete, drängte ihn, die Arbeit endlich zu beendigen, und Heine sah sich gezwungen, den ersten Theil des Manuskripts in die Druckerei wandern zu lassen, indess er an der andern Hälfte noch mit größter Hast arbeitete, so dass er wohl mit Recht den Scherz machen konnte, sein Buch habe die Presse verlassen, fast noch ehe es geschrieben war.

Es folgten neue Kämpfe mit dem Verleger, und wie so oft schon, vermittelte Merckel auch diesmal.

Dass Heine die letzten Kapitel des dritten Bandes der „Reisebilder" in fliegender Eile geschrieben, muss besonders stark betont werden, weil gerade jene letzten Kapitel die Polemik gegen den Grafen Platen enthalten, die Heine vielleicht bei ruhiger Überlegung erheblich gemildert oder gar aus seinem Buche ganz entfernt hätte. Selbst seinem Freunde Merckel konnte er die Blätter nur einen Tag lassen; eine Besprechung über das Einzelne erlaubte die Zeit nicht mehr und so erschien der dritte Band der „Reisebilder" schon zu Anfang des Jahres 1830.

Derselbe erregte nicht geringeres Aufsehen als die beiden vorhergehenden Bände; es regnete Verbote aus allen Staaten, Preußen voran, und Angriffe von allen Seiten. Der Streit Heine's mit Platen artete zu einem Skandal aus. Platen hatte sich in seinem Lustspiel: „Der romantische Oedipus" gegen Heine und Immermann einige sehr alberne Scherze erlaubt; er hatte Heine den „Pindar vom Stamme Benjamin", den „Petrarca des Laubhüttenfestes", „des sterblichen Geschlechtes der Menschen Allerunverschämtesten" genannt, dessen Küsse Knoblauchsgeruch absonderten. Wenn man behauptet, dass Platen's Angriff gegen Heine in dem tiefen Gegensatze seiner formstrengen und idealen Natur wohl begründet war, so darf man doch auf der anderen Seite auch nicht übersehen, dass

dieser Angriff zunächst ohne eine Provocation von Seiten Heine's erfolgte und dass er sich durchaus nicht in künstlerischen Grenzen hielt, sondern zuerst die Polemik auf das persönliche Gebiet hinüber spielte. Und doch hatte er selbst eingestehen müssen, dass er weder von Heine noch von Immermann etwas gekannt habe, als er seinen „Oedipus" schrieb, und sein intimster Freund, Graf Fugger, hatte ihn vergebens dringend gebeten, den Angriff gegen Heine zu mildern und die Scherze über dessen jüdische Abstammung auszumerzen.

Immermann wehrte sich gegen den Angriff Platen's in seiner berühmten Broschüre: „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier", in ernster und kräftiger Weise. Heine aber, der noch viel tiefer als Immermann verletzt war, führte im dritten Theil seiner „Reisebilder" einen förmlichen Vernichtungskampf gegen Platen.

Und Heine blieb in diesem Kampfe Sieger. Allerdings hatte er diesen Sieg theuer erkauft, um den Preis des Verlustes seiner eigenen literarischen Würde, denn sein Angriff ging weit über das Maaß der berechtigten Nothwehr hinaus. Den meisten Anstoß erregte mit Recht die Beschuldigung eines geheimen Lasters, auf welches allerdings schon vorher einzelne Kritiker der Platen'schen Gedichte angespielt hatten, das aber Heine mit einem in der deutschen Literatur bisher unerhörten Behagen behandelte. Er rief dadurch bei allen gerechten Beurtheilern allgemeine Entrüstung hervor. Auch sonst wohl waren in dem Angriff Heine's verschiedene unwahre und unberechtigte Behauptungen enthalten, vor allem die, dass der Graf Platen eine Pension aus der Privatkasse des Königs Ludwig beziehe, während dieser sich ausdrücklich geweigert hatte, von den „Steuern des bairischen Volkes" eine Unterstützung anzunehmen, und nur von der Münchener Akademie der Wissenschaften ein Jahrgehalt von 400 Gulden annahm.

Heine's Angriff schoss deshalb erheblich über das Ziel hinaus, weil er von persönlichem Hass und tiefer Bitterkeit erfüllt war, und er erreichte deshalb auch nur einen Theil der beabsichtigten Wirkung.

Er selbst fühlte es nur zu klar heraus, dass er sich durch diese Polemik unsäglich geschadet und das bessere Publikum tief verletzt habe.

Ob es wahr ist, dass Graf Platen die Hilfe der Gerichte in Anspruch nehmen wollte, ja, dass sogar sein Freund, Graf Fugger, bereits eine Injurienklage bei dem Stadtgericht in Berlin eingereicht, steht dahin. Indess scheint dieses kaum glaublich; Platen ignorierte in seiner vornehmen Weise die ganze Angelegenheit und verlangte weder Satisfaktion noch das Einschreiten der Gerichte, ja, er wollte nicht einmal dulden, dass einer seiner Freunde für ihn das Wort ergreife.

Mit dem Erscheinen des dritten Bandes der „Reisebilder" trat eine verhängnisvolle Wendung in Heine's Leben ein; hatte man ihn bis dahin geehrt, ja sogar geliebt, so wurde er von

nun an gefürchtet und in vielen Kreisen gehaßt. Zunächst hatte er freilich die Lacher auf seiner Seite und man hütete sich, einem so scharfen und witzigen Schriftsteller mit offenem Visier entgegen zu treten. Desto mehr aber regnete es anonyme Angriffe von allen Seiten und die Freunde des Dichters, mit Ausnahme Varnhagen's, hielten sich in scheuer Zurückgezogenheit. Ja, einen der aufrichtigsten, vielleicht sogar den besten Freund verlor Heine durch diese Polemik gegen Platen. Es war dies Moses Moser, sein treuer Marquis Posa, der sich so entschieden und scharf gegen die Art und Weise dieser Polemik aussprach, daß Heine in seiner „verletzten Poeteneitelkeit“ sich veranlaßt sah, dem alten treuen Moser die Freundschaft in ziemlich brüsker Form aufzukündigen. „Ich war nie empfindlich über ein Urtheil von Dir,“ schrieb er ihm, „das den Poeten betraf; auch ob Du irgend eine meiner Handlungen, die ich als Mensch übte — getadelt oder gelobt hast, war mir, wenn auch nicht gleichgiltig, doch keineswegs verletzlich; ich bin überhaupt weder von Dir verletzt, noch beleidigt, und mein Stillschweigen ist keine stumme Klage. Ich klage nur über die Götter, die mich so lange Zeit im Irrthum ließen, über die Art, wie Du mein Leben und Streben begriffest. Du hast Letzteres nicht verstanden, und das ist es, was mir Kummer gemacht. Du verstehst es noch nicht, hast nie mein Leben und Streben verstanden, und unsere Freundschaft hat daher nicht aufgehört, sondern vielmehr nie existiert.“

Heine hat diesen Schritt oft bereut und Moser war natürlich tief gekränkt und verletzt. Eine Verständigung zwischen den beiden Freunden ist nicht wieder erfolgt; zehn Jahre später starb der stille und bescheidene Mann in seiner Vaterstadt Lippehne, wo er gerade zum Besuch weilte.

Von den übrigen Freunden trat, wie bereits gesagt, nur Varnhagen für Heine ein. Michael Beer ließ ihm durch Immermann sagen, er hätte sich bei der Lektüre seines Buches Glacehandschuhe anziehen müssen und wäre noch immer der alte Schwächling, der eine so derbe Kost nicht ohne Indigestion vertragen könne; mit einem Worte, es wäre ihm etwas übel dabei geworden. Noch schärfer äußerte sich ein anderer Freund, Moritz Veit, in seiner Besprechung des Buches; er befürchtete eine Krisis in dem Schaffen Heine's und meint, er möge sich hauptsächlich vor einem „Stumpfwerden seiner geistigen Sehkraft hüten.“ Nicht einmal Karl Immermann wagt es, dem Buche einen kritischen Geleitbrief mitzugeben.

Für all dies entschädigte den Dichter nur das Interesse des Publikums für sein Buch. Die Verbote und Angriffe hatten demselben einen ungewöhnlich großen Leserkreis erworben und Heine's Name erfreute sich großer Beliebtheit. Sogar auf seine Familie fiel ein Strahl von dem Glanz seines Namens, und als Charlotte Embden kurze Zeit nach dem Erscheinen der Reisebilder eine Reise

durch Deutschland machte, wurde sie aller Orten mit ungewöhnlichen Ehrenbezeugungen aufgenommen.

Heine verkehrte damals fast nur mit seiner Familie, mit Mutter und Schwester und mit den beiden Onkeln Salomon und Henry Heine. Salomon Heine hatte sich mit dem bücherschreibenden Neffen versöhnt; der Erfolg der „Reisebilder" war für den praktischen Mann ein Gottesurtheil, und er ergötzte sich weidlich an den classischen Gestalten des dritten Theils der „Reisebilder", an dem Marchese Gumpelino, in dem Heine einen reichen Nachbar des Onkels, der diesem manchen Schabernack gespielt haben mochte, den Banquier Lazarus Gumpel in Ottensen gezeichnet hatte, und an den Lotteriekollekteur Hirsch Hyacinth, zu dem ihm gleichfalls ein Hamburger, Namens Isaak Rocamora, saß.

An eine Rückkehr nach Preußen konnte Heine nicht denken, da die preußische Regierung zuerst den dritten Theil der „Reisebilder" verboten hatte; die Hoffnung auf eine Professur, die ja eigentlich nur eine Selbsttäuschung war, da Heine vor allem Andern die wissenschaftliche Grundlage für eine solche Stellung fehlte, erwies sich natürlich gleichfalls als illusorisch. Und so blieb ihm nichts Anderes übrig, als in Hamburg seinen Aufenthalt zu nehmen und sich durch den Ertrag seiner literarischen Arbeiten zu ernähren. Sein Verkehr beschränkte sich demgemäß auf eine Anzahl junger Schriftsteller, die damals gerade in Hamburg lebten und von Heine manche Förderung und Anregung empfingen. Von diesen sind besonders Ludolf Wienbarg, August Lewald, Karl Töpfer, Professor Zimmermann, Dr. Assing und vor Allem sein alter Freund Friedrich Merckel zu nennen.

Am meisten verkehrte Heine im Hause August Lewald's, dessen Gattin, eine gemüthliche Münchnerin, einen kleinen Kreis von Schriftstellern öfter an ihre Tafel zog.

Unter den Freunden Heine's aus jener Zeit ist auch der taube Maler J. P. Lyser zu erwähnen, dem der Dichter sehr zugethan war und dessen er in seinen Schriften wiederholt erwähnt.

Körperliches Unwohlsein und geistiges Mißbehagen veranlaßten den Dichter im Frühling des nächsten Jahres, sich nach dem nahegelegenen Wandsbeck zurückzuziehen.

Das Studium der Werke von Thiers und Mignet war damals Heine's Lieblingsbeschäftigung; das politische Interesse trat wieder bei ihm immer mehr in den Vordergrund und verdrängte alles poetische Schaffen. Es war eigentlich in Wahrheit eine Ironie des Geschicks, daß ein Mann wie Heine, der sich so gern „auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemüthslebens bettete" und der sich am liebsten damit beschäftigen mochte, „Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen und sich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken"—daß dieser selbe Heine „statt dessen „poli-

tische Annalen" herausgeben, Zeitinteressen vortragen, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leidenschaften aufstacheln, den armen deutschen Michel beständig an der Nase zupfen musste."

Auf Helgoland, wo Heine vom Juli bis September desselben Jahres zum Gebrauch der Seebäder verweilte, erreichte ihn die Kunde von der Pariser Julirevolution.

Wieder saß er am Strande des Meeres und schaute dem Spiel der Wellen zu und hielt mit ihnen geheime politische Zwiegespräche, wieder wollte er Politik und Philosophie an den Nagel hängen und sich ausschließlich der Poesie hingeben, als das dicke Zeitungspacket „mit den warmen glühendheißen Neuigkeiten vom festen Lande" ankam. Heine schildert jene Zeitperiode selbst später einmal in folgender Weise: „Mir war, als könnte ich den ganzen Ocean bis zum Nordpol anzünden, mit den Gluthen der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderten." Mit welchem Jubel und welcher überschwänglichen Begeisterung er die Berichte von der großen Katastrophe aus Paris empfing, davon geben seine Briefe aus Helgoland ein merkwürdiges Zeugnis.

Auch die übrigen Badegäste theilten den Enthusiasmus des jungen Dichters; sogar die armen Helgoländer Fischer jubelten vor Freude, obgleich sie die großen Ereignisse nur instinktmäßig begriffen. Auch in Cuxhaven, wo Heine mehrere Tage verweilte, herrschte großer Enthusiasmus für Frankreich. Sogar in Hamburg, hatte man ihm dort erzählt, in jenem Hamburg, wo der Franzosenhass am tiefsten wurzelte, herrschte lauter Jubel, flatterte die Tricolore und ertönte die Marseillaise. Freilich, als Heine Anfangs September dort eintraf, war der Rausch der Begeisterung schon wieder verflogen und die Aufregung einigermaßen gedämpft. Dafür war es ihm zum zweiten Male beschieden, einen Judenkrawall zu erleben, welcher noch größere Dimensionen annahm als der im Jahre 1819, und nur durch das energische Einschreiten der Bürgerwehr unterdrückt werden konnte. Auch das Haus Salomon Heine's wurde mit Steinwürfen bedroht.

Heine ging jetzt mit allem Eifer an die Vollendung eines Buches, das er schon im Seebade begonnen und das im Anfang des Jahres 1831 erschien. Es waren die „Nachträge zu den Reisebildern," zum Theil ältere Aufsätze, zum Theil neu hinzugefügte, in denen die Begeisterung für die französische Revolution schon dithyrambischen Ausdruck fand. Das Wort war damals in Wahrheit bereits eine That, deren Folgen sich nicht abmessen ließen, und man wird es nicht in Abrede stellen können, dass der volle Muth der Überzeugung dazu gehörte, nun, trotz drohender Verfolgung, so energisch für die Freiheit einzutreten, wie es Heine damals in jenem Nachwort zu den Reisebildern und in dem Vorwort zu der Broschüre Robert Wesselhöft's „Kahldorf über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke" gethan hatte. Mit dem Muth eines Freiheitskämpfers trat er für die bürgerliche Gleichheit, für

Pressfreiheit und die politische Bildung des Volkes ein und mahnte die Regierungen, die Fesseln des Volkes zu sprengen und Licht zu verbreiten, „ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unglück stiftet als die Leidenschaft“.

Aber das Wort des mahnenden Propheten wurde nicht gehört, sondern verhallte wirkungslos, denn es war damals „die Zeit der hohen Jagd gegen die liberalen Ideen“, und Heine fühlte mehr als je den Boden unter sich wanken. Auch in seinen persönlichen Verhältnissen trat eine ungünstige Wendung ein; er hatte sich von Neuem mit seinem Oheim, Salomon Heine, überworfen, und seine äußere Lage verdüsterte sich von Tag zu Tag immer mehr. In den Briefen an Varnhagen gab er seiner Misstimmung unverhohlen Ausdruck und bezeichnete es als sein eifrigstes Streben, sich „à tout prix eine sichere Stellung zu erwerben; ohne solche kann ich ja doch nichts leisten. Gelingt es mir binnen Kurzem nicht in Deutschland, so reise ich nach Paris ... Ich will Nichts unversucht lassen und mich zum Äußersten nur im äußersten Falle entschließen.“

Der letzte Versuch Heine’s in dieser Richtung war seine Bewerbung um die erledigte Stelle eines Raths-Syndikus der freien Stadt Hamburg; er bat Varnhagen, für ihn thätig zu sein und ließ auch sonst kein Mittel unversucht. Aber seine Meldung wurde kaum ernsthaft genommen, und so wurde es Heine allmälig klar, dass für ihn jede Aussicht in Deutschland abgeschnitten sei.

Die Idee einer Übersiedelung nach Paris reifte zum festen Entschluss und gelangte im April desselben Jahres zur Ausführung. Wie ein Abschied von Deutschland und ein Scheidegruß an die Muse, der er nun Valet zu sagen müssen glaubte, klingen die Lieder des „Neuen Frühling“, die in jenen Tagen entstanden, und die er seiner Schwester, Charlotte Embden, „artig und liebevoll“ gewidmet hat.

Auch mit seinem Oheim, Salomon Heine, versöhnte er sich noch vor seiner Abreise, die in den letzten Tagen des Aprilmonats erfolgte. Der Abschied von seiner Familie wurde Heine nicht schwer, weil er nicht daran dachte, für immer nach Paris zu übersiedeln; der Abschied aber von Hamburg wurde ihm sehr leicht, weil er dort nur Leid und Ungemach erfahren hatte.

Über Frankfurt, wo er acht Tage verweilte, mit M. G. Saphir viel verkehrte und sich von Professor Oppenheim malen ließ, über Heidelberg und Karlsruhe reiste er nach Frankreich. Und am 1. Mai 1831 betrat er französischen Boden, zwei Tage später war er in Paris.

X.

Als Heine nach Paris ging, dachte er keineswegs daran, dass dies eine Übersiedelung auf Lebenszeit sei, noch weniger, welche Jahre voll schwerer Leiden ihm in dieser Stadt bevorstanden, die

schon in den ersten Tagen einen so mächtigen und bezaubernden Eindruck auf ihn ausübte. Heine fühlte sich sofort heimisch in Paris, und die Briefe an seine Freunde sind voll Enthusiasmus und einer Lebensfreudigkeit, die uns an ihm fast fremd erscheint.

Während Heine aber mit voller Begeisterung in den Taumel des Pariser Lebens untertauchte, trat aber doch — insbesondere in den Briefen in die Heimat — auch die andere, und zwar die echte Seite seiner Empfindungen hervor, das Heimweh nach Deutschland.

In Paris fühlte sich Heine freilich sicherer und freier; es herrschte dort eine gesellschaftliche Atmosphäre, die völlig frei war von allen Vorurtheilen, unter denen er in Deutschland als Jude, als Schriftsteller, als Liberaler zu leiden hatte. Dass daneben Paris schon damals in Bezug auf Theater, Bälle, Feste und öffentliche Vergnügungen mehr zu bieten hatte, als Berlin, München und Hamburg, ist selbstverständlich, und mit vollem Behagen schlürfte Heine den Becher der Lust, den ihm Seraphine, Angelique, Diana, Hortense, Clarisse, Jolante, Marie, Jenny, Emma und Andere so willig und graziös reichten.

Trotz aller dieser Liebeständeleien und Scherze beherrschte ihn aber doch der Ernst des Lebens völlig, und er ließ seine Aufgabe nicht aus dem Auge, die Eindrücke der Weltstadt in Bezug auf Literatur, Kunst und öffentliches Leben zu fixieren und zur Darstellung zu bringen. Pochte dann einmal das Heimweh an die Thore seines Herzens, so suchte er es im Verkehr mit den in Paris lebenden Deutschen zu stillen. In der Buchhandlung von Heideloff und Campe begegnete er sich mit Felix Mendelssohn-Bartholdy, Alexander von Humboldt, Michael Beer, M. G. Saphir, Koreff, Maltiz, Donndorf und Anderen. Und dort wurden alle Neuigkeiten aus der Heimat erzählt; alle durchreisenden Deutschen sprachen dort ein und lernten ihre berühmten Landsleute kennen.

Als Heine am Ende des ersten, in Paris verlebten Jahres seinem Freunde Ferdinand Hiller, dessen musikalische Soiréen er mit besonderer Vorliebe besuchte, und dem er stets innig zugethan war, einen Empfehlungsbrief nach Deutschland mitgab, schrieb er in denselben hinein: „Fragt Sie Jemand, wie ich mich hier befinde, so sagen Sie: Wie ein Fisch im Wasser, oder vielmehr, sagen Sie den Leuten, daß, wenn im Meere ein Fisch den andern nach seinem Befinden fragt, so antwortet dieser: Ich befinde mich wie Heine in Paris.“

Unter den Deutschen, die damals die französische Hauptstadt besuchten, befand sich auch Heine's ehemaliger Lehrer, August Wilhelm von Schlegel. Derselbe hatte sich über die Thätigkeit seines einst bevorzugten Schülers wiederholt in sehr geringschätzender Weise ausgesprochen und in dem Epigramm:

„Deinen Ernst kann ich nicht loben,
Schimpf gelingt dem Spötter nur,
Deine Begeistrung ist verschroben,
Deine Tücken sind Natur —“

Heine scharf angegriffen. Dieser rächte sich durch eine boshafte Notiz in einer seiner Correspondenzen für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, in der er sich über die Ordenssucht des bekannten Übersetzers und Kunstkritikers lustig machte.

Den Sommer dieses Jahres verbrachte Heine in dem französischen Badeorte Boulogne sur mer, und nach seiner Rückkehr, Anfangs Oktober, ging er mit Eifer wieder an seine literarischen Arbeiten und schrieb zunächst einen ausgezeichneten Aufsatz über den Pariser „Salon“ des Jahres 1831.

Der Zusammenhang der künstlerischen Bestrebungen mit den bewegenden Zeitideen durchzieht wie ein rother Faden diesen wie alle folgenden Berichte Heine's über bildende Kunst, Theater und Literatur.

Mit dem Aufsatz, den Heine über die Gemäldeausstellung schrieb, nahm er die journalistische Thätigkeit, der er eigentlich hatte entsagen wollen, und vor der ihn Campe eindringlich gewarnt hatte, in vollem Umfang wieder auf. Er sah es wohl ein, daß es ersprießlicher wäre, fern von dem politischen Treiben ausschließlich dichterischen und künstlerischen Bestrebungen zu leben; aber die aufgeregte Zeitströmung hatte ihn doch zu mächtig ergriffen und ihn in das Fahrwasser der politischen Tagesschriftstellerei getrieben. Dazu kam, daß Cotta eigens den Redakteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, Dr. Gustav Kolb, im Dezember desselben Jahres nach Paris sandte, und daß dieser dort mit Heine einen Plan für dessen Correspondenzen aus Paris entwarf und feststellte.

Mit Kolb und August Lewald, der Heine aus Hamburg nachgefolgt war, verlebte Heine frohe Tage. Auch Baron Maltiz und der Schauspieler Carl Jerrmann traten in diesen Kreis ein; an freundlichen Herbsttagen wurden Ausflüge in die Umgegend von Paris vorgenommen, bei schlechtem Wetter soupierte man gemeinsam in einer kleinen Restauration in der rue de Valois und des Abends besuchte die ganze Gesellschaft Theater, Konzerte und Bälle. Der Karneval des Jahres 1832 ließ sich damals sehr lustig an; aber mitten in dieses bunte und frohbewegte Treiben brach plötzlich ein entsetzlicher Gast ein — die Cholera, deren Verheerungen Heine mit erlebte und in wahrhaft glänzender Weise beschrieb.

Als Heine später seine Aufsätze aus Paris sammelte, gab er seinem Pestbericht noch eine Einleitung mit, in der er bemerkte, daß er in dieser Arbeit viel gestört worden sei, zumeist durch das grauenhafte Schreien eines Nachbars, welcher an der Cholera erkrankt war. Auch über seine persönliche Situation in jener Zeit macht Heine in jenem Bericht interessante und für seine Auffassung

der Verhältnisse charakteristische Mittheilungen, deren Wahrheit auch durch anderweitige Zeugenaussagen unzweifelhaft beglaubigt ist.

Der in jenen Mittheilungen erwähnte Freund war sein Vetter Carl Heine, der letzte Sohn Salomon Heine's, der gleichfalls in Paris an der Cholera erkrankte, und den Heine durch seine treue und aufopfernde Pflege der Familie erhielt. Als die Schreckenszeit vorüber war, nahm Heine wieder seine regelmäßigen Berichte für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" auf, in denen er zunächst die französischen Zustände während der Zeit des Bürgerkönigthums im Jahre 1832 in scharfer und geistvoller Weise beleuchtete.

Man hat vielfach behauptet, Heine sei weder ein politischer Schriftsteller noch ein politischer Charakter gewesen, weil er in durchaus subjektiver Weise die Verhältnisse aufgefaßt und beurtheilt habe, so daß er den inneren Causalnexus der politischen Erscheinungen gar nicht zu erfassen vermochte und nur mit ihrer Oberfläche spielte.

Zugegeben mag werden, daß Heine's politische Thätigkeit dem unparteiischen Beobachter nicht in demselben glänzenden Lichte erscheint, in welchem er dieselbe in mannigfachen lyrischen und pathetischen Deklamationen darzustellen bemüht war. Und auch das muß zugegeben werden, daß Heine kein politischer Charakter in dem Sinne war, daß er einen wirklichen Heroismus seiner Überzeugung zu entwickeln vermocht hätte.

Trotz alledem stand Heine von allem Anfang an und bis in seine letzten Lebensjahre in den Reihen der Kämpfer für die Freiheit und blieb ihr treu, selbst in den Tagen der Gefahr und allgemeinen Abfalls und trotz aller Verlockungen und Drohungen.

Der Vorwurf aber der politischen Gesinnungslosigkeit rührt vornehmlich aus dem Mangel einer abgeschlossenen politischen Weltanschauung her. Da er sich über die obersten Prinzipien noch nicht zu voller Klarheit durchgerungen hatte, schwärmte Heine heute für die Monarchie und morgen für „jene edlen Republikaner, die von Zeit zu Zeit als Blutzeugen auftreten für das Evangelium der Freiheit." Trotzdem darf man es ihm glauben, wenn er gerade mit Bezug auf jene Republikaner eingesteht: „Ich bin nicht tugendhaft genug, um jemals dieser Parthei mich anschließen zu können; ich hasse aber zu sehr das Laster, als daß ich sie jemals bekämpfen würde." Die beständige Versicherung Heine's freilich, daß er kein Republikaner, daß er „dem Republikanerwesen sehr abhold", daß er vielmehr ein guter Monarchist, daß er Royalist aus angeborener Neigung sei, diese beständigen Versicherungen erwecken gerade den Verdacht, daß Heine für die republikanische Ideen eine besondere Vorliebe hatte, die er hinter Spott und Negation verbarg.

Auch darf man nicht vergessen, daß in einer „unter den allerhöchsten Privilegien des deutschen Bundestags" erscheinenden Zei-

tung die republikanischen Ideen und Tendenzen nicht gerade eine Freistatt finden konnten.

Hätte man nun, wie Heine es mit Recht forderte, die Schwierigkeiten sowohl des Ortes wie der Zeit in Betracht gezogen, so wäre man nie zu einem so absprechenden Urtheil über Heine's politische Thätigkeit gelangt, am allerwenigsten in einer Zeit wie die unsere, die so Vieles, was der Dichter mit einem fast prophetischen Seherblick und mit einem wahrhaft merkwürdigen politischen Scharfsinn Jahrzehnte vorher ausgesprochen und verheißen, in so glänzender Weise zur Erfüllung gebracht hat. Während er aber in seiner subjektiven Lebensauffassung sich wenig um die Farbe des Lappens kümmerte, der am Mast seines Fahrzeuges hing, wirkte diese Flagge auf seine Feinde etwa wie der Anblick eines rothen Tuchs auf einen Stier. Von allen Seiten wurde er verketzert, verfolgt und angefeindet, und die Erklärung, mit der er seine Berichte in die Öffentlichkeit sandte, macht unter solchen Umständen den Eindruck voller Überzeugung.

Nichts berechtigt zu der Vermuthung, dass die dithyrambischen Ergüsse, mit denen jene Erklärung schließt, nicht der vollsten Überzeugung Heine's entströmten. In den Reihen der conservativen Partei und in den Spalten der officiösen Blätter, nicht zum Mindesten in den Kabineten der deutschen Regierungen erstand aber nun Heine eine förmliche Phalanx von Gegnern und Feinden, die ihn offen und versteckt auf jede mögliche Weise angriffen. Den Hauptangriff gegen Heine führte der allmächtige Metternich aus, derselbe Metternich, der sich in den „melancholischen süßen Gewässern" der Lyrik Heine's wie in einem Quell der Verjüngung badete und der nichtsdestoweniger durch seinen getreuen Schildknappen Gentz den Baron Cotta auf den schädlichen Einfluss der Correspondenzen Heine's aufmerksam machen ließ.

Cotta verstand natürlich diesen deutlichen Wink der österreichischen Staatskanzlei sehr gut, und Heine's Thätigkeit in der zuerst eingeschlagenen Richtung fand alsbald ihr Ende. Es war damals eine sehr traurige Zeit für Deutschland, in der selbst die schüchterne Opposition der Ständekammern und der zaghafte Liberalismus des Rotteck-Welcker'schen „Staatslexikons" verstummen mussten, geschweige denn die Idee einer deutschen Republik, wie sie in manchen Demagogenköpfen damals spukte und namentlich im Süden Deutschlands ihr Unwesen trieb. Die kühnste Demonstration dieser Partei, das berühmte Hambacher Fest, hatte ein klägliches Ende genommen, und der Bundestag hatte wenige Wochen darauf durch seine Beschlüsse vom 28. Juni und 5. Juli „zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe" die eisernen Fäden der Reaktion zu einem mächtigen Netz über ganz Deutschland zusammengezogen. Wenn nun Heine den Machthabern in Deutschland zurief: „Den Doktor Wirth und den Sieben-

pfeiffer und Herrn Scharmpf und Georg Fein aus Braunschweig und Grosse, und Schüler und Savoye, man kann sie festsetzen und man wird sie festsetzen, aber ihre Gedanken bleiben frei und schweben frei wie Vögel in den Lüften," so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn diese, ohne sein Credo abzuwarten, daß er „nicht sobald an eine deutsche Revolution und noch viel weniger an eine deutsche Republik glaube," ihn ohne Weiteres auf den Index der gefährlichsten Demagogen setzten und wenn Metternich ihn durch Gentz für einen „verruchten Abenteurer" erklären ließ.

Heine, durch alle diese Angriffe in empfindlichster Weise verletzt und gereizt, unternahm es nun, seine politischen Berichte für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" in einem Buche unter dem Titel „Französische Zustände" zu sammeln und alsbald herauszugeben. Dazu schrieb er, um seinen Standpunkt den Verdächtigungen gegenüber, die von conservativer wie von demokratischer Seite gegen ihn ausgestreut wurden, klar zu legen, eine geharnischte Vorrede, deren Kühnheit und Schärfe, trotz der gegentheiligen Versicherung, die damaligen Machthaber in Deutschland ganz besonders reizen und beleidigen mußte. Er war sich klar, daß diese Vorrede, „das leidenschaftliche Produkt seines Unmuths über die bundestäglichen Beschlüsse," ihm vielleicht auf immer die Rückkehr nach Deutschland versperren würde, trotzdem schrieb er sie, einem innersten Drang seines Herzens folgend.

Diese Vorrede wurde nun von der deutschen Censur entsetzlich verstümmelt; an vielen Stellen war sie geradezu in ihr Gegentheil verkehrt worden. Heine legte gegen diese Unterdrückung Protest in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" ein und verlangte nun von Campe, daß er die Vorrede an einem andern Orte und unter einer anderen Form nochmals als Broschüre drucken lasse. Leider ist das Benehmen Heine's in dieser Angelegenheit durchaus nicht tadelfrei. Die Briefe an Campe aus jener Zeit zeigen ein beständiges Hin- und Herschwanken, eine ewige Zaghaftigkeit und Besorgnis, die schlecht zu der Attitüde eines Märtyrers für die Freiheit paßt. Kaum hat Campe eingewilligt, und die Broschüre wandert in die Pierer'sche Druckerei nach Altenburg, da erfaßt Heine eine namenlose Angst vor den Folgen und er befiehlt eiligst, die ganze Auflage zu vernichten. Dies geschah auch, und nur wenige Abzüge blieben übrig, von denen der eine zu Campe, der andere nach Paris wanderte, wo bald darauf — — im Juli 1833 — die Vorrede trotz alledem und alledem in unverkürzter Form erschien.

XI.

Wenn Heine selbst als seine Lebensaufgabe: die Vermittlung und Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich bezeichnete, so wird man auch bei kühlster und objektivster Betrachtung zuge-

stehen müssen, daß er an dieser großen Aufgabe fast vom ersten Tage seines Pariser Aufenthalts an bis in seine letzten Lebensjahre unermüdlich gearbeitet hat. Er suchte dieses Ziel von allen Seiten zu fassen, zu beleuchten, und ließ keinen der Wege unbetreten, die zur Erreichung desselben führen konnten. Er begann damit, das Vorurtheil gegen Frankreich in Deutschland zu entkräften; freilich war dieses Bestreben nur von geringem Erfolg gekrönt.

Zu groß und zu tief war damals die Kluft zwischen Deutschland und Frankreich auch auf geistigem Gebiete, um durch die Vermittelung eines Schriftstellers, und wäre dieser selbst der größte Genius einer der beiden Nationen, überbrückt zu werden. Es ist leicht erklärlich, daß eine solche internationale Vermittlerrolle ebenso schwer als undankbar sein mußte, undankbar schon darum, weil man ihr natürlich vorwiegend egoistische Motive unterzuschieben geneigt war. Und doch war der Egoismus nicht die Triebfeder im Leben Heine's! Wäre er in Wahrheit so egoistisch gewesen, wie ihn seine Gegner von damals und heute zu beurtheilen geneigt sind, er hätte bei seiner Klugheit und Klarheit eine andere Stellung im Leben erringen können. Noch nach dem Erscheinen der „französischen Zustände", nachdem der deutsche Bundestag jenen berüchtigten Beschluß gefaßt hatte, daß kein im Ausland in deutscher Sprache erschienenes, weniger als zwanzig Bogen starkes Buch, politischen Inhalts, in einem deutschen Bundesstaate, ohne vorherige Erlaubnis der Regierung gedruckt und verkauft werden dürfe, nach all' dem hätte Heine noch nach Deutschland zurückkehren können, wäre es seine Absicht gewesen, sich aus den Stürmen der Tagespolitik auf jenes stille, sehnsüchtig erträumte Eiland der Poesie zu retten, das doch seine eigentliche Heimat war.

Er that es nicht. Er blieb vielmehr in Paris und suchte, von allen Seiten gehemmt, verfolgt und befehdet, seine Aufgabe von einer anderen Seite zu fassen: er wollte Frankreich deutschen Geist, deutsche Philosophie und Literatur erklärlich und verständlich machen! Wenn Karl Gutzkow behauptet, Heine habe in der That daran gedacht, sich neben Voltaire und Rabelais zu stellen, er habe auf französische Lorbeeren spekuliert, auf einen Ruhm, der, wenn man ihn einmal hat, nicht täglich wieder angetastet wird, wie in Deutschland, ja sogar auf die Akademie und das Pantheon, so ist dies ebenso unmotiviert als gehässig. Wenn er nur langsam eine Stellung in Frankreich gewann und sich schließlich doch auf Deutschland angewiesen sah, so lag dies in der Natur der Verhältnisse und vor allem in seiner eigenen Natur. Er fühlte es tief, daß ihm für sein poetisches Schaffen der heimatliche Boden fehlte. Und wenn wir unter den aus seinem Nachlasse herausgegebenen „Gedanken und Einfällen" den Satz finden: „Mein Geist fühlt sich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt," so werden wir dieses Bekenntnis aus dem tiefsten Innern

heraus für eine ehrliche literarische Beichte halten, deren Wahrheit Heine's ganzes Leben in Frankreich bestätigt. Es war kein Glück für den Dichter, daß er nach Paris kam, noch weniger, daß er dort blieb bis an sein Lebensende. Er hatte Frankreich viel gegeben, dafür aber bei Lebzeiten wenig von Paris empfangen. Der Zauber, den das Seine-Babel auf alle Fremden ausübt, wirkte auch verderblich auf seinen Charakter wie auf sein Schaffen.

Einzig und allein von diesem Gesichtspunkte aus muß das ganze fernere Leben Heine's beurtheilt werden.

Der Grundton seines Schaffens bleibt stets das Heimweh und die Sehnsucht nach Deutschland. Dieser Grundton durchzieht alles, was Heine schrieb und sprach, so lange er in Frankreich lebte, seine Correspondenzen und Aufsätze, seine Briefe und Gedichte; er klingt bald leise und wehmüthig, bald laut und stolz an und folgt fast stets der schneidendsten Ironie auf dem Fuße.

Wenn die Feinde des Dichters diese Ironie für Haß gegen Deutschland ausgaben und seinen Patriotismus verdächtigten, so geschah dieses in böswilliger Absicht; wenn man aber gegen Heine heute noch mit denselben Anklagen auftritt, so geschieht dies aus erbärmlicher Kurzsichtigkeit.

Die Controverse über Heine's politische Gesinnungen war damals an der Tagesordnung in Deutschland. Aus dem Wirrwar der deutschen Verhältnisse im Allgemeinen, sowie der literarischen Angriffe im Besonderen, die sich damals gegen Heine in bedenklicher Weise mehrten, trat für ihn nur die eine Thatsache klar heraus, daß es ihm vorläufig unmöglich sei, nach Deutschland zurückzukehren und daß er seinen Einfluß auf das deutsche Volk verloren habe. Dazu kamen zahlreiche Censurplackereien und Bücherverbote — und dies war der Moment, in welchem Heine den Versuch machte, sich in Frankreich ein Publikum zu schaffen.

Der Dichter und sein Publikum in Deutschland befanden sich gegen einander in gründlicher Verstimmung. Die alte Neigung für den Sänger des „Buches der Lieder" war geschwunden, und als Heine auch seine Correspondenzen für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" einstellen mußte, hatte er fast gar keine Berührungspunkte mehr mit dem geistigen Leben Deutschlands. Und auch keine Rücksichten gegen dasselbe.

Ist es nun ein Wunder, wenn Heine zu jener Zeit die Brücke, die ihn noch mit dem Vaterland verband, gänzlich abbrach und sich dem Franzosenthum vollständig in die Arme warf? Damals entstanden die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" und jene Lieder, welche den ersten Band des „Salon"*) vervollständigten, der im Dezember 1833 zur Ausgabe gelangte und von den

*) Bei der Ordnung der Gesammt-Ausgabe verschwand der Sammeltitel „Salon". Die Bestandtheile wurden den jetzigen Rubriken „Über Deutschland" 2c. eingeordnet.

meisten deutschen Regierungen sofort verboten wurde. Man muss sich immer und immer wieder diese Zeitperiode und die Lage Heine's vergegenwärtigen, um nicht zu einem lieblosen und ungerechten Urtheil über diese Schöpfungen zu gelangen.

Mochte es immerhin wahr sein, was er in der Vorrede zu diesem Buche sagte: Es sei nicht eitel Lust seines Herzens gewesen, dass er alles verließ, was ihm Theures im Vaterland blühte und lächelte, dass er ging, weil er musste und dass er das Prophetenamt mit Überzeugung übernommen; ja, mochte man ihm sogar glauben, dass er nun dieses Prophetenamts müde, für sich selber leben und „schöne Gedichte schreiben, Komödien und Novellen, zärtliche und heitere Gedankenspiele“ und sich wieder ruhig zurückschleichen wolle in das Land der Poesie, wo er als Knabe so glücklich gelebt — das Eine konnte ihm Niemand glauben, dass dieses Wort und jenes Lied, das er nun anstimmte, „aus einer großen gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die, wo nicht besser, doch wenigstens ebenso respectabel ist, wie jene triste, modrige Aschermittwochsidee, die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartüffen bevölkerte.“ Nein, diese höhnisch frivolen Lieder entsprangen keinem frühlingsfreudigen Dichterherzen, über ihnen brütet vielmehr der schwüle Nachsommer dumpfer Sinnlichkeit! Und als ob Heine es geahnt hätte, dass man dem Evangelium dieser gottfreudigen Frühlingsidee keinen rechten Glauben schenken werde, gesteht er selbst gleich darauf, gewissermaßen wie zur Entschuldigung für sein Beginnen, mit Offenherzigkeit ein: „Wogegen ich einst mit leichten Waffen frondierte, wird jetzt ein offener, ernster Krieg geführt — ich stehe sogar nicht mehr in den ersten Reihen.“

Gerade aber weil er nicht mehr in den ersten Reihen stand, suchte er auf eine andere Weise zu Geltung und Bedeutung zu kommen, und sich fern von der Heimath eine schriftstellerische Position zu erringen. Wehmüthig klingt immerhin das Geständnis, dass der Dichter seines Sprecheramts müde geworden sei, wehmüthiger aber musste es aber jeden Freund seiner Muse stimmen, wenn er den Dichter Abschied nehmen sah, von allen seinen Idealen und Hoffnungen und Träumen und wenn er beobachten musste, wie Heine einen neuen und abschüssigen Pfad einschlug. Aber bei Heine lagen die Extreme stets unmittelbar neben einander. In demselben Moment, in dem er Deutschland aufgeben wollte, erwachte die Liebe zum Vaterlande mit erneuter Kraft in seinem Herzen. „Es ist eine eigene Sache,“ sagte er damals, „mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann sein Vaterland lieben und achtzig Jahr dabei alt werden und es nie gewusst haben; aber man muss dann auch zu Hause geblieben sein.“

Ein politisches Martyrium war freilich Heine's Sache nicht; dazu fehlte ihm vor allem die Festigkeit und Energie des Charak-

ters und daran hinderte ihn vor allem seine überwiegend skeptische Natur. Er konnte nicht in Reih und Glied stehen, weil er beständig zwischen Extremen hin und her schwankte und weil ihm damals schon der Glaube fehlte, der Glaube an ein religiöses oder politisches Dogma, an die Menschheit und zumeist auch an sich selbst. „Genialität und Tugend", sagte er einmal von sich mit richtiger Selbsterkenntnis, „leben in beständigem Hader und kehren sich manchmal verdrießlich den Rücken."

Bei einer solchen Lebensanschauung konnten ihm jene starren Republikaner, deren einziges Verdienst ihre Tugend war und die sich wohl auch mit derselben brüsteten, nur wenig imponieren. Es ist erklärlich, daſs er deſshalb die Kreise der deutschen Emigranten, die er in der ersten Zeit seines Pariser Aufenthalts hier und da besuchte, fortan mied — abgesehen davon, daſs aus diesen Kreisen zu häufig Ansprüche an seine Kasse gestellt wurden, die er nicht mehr erfüllen mochte — und ebenso erklärlich, daſs diese in Gesprächen, Briefen und Aufsätzen aus Paris den Dichter nicht eben freundlich behandelten und seine liberalen Gesinnungen in Frage stellten.

So von allen Seiten verkannt und zurückgewiesen, angefeindet und verdächtigt, hatte Heine keinen anderen Ausweg, als den, sich in Frankreich ein Publikum und eine Stellung zu erwerben. Das reiche politische und literarische Leben, das sich damals in Paris entwickelte, übte zudem einen großen Reiz auf den Dichter aus und fesselte ihn mächtig. Es ist merkwürdig, daſs bei Heine schon damals das politische Interesse hinter dem sozialen zurücktrat und daſs dieses letztere ihn unaufhörlich beschäftigte. Sein Scharfblick sah und erkannte das drohende Gespenst ja schon lange bevor es auf die Weltbühne trat, und seiner Phantasie wie seinem Herzen eröffneten alle Versuche zur Lösung der großen Suppenfrage der Menschheit eine weite und glänzende Perspective. Was Wunder, daſs Heine sich deſshalb mit allem Eifer und glühender Begeisterung vor allem einer Bewegung anschloſs, die sich kein geringeres Ziel steckte, als das Weltelend aufzuheben — dem St. Simonismus!

Claude Henri de St. Simon war der Begründer dieser neuen Sekte; er kam aus der Schule des Philosophen d'Alembert und vereinigte mit den philosophischen Doctrinen des achtzehnten Jahrhunderts die sozialen Reformen des neunzehnten Jahrhunderts. Er hielt die Aufgabe für lösbar, das Entwicklungsgesetz der Menschheit nach bestimmten Normen festzustellen und auf Grund dieser eine Reform der europäischen Gesellschaft anzubahnen. Wenn das Christenthum es als seine Hauptaufgabe betrachtete, den Einzelnen moralisch zu retten, wenn das achtzehnte Jahrhundert und die große Revolution ihr Ziel darin suchten, das Individuum politisch zu befreien, so ging das Streben des Grafen St. Simon dahin, eine neue Lehre zu begründen, die die Gesammtheit aus den Fesseln des alten Glaubens und aus den Banden einer verrotteten Welt-

anschauung vollständig befreien und durch neue Lebensformen verjüngen sollte. In den „Lettres d'un habitant de Genève à ses contemporains“ (Genf 1803) trat er zuerst mit diesen originellen Ideen auf, durch eine neue Wissenschaft, die in der zukünftigen Gesellschaftsorganisation die Stelle des Glaubens vertreten sollte und die er den Physicismus nannte, alte Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft zu regeln. Diesen Grundgedanken entlehnte später sein Schüler August Comte, nur dass er diese Wissenschaft Positivismus nannte. Die Fundamentallehren St. Simon's und Comte's bilden den Untergrund des nationalökonomischen Systems, das in neuerer Zeit John Stuart Mill in so klarer Weise ausgeführt hat.

Den Bestrebungen und Ideen des Meisters fehlte allerdings diese Klarheit und der strenge, nüchterne Geist, der seine Schüler auszeichnete; dafür sind sie aber ausgezeichnet durch eine Fülle neuer und weltbewegender Ideen und durch eine leidenschaftliche Begeisterung für dieselben. Kein Wunder, dass deßhalb die neue Lehre viele Schüler anzog und eine große Überlegenheit über alle anderen sozialen Reformversuche jener Zeit erlangte. Die Lehre St. Simons: „Ich schreibe für die Industriellen gegen die Höflinge und Adligen, d. h. ich schreibe für die Bienen gegen die Hummeln“, fiel wie ein Blitzstrahl in die junge Generation, deren Begeisterung durch das letzte Werk des Meisters „Nouveau christianisme“ womöglich noch gesteigert wurde. St. Simon begnügte sich nicht mit der neuen „Einrichtung von Wissenschaft und Gewerbe“, er wollte auch eine neue Religion gründen. Das Christenthum, dessen göttliche Stiftung anzuerkennen sei, habe sich ausgelebt, und auf seinen Trümmern müsse die neue Religion der Humanität und der Menschenliebe begründet werden. Allerdings hatte das alte Christenthum gleichfalls die Nächstenliebe gelehrt, aber es sei im Laufe der Jahrhunderte entstellt und verändert worden; sowohl durch das Papstthum wie durch den Protestantismus. Die neue Religion soll ein geeinigtes Christenthum darstellen, dessen positive Grundlage jenes Gebot der Menschenliebe bilden musste, welches das Prinzip der Gleichheit im sozialen Leben enthalte. Am 19. Mai 1825 starb St. Simon zu Paris; „die Religion kann nicht von der Erde verschwinden“, rief er noch vor seinem Tode seinem treuesten Apostel zu. „Sie verändert sich nur. Vergesst es nicht, Rodrigues, und erinnert Euch, dass zur Verrichtung großer Dinge die Leidenschaft nothwendig ist.“

Wie die alten Apostel begannen nun auch die Jünger des neuen Christenthums predigend zu reisen. Barthélemy Prosper Enfantin und Saint-Amand Bazard wurden nun die Führer der neuen Lehre und die „Exposition de la doctrine de Saint Simon“ bildete das Evangelium für die Anhänger dieses Glaubens.

Enfantin selbst gehörte einer Finanzfamilie an und war vorher als Commis in einem Bankgeschäft angestellt gewesen. Er

vereinigte praktischen Sinn und eine große Leidenschaft in seltener Harmonie. Eine ganz besondere Anziehungskraft übte er auf Jünglinge und Frauen aus. Schaarenweise strömte die Menge nach der rue Taranne, wo ein Kollegium der neuen Schule errichtet worden war, in dem Enfantin und Bazard ihre zündenden Vorträge hielten. Einen noch größeren Aufschwung nahm die Schule nach der Julirevolution, deren Erfolge der schlaue Apostel natürlich für sich ausbeutete; inmitten der politischen Stürme hatte Enfantin ein Manifest erlassen, in welchem er die Abschaffung des Erbrechts und die Befreiung des Weibes verlangte; der Saal in der rue Taranne wurde bald zu eng, es wurden also drei andere Hörsäle eröffnet und eine förmliche Hierarchie eingerichtet. Enfantin und Bazard waren die Hohenpriester, die den „obersten Vater" in zwei Personen darstellten; neben ihnen stand „das Kollegium der Väter" oder Apostel, denen sich die Schüler ersten, zweiten und dritten Grades, sowie die Novizen, „Besucher" genannt, anschlossen. Bald darauf jedoch wurde die Verfassung geändert: Aus der Lehre wurde eine Religion, aus der Schule eine Familie, in der die Idee der Gütergemeinschaft in Theorie und Praxis ausgeführt wurde. Ein gemeinsamer Haushalt fand statt; eine große Anzahl von Werkstätten wurde allmählig errichtet, in denen sich gegen viertausend Arbeiter einfanden. In fünf St. Simonistischen Schulen wurde die Erziehung nach Neigung und Talent geleitet. Mitte des Jahres zählte die neue Religion über 40,000 Gläubige.

Die beiden Hauptdogmen der „Familie" waren damals die Abschaffung des Erbrechts und die Emancipation der Frau. Später trat dann noch als dritter Glaubenssatz das Dogma von der Wiederherstellung des Fleisches hinzu, welches dann freilich die ganze Kirche sofort ihrer raschen Auflösung entgegenführte.

Die Gleichheit, welche das Christenthum lehre, so verkündigte Enfantin, müsse nicht erst im Himmel, sondern schon hier auf Erden ausgeführt werden; daß die Erde aber nicht unter der Herrschaft des Bösen bleibe, sondern unter die des Guten komme, das könne nur durch Rehabilitation des Fleisches erreicht werden. Das Christenthum hatte das Fleisch verdammt und sich dadurch der Welt entfremdet, in der deßhalb das Böse zur Herrschaft gekommen sei. In prophetischen Visionen, in phantastischen Predigten, in begeisterten Aufsätzen wurde dieses verhängnisvolle Dogma gelehrt; „man würde Männer und Frauen sehen," verkündete ein kühner Apostel, „die in einer ungenannten Liebe geeint wären, in einer Liebe, die weder Erkaltung noch Eifersucht kenne; Männer und Frauen, die sich Mehreren hingäben, ohne je aufzuhören einander anzugehören, und deren Liebe im Gegentheil wie ein göttliches Gastmahl wäre, das an Pracht zunähme, je größer die Zahl und die Auswahl der Gäste." Als aber diese Lehre thatsächlich zur Ausführung gebracht werden sollte, zumal als des

„Vaters" Bazard eigene Frau mit ins Spiel kam, da entstanden heftige Debatten und Zwistigkeiten, die endlich eine offene Spaltung und das Einschreiten der Staatsbehörde zur Folge hatten. Die Gläubigen wurden aus ihrer Kirche vertrieben, weil sie öffentlichen Anstoß gaben, ihre Papiere mit Beschlag belegt und die „Väter" ins Verhör genommen.

Am 27. August 1832 erschienen die in phantastischer Ordenstracht gekleideten „Brüder in Saint Simon" in feierlichem Aufzuge vor den Assisen. Trotz ihrer emphatischen Vertheidigung wurden die drei Häupter Enfantin, Chevalier und Duveyrier zu einem Jahr Gefängnis, Barrault und Rodrigues zu 50 Francs Geldstrafe verurtheilt und die Familie mußte sich auflösen.

Der St. Simonismus selbst hatte die gerichtliche Verurtheilung nicht überlebt, aber das Grundprinzip der sozialen Frage war nun einmal aufgeworfen.

Schon aus dieser flüchtigen Darstellung der Geschichte des St. Simonismus und seiner Lehren werden die Beziehungen und Interessen Heine's zu dieser Bewegung sich von selbst erkennen lassen. So lange der St. Simonismus eine Schule war, nahm Heine den regsten Antheil an seiner Entwicklung; erst als er sich zu einer Sekte herausbildete, trennten sich seine Wege von denen der „Väter", die meist auch seine Freunde waren. Vor Allem war es der Grundgedanke Saint Simons, der Aufbau einer neuen pantheistischen Humanitätsreligion an Stelle des abgelebten Christenthums, der Heine's innigste Sympathie fand und dem er in seinen Schriften wiederholt, fast in demselben Gedankengang, begeisterten und beredten Ausdruck gab. Der politische Theil, die Lehre vom Eigenthum, schien ihm verbesserungsbedürftig, wie er in einem Schreiben an Varnhagen unumwunden erklärte. Ihn interessierten vor Allem die religiösen Ideen der Schule, „die nur ausgesprochen zu werden brauchten, um früh oder spät ins Leben zu treten." Selbst als der St. Simonismus bereits öffentlich verurtheilt war, bekundete Heine mit wahrem Freimuth seine Sympathien für denselben, insbesondere für Prosper Enfantin, den er für „den bedeutendsten Geist der Gegenwart" hielt.

Liest man die Angriffe, welche Heine gegen das Christenthum erhebt, so wird man in ihnen ein getreues Echo der Lehren Saint Simon's und Enfantin's erkennen; nur daß den Dichter seine Abneigung gegen die christliche Weltanschauung viel weiter trieb. Man darf aber, wenn man die Stellung Heine's zum Christenthum mit Recht verurtheilt, den mildernden Umstand nicht übersehen, daß die Anschauungen und Lehren, denen sein Haß entsprang, damals auf der Straße gepredigt wurden und in der Luft der Zeit lagen.

Es ist ja überaus interessant zu beobachten, welche merkwürdige Wanderung diese Ideen zurückgelegt haben. Den pantheistischen Gottesbegriff Spinoza's hatte sich d'Alembert zuerst

angeeignet; von diesem empfing ihn St. Simon und vererbte ihn auf seine Schule mehr in praktischer Richtung, indess er sich in Deutschland bei Goethe, Schelling und ihren Nachfolgern in rein theoretischer und ästhetischer Richtung fortentwickelte. Mitten zwischen diesen beiden Richtungen, „an der intellectuellen Grenze zweier Nationen" stand Heine und suchte beide Gedankenströme zu vereinigen. So wurde er der große Vermittler von Ideen und Gedanken, die zwei mächtige geistig und sozial arbeitende Nationen ihm darboten. Er erklärte den Deutschen die Lehre des St. Simonismus und verrieth ihnen das große Geheimnis der sozialen Frage; den Franzosen verkündigte er die Botschaft des deutschen Geistes, der deutschen Poesie und das nicht minder wichtige Geheimnis der deutschen Philosophie.

Hauptsächlich auf Anregung Enfantin's und Chevalier's schrieb Heine seine Aufsätze über die Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland und deßhalb widmete er auch die erste Auflage seines Buches „De l'Allemagne" dem Vater Enfantin.

Man muss bedenken, dass die Sache, der sich Heine mit solcher Begeisterung anschloss, damals bereits ein wenig der Lächerlichkeit preisgegeben war, um sowohl den Muth Heine's zu würdigen, als die Begeisterung, mit der die Häupter der Kirche den neuen Bundesgenossen begrüßten. In einem ebenso phantastischen als schwülstigen und sehr ausführlichen Schreiben, das aber für die Beziehungen Heine's zum St. Simonismus sehr charakteristisch ist, sprach Enfantin seinen begeisterten Dank für Heine's Widmung aus.

Indess brachte dieser umfangreiche Brief gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor; er weckte Heine's Spottlust und machte ihm die Bundesgenossenschaft mit den St. Simonisten, deren schwülstige Theorien zu ihrer späteren praktischen Lebensführung gar nicht passten, unmöglich. Die ferneren Auflagen seines Buches „De l'Allemagne" enthalten nicht mehr die Widmung an Prosper Enfantin, sondern eine neue Vorrede, in der Heine der Thatsache Ausdruck giebt, dass sich die Dinge inzwischen wesentlich verändert hätten. Die Märtyrer von ehedem würden jetzt weder verhöhnt noch verfolgt; sie trügen auch nicht mehr das Kreuz, höchstens etwa das Kreuz der Ehrenlegion, sie durchliefen nicht mehr barfuß die Wüsten Arabiens wie einst Enfantin, um dort das freie Weib zu suchen — sie hätten sich vielmehr bei ihrer Rückkehr aus dem Orient gutbürgerlich verheiratet, und seien Bankgründer oder Eisenbahndirektoren geworden.

Im Hinblick auf die Endziele der Apostel des neuen Christenthums war der Spott Heine's vollauf berechtigt. Als Heine einige Jahre später dem berühmten Musiker Franz Liszt, mit dem ihn eine innige Freundschaft verknüpfte, in einer seltsamen Anwandlung Vorwürfe wegen eines „schlechtsitzenden Charakters" machte, da erinnerte ihn dieser in einem sehr interessanten Schrei-

ben an seine eigenen Wandlungen und Wanderungen mit den St. Simonisten. Es ist wichtig, zu konstatieren, dass auch Liszt in diesem Schreiben die „ernste Intention“ Heine's anerkennt und würdigt, einer Überzeugung, die „alle reizenden Scherze durchdringt“ und ihn gegen seinen Willen zu einer ernsten Antwort veranlasst, und dass er Heine freudig von Denjenigen ausschließt, „welche in ihrem Egoismus „gut sitzen“, welche die Augen ihres Herzens und Verstandes schließen und nur ihrem Gaumen und Magen zu leben scheinen“.

Liszt beurtheilte also damals schon Heine's Intentionen und Überzeugungen richtiger, als seine deutschen Kollegen, die ihm den Vorwurf der Spekulation auf die Lorbeeren Voltaires machten. Als Alexander Dumas (Vater) hörte, dass Heine in Deutschland nicht gebührend gewürdigt werde, rief er aus: „Wenn Deutschland von Heine nichts wissen will, so adoptieren wir ihn gern als den Unsern; aber Heine liebt Deutschland leider mehr, als dasselbe es verdient.“ Und so war es auch. Er vertheidigte den Franzosen gegenüber Deutschland stets auf das Lebhafteste und Wärmste und seine Betheiligung an der französischen Literatur entsprang zunächst aus dem Wunsche, der Vermittler deutschen Geistes in Frankreich zu werden. Den ersten Anlass hierzu bot ihm der Antrag eines französischen Schriftstellers, Loeve-Weimars, einen Theil der „Reisebilder“ in französischer Übersetzung zu publicieren. Heine erklärte sich um so freudiger dazu bereit, als dieser Antrag ja mit seinen eigenen Wünschen zusammentraf und da der Moment für ein solches Unternehmen damals besonders günstig schien. Stand ja doch zu jener Zeit die neufranzösische Romantik in ihrer vollsten Blüthe und ihre philosophische wie dichterische Entwickelung hatte etwas von dem Sturm und Drang an sich, der auch in der jungen Generation deutscher Schriftsteller wogte. Mit der deutschen Romantik hatte die neufranzösische aber nur eine geringe Ähnlichkeit, insofern sie gleichfalls eine Revolution gegen den Classicismus des vorigen Jahrhunderts bedeutete.

Und in diesem günstigen Lichte sah wohl auch Heine jene literarische Bewegung an, deren Grundideen und Ziele soviel Gemeinsames mit seinen eigenen Ideen und Tendenzen hatte. Der revolutionäre Trieb, der den Krieg gegen das Christenthum aufnehmen, der alles Überkommene in Moral und Sitte vernichten und alle poetischen Traditionen zerstören wollte, musste Heine besonders sympathisch sein. Und nicht minder sympathisch musste ihm der positive Theil des Programms der neuen Schule sein, der eine neue Religion der Kunst und der Freiheit verhieß. Dazu kam noch, dass die ganze geistige Strömung jener Epoche mittelbar von Deutschland ausging und sich an verwandte Bestrebungen in Deutschland anlehnte. „Hundert fleißige Hände waren damals bemüht, Fenster in die Außenwände zu brechen, welche den Fran-

zosen seit zwei Jahrhunderten alles poetische Leben des Auslandes verbargen.“ Durch all diese Öffnungen drangen natürlich auch Übersetzungen und Bearbeitungen deutscher dichterischer und philosophischer Werke ein. Durch Madame de Staël und Benjamin Constant wurde die Verbindung mit Deutschland angebahnt und die Generation von 1830 begann vor den nordischen Barbaren einigen Respect zu erhalten. Fast mit allen Männern jener neuen Schule kam Heine in persönliche und literarische Beziehungen. Zu ihnen gehörten Victor Hugo, Alfred de Vigny, A. Barbier, A. Dumas, Sainte-Beuve, Prosper Merimée, Balzac, George Sand, Eugen Sue, J. Janin, Michelet, Mignet, Thiers, Quinet, Berlioz, Halevy, Adam, Robert, de la Roche u. A. Und dazu waren auch die etwas älteren Alfred de Musset, Emil Girardin, Louis Blanc, J. Sandeau, Theophil Gautier, Gerhard de Nerval, Alphonse Karr u. A. zu rechnen, welche an jener mächtigen Bewegung Theil nahmen, der sich auch Heine mit voller Begeisterung anschloß, so weit sie seinen eigenen Idealen und Anschauungen entsprach.

Es mußte daher für ihn von besonderem Werthe sein, seine Werke jener stürmenden Generation vorführen zu können. Und in der That erregte der deutsche Poet mit seiner „Harzreise‘, dem Buch „Le Grand“ und den „Bädern von Lucca“ großes Aufsehen, als diese Schriften in einer guten französischen Übersetzung, freilich nur auszugsweise, in der „Revue de deux mondes“ erschienen.

Noch größere Bedeutung gewann Heine, als im April 1833 der Verleger der ganzen neu-französischen Romantik, Eugene Renduel, eine Übersetzung seines Buches „Französische Zustände“ herausgab. Man fing nun an, auch in weiteren Kreisen dem deutschen Dichter Beachtung zu schenken, man beurtheilte und bekämpfte seine Ansichten und stellte ihn neben die beiden deutschen Dichter, die im jungen Frankreich am bekanntesten waren — neben Goethe und E. T. A. Hoffmann.

Natürlich beeilten sich die großen Journale und Zeitschriften, einen so originellen Schriftsteller als Mitarbeiter zu gewinnen, und der Herausgeber eines großen neuzubegründenden Blattes, der „Europe littéraire“ wußte durch bedeutende Honoraranerbietungen ihn an sein Unternehmen zu fesseln. Er veranlaßte Heine, eine Reihe von zusammenhängenden Essays über die neuere deutsche Literatur für jenes Blatt zu schreiben und Heine kam dieser Aufforderung um so bereitwilliger nach, als sich ihm dadurch willkommene Gelegenheit bot, sein „Programm der neuen Literatur“ aufzustellen und die literarische Vermittlung zwischen Deutschland und Frankreich anzubahnen. Selbstverständlich gab er diese Aufsätze zugleich auch in deutscher Sprache heraus, da sie ja für Deutschland nicht weniger als für Frankreich berechnet waren.

Der Erfolg, den diese Aufklärungen über die deutsche Literatur in allen gebildeten Kreisen von Paris hatten, veranlaßte Heine

schon im nächsten Jahre wiederum eine Reihe von Aufsätzen über die Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland für die „Revue de deux mondes“ zu schreiben, die noch ein ungleich größeres Aufsehen als jene erste Artikelserie erregten. Zu gleicher Zeit erschien bei Eugene Renduel eine vollständige französische Übersetzung der „Reisebilder“. Die maßgebende französische Kritik beurtheilte die neue und originelle Erscheinung in eingehender und vorurtheilsloser Weise; daſs sie Heine „den witzigsten Franzosen seit Voltaire“ nannte, war ebenso begreiflich wie verzeihlich. Aber man kann wohl sagen, daſs der Name des deutschen Dichters seit jenen Veröffentlichungen, die Heine im Jahre 1835 unter dem Titel „De l'Allemagne“ herausgab, genannt wurde, wenn man die Besten der jungen Generation poetischer Stürmer nannte. Der „Dichter des Mondes und der Tanne“ erregte in den Salons der jungen französischen Literatur gerechtes Aufsehen und wurde dort als Poet wie als Philosoph in begeisterten Dithyramben gefeiert.

Mit einer seltenen Einstimmigkeit haben dagegen fast alle deutschen Beurtheiler und Kritiker dieser Schriften Heine's über die Geschichte der Religion, der Philosophie und schönen Literatur in Deutschland den Mangel gründlicher Kenntnisse und aller wissenschaftlichen Vorbedingungen hervorgehoben und dem Dichter im günstigsten Falle zugegeben, daſs er „mit einem wunderbaren Instinct“ da das Richtige treffe, „wo die bloße Gelehrsamkeit fehlgegangen wäre.“ Indeſs dürfte dies doch nicht so unbedingt zuzugeben sein. Heine hat, so berichten die glaubwürdigsten Freunde, viel mehr gelesen und studiert, als seine Kritiker annehmen möchten; namentlich in seinen Studienjahren widmete er sich zeitweise mit regem Eifer wissenschaftlichen Forschungen und seine große Begabung, sein rasches Erfassen der schwierigsten Materien ermöglichte ihm ein ungleich besseres und eindringlicheres Verständnis wissenschaftlicher Grundgedanken, als vielen seiner Studiengenossen. Man kann höchstens mit Berechtigung sagen, daſs er keine dieser Disciplinen vollständig beherrschte, trotzdem aber intuitiv über die bedeutsamsten Fragen philosophischer Erkenntnis schärfer und richtiger geurtheilt hat, als manche grundgelehrte Schulphilosophen. Die Zunftgelehrsamkeit warf ihm allerdings vor, daſs seine Unkenntnis in diesen Fragen „ebenso auffallend als beleidigend sei, da er mit ebenso großer Bonhommie und Zuversicht sein Urtheil über das abgiebt, was er nicht weiß, als über das, was er weiß.“

Eine Geschichte der Philosophie zu schreiben, lag freilich nicht in Heine's Plan; er wäre dazu wohl auch nicht fähig gewesen. Was er beabsichtigte, war: den Franzosen, welche keine, oder doch wenigstens keine genaue Kenntnis von dem philosophischen Entwicklungsgang des deutschen Geistes hatten, diesen in einer Weise zu schildern, daſs sie dadurch ein intimeres Verständnis für das

geistige Leben Deutschlands erlangen sollten. Dazu war kein Anderer so berufen wie Heine.

Heine sieht in der ganzen philosophischen Entwicklung Deutschlands von Kant, bis auf die neue Zeit, einen fortdauernden Krieg gegen den Glauben. Das ist das Grundmotiv seiner Darstellung, die allerdings dadurch eine gewisse Einseitigkeit erhält. Es fehlt ihr das positive Element der deutschen Philosophie, und es ist die Absicht zu leicht erkennbar, vergangene Perioden zur Folie moderner Zeittendenzen zu machen.

Er beginnt damit, die Idee des Christenthums ausführlich zu besprechen, wie sie sich historisch gebildet, von den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt an, bis zur Reformation. Es war dies keine leichte Aufgabe. Galt es doch zunächst, die Ausdrücke einer Schulsprache zu vermeiden, die den Franzosen gänzlich unbekannt war. Und Heine gestand in der deutschen Ausgabe seines Buches mit seltenem Freimuth ein, dass er „weder die Subtilitäten der Theologie, noch die der Metaphysik so tief ergründet habe", als dass er im Stande wäre, dieselben nach den Bedürfnissen des französischen Publikums klar und kurz darzustellen. Aber er durfte den großen deutschen Philosophen gegenüber, die über den dürftigen Zuschnitt seines Buches vielleicht mitleidig lächelten, doch wohl in die Wagschale werfen, dass das Wenige, was er sagte, ganz klar und deutlich ausgedrückt war, „während ihre eigenen Werke zwar sehr gründlich, unermesslich gründlich, sehr tiefsinnig, stupend tiefsinnig, aber ebenso unverständlich sind."

Die Darstellung, welche nun Heine vom Christenthum giebt, ist eine fast vollständige Interpretation St. Simonistischer Ideen und Theorien. Den ganzen religiösen Entwicklungsprozess der Menschheit stellt er als einen Krieg zwischen Spiritualismus und Sensualismus dar.

Sehr bedeutend ist in dem Buche Heine's die Darstellung der Reformation und die Schilderung Luthers. Man muss bedenken, dass die Franzosen damals kaum noch ein Verständnis für die große Bedeutung dieses Weltereignisses hatten, um das Verdienst Heine's vollauf zu würdigen, der ihnen dasselbe in seiner ganzen Wichtigkeit erklärte.

Subjektiver gehalten ist die Darstellung Heine's von der großen philosophischen Revolution, die der religiösen Revolution folgte und die letzte Konsequenz des Protestantismus bildet. Die Lehren von Descartes, Cartesius, die große weltumfassende Bedeutung Spinoza's, die wechselvollen Schicksale der Leibnitz'schen Philosophie, die mystische Theosophie des Görlitzer Schusters Jakob Böhme, die Verdienste Christian Wolf's um die Einführung der deutschen Sprache in die Philosophie, der Rationalismus, Mendelsohn, Lessing und der kategorische Imperativ Kant's, waren nie vorher

glänzender und gemeinverständlicher dargestellt worden, in als dieser Schrift Heine's.

Auf durchaus sicheren Boden trat Heine, als er die Nachfolger des Königsberger Philosophen behandelte. Schon seine Darstellung der Philosophie Fichte's zeigt ein Abwenden von denjenigen Äußerlichkeiten, mit denen er seine Aufsätze zu schmücken glaubte, und ein tieferes Eingehen auf den Kern jener philosophischen Ideen. Die romantische Philosophie Schelling's führt Heine sehr richtig auf den Pantheismus Spinoza's zurück und mit der Darstellung der Lehre seines großen Meisters Hegel beschließt er seine Geschichte der philosophischen Revolution in Deutschland.

Man kann sich den Eindruck vergegenwärtigen, den eine solche Darstellung auf die Franzosen ausüben musste. Aber auch in Deutschland, wo man die Geschichte der philosophischen Bewegung doch genau kannte, fand das Buch reichen Anklang. Dieser rücksichtslose, leichtfertige, aber geistvolle und witzige Ton der Behandlung wissenschaftlicher Fragen war in Deutschland bisdahin etwas Unerhörtes, ein kühnes Wagnis, das nur das Gelingen rechtfertigte.

Mit ungleich größeren Prätensionen trat Heine's Buch „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland", das er später selbst „die romantische Schule" nannte, auf. Es sei nöthig, so sagte er, nach Goethe's Tode dem deutschen Publikum, eine literarische Abrechnung zu schicken. Diese und zugleich ein neues Programm der Zukunft, sollte seine Schrift sein. Er fühlte die Verpflichtung, mehr als jeder Andere, eine derartige Abrechnung zu geben. Hatte er doch seine eigene Bedeutung wiederholt selbst dahin präcisiert, dass seine Poesie den Auflösungsprozess der Romantik und zugleich den Beginn einer neuen Kunstperiode enthalte.

Die deutsche Ausgabe des Buches wurde von der Censur in geradezu empörender Weise verstümmelt; Heine protestierte dagegen in der Allgemeinen Zeitung und provocierte eine Erwiderung Campe's, der jene Verstümmelung für das glorreiche Werk einer Behörde erklärte, die über alles Rügen erhaben ist. Heine schloss deßhalb die Vorrede seines Buches mit dem wehmüthigen Stoßseufzer: „Dem Mitleid der ewigen Götter empfehle ich das Heil des Vaterlandes und die schutzlosen Gedanken seiner Schriftsteller."

Über den Zweck seiner Schrift sprach sich Heine in der Einleitung zu derselben und in einer seinem französischen Publikum gegenüber nicht hoch genug anzuschlagenden Offenheit aus.

Auf diese Darlegung hin durfte er es wagen, eine Charakteristik jener großen literarischen Bewegung ihnen zu bieten, die mit der neufranzösischen Romantik wohl manche Berührungspunkte hatte, die wohl aus denselben Grundmotiven, einer Auflehnung gegen die klassische Periode, entsprungen war, deren Ziele aber himmelweit von einander verschieden waren. Selbst wenn man

der Arbeit Heine's jede innere Berechtigung abspricht, dass Eine muss man ihm zugestehen, dass er es wie kein Zweiter verstanden, den Franzosen das Wesen und die Bedeutung der deutschen Romantik in wahrhaft lichtvoller Weise klar zu machen.

Heine's Buch hat aber noch eine andere und viel weitere Bedeutung: es besitzt einen positiv literarhistorischen Werth und ist bis nun die geistvollste und klarste Darstellung der romantischen Schule, über die wir wohl ungleich gediegenere Monographien von Schmidt und Hettner, eine weitaus gründlichere von R. Haym, aber keine Darlegnng der Gründe und Ziele jener eigenartigen Bewegung haben, die in so genialer Weise das Wesen der romantischen Schule blitzhell erleuchtet.

Aber auch für diese Arbeit reicht der Instinct oder die Intuition keineswegs aus. Es gehörten dazu eingehende Studien, die Heine schon auf der Universität begann und während seines späteren Hamburger Lebens eifrig betrieb. Eine Reihe kleiner und ziemlich nebensächlicher Irrthümer vermag ihren Werth nicht zu verkleinern und muss auf Rechnung des Umstandes geschrieben werden, dass der Dichter während seiner Arbeit in Paris von den nöthigsten literarischen Hilfsmitteln entblößt war. Schon die Ausführungen im Beginne des Buches über die Kunst und Poesie des Mittelalters, weisen deutlich auf den Einfluss jener Studien hin, denen Heine in Bonn und Berlin mit allem Eifer obgelegen. Tief durchdacht und genial erfasst war die Bedeutung Lessing's für die neu-classische Poesie und wir glauben es dem Dichter gern, wenn er nebenher bekannt, dass Lessing in der ganzen Literaturgeschichte derjenige Schriftsteller sei, den er am meisten liebe. Lessing am nächsten stand ihm Herder.

Von besonderem Werth ist, trotz der einseitigen Auffassung, die Auseinandersetzung Heine's über die Verhältnisse, aus denen die romantische Schule entsprang; dagegen ist das, was er über das Verhältnis Goethe's zu den Romantikern sagt, falsch, wie mannigfache neuere Forschungen und Mittheilungen erwiesen haben. Überhaupt vermochte er in dieser Schrift zufolge des demokratischen Grundzugs, von dem dieselbe ausging, Goethe nicht in voller Weise gerecht zu werden.

Trotzdem war Heine ehrlich und klug genug, die Geringschätzung Goethe's zu Gunsten Schiller's, die ja auch heute noch nicht aufgehört hat, als thöricht und ungerecht anzuerkennen, und trotzdem huldigte er schließlich Goethe als dem Heros der modernen Poesie.

Minder gerecht und allzu herb ist die Beurtheilung August Wilhelm von Schlegel's. Für das Verständnis dieser Persönlichkeit fehlte Heine alles Maß und alle Schonung. Er wollte gegen den eigenen Lehrer unparteiisch sein und wurde ungerecht gegen ihn. Die Verdienste August Wilhelm von Schlegel's um die Wiedererweckung des deutschen Mittelalters, um die Übersetzung Shake-

speare's fanden bei Heine keine gerechte Würdigung, kaum eine flüchtige Erwähnung.

Recht unbarmherzig ging auch Heine mit den Philosophen der romantischen Schule ins Gericht. Vorab mit Schelling, der damals gerade in seine letzte Lebensphase getreten war und in die Schlingen der katholischen Propaganda sich verirrt hatte. Von Schelling führt Heine eine natürliche Ideenverbindung zu jenen beiden Dichtern der romantischen Schule, die unter dem Bann seiner Naturphilosophie standen, zu Novalis und Hoffmann. Was er von Beiden sagt, ist einfach vortrefflich und wahr.

Auch die Charakteristik Clemens Brentano's, mit dem übrigens Heine selbst oft verglichen wurde, ist vorzüglich. Natürlich würdigt Heine vor allem „Des Knaben Wunderhorn", jene bekannte Sammlung von Volksliedern, die Brentano mit Achim von Arnim zusammen herausgegeben.

Den Abschluss seiner Studie bildet eine begeisterte Dithyrambe auf Jean Paul, der ja zugleich mit der romantischen Schule aufgetreten, ohne mit ihr oder mit der Goethe'schen Kunstschule etwas Gemeinsames zu haben, „eben weil er im Gegensatz zu den beiden Schulen sich ganz seiner Zeit hingegeben und sein Herz ganz davon erfüllt war." Und dasselbe Streben, dieselbe Richtung findet Heine auch bei mehreren anderen jungen Schriftstellern, die ebenfalls keinen Unterschied machen wollen „zwischen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen wollen von Wissenschaft, Kunst und Religion, die zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel sind", und die auf gleichem Wege zu gleichen Zielen wie er selbst, „das Ende der christlichen Fastenzeit und das neue Weltalter der Freude, die heitere Doctrin der Zukunft", predigen und verkünden — bei den Schriftstellern des „jungen Deutschland".

XII.

Die Wirkung, welche die französische Julirevolution auf Deutschland hervorbrachte, ist bereits wiederholt als eine mächtige und tief eingreifende geschildert worden. Mit einem Schlage war die Situation, in der sich das politische und literarische Leben befand, blitzartig erhellt und ein heftiger Windstoß brachte das stagnierende deutsche Leben in heftige Bewegung. Sofort waren auch die Apostel der neuen Weltordnung zur Stelle, die noch jeder sociale Wendepunkt in der Geschichte erstehen sah, um den aus Frankreich herübergekommenen Ideen und Theorien auch in Deutschland Eingang zu verschaffen.

Und auch in der Literatur erstand ein neues Geschlecht mit kühnen Ideen und reformatorischen Tendenzen — „das junge Deutschland". Die sociale Revolution in Frankreich, die Ideen des St. Simonismus und der Bildersturm der neu-französischen

Romantik auf der einen Seite, die philosophische Entwicklung in Deutschland bis zu Hegel und die freiheitliche Strömung im deutschen Volke auf der anderen Seite, bildeten den Anstoß zu dieser literarischen Bewegung, die sich gleichmäßig gegen die einseitige Classicität, wie gegen die einseitige Romantik und ihre Ideale von einer Restauration des Mittelalters wendete und eine moderne Literatur auf Grundlage der neuen Ideen schaffen wollte. Politik, Literatur und Philosophie sollten sich zu einem Ganzen vereinigen, das war das Losungswort jener Sturm- und Drangperiode, die ein neues Element in den Kreis der deutschen Literatur führte: den Journalismus.

Die Führer des „jungen Deutschland" waren allesammt Journalisten im Beginn ihrer Thätigkeit. Sie hatten alle eine Tendenz im Auge, für die sie schrieben und kämpften. In Reisebriefen und Skizzen, in Plaudereien und Essays, in novellistischen wie in philosophischen Versuchen tritt stets das journalistische Element vorwiegend hervor. Auch standen sie Alle mehr oder minder unter dem Einflusse Heine's, nicht etwa in dem Sinne, daß Heine der Ausgangspunkt für alle ihre Bestrebungen gewesen oder daß er ihnen wesentlich neue Ideen zugeführt hätte, sondern durch die Art und Weise, wie er die Ideen Anderer in die Massen zu schleudern, wie er sie für seine Zwecke darzustellen und zu erweitern verstand, wie er so der unbestrittene Vermittler des großen Gedankenaustausches zwischen zwei hervorragenden Nationen wurde. In diesem Sinne stand das junge Deutschland ganz im Banne Heine's.

Auf philosophischem und politischem Gebiete gingen sie freilich über ihr Vorbild weit hinaus. Trotz aller Zerfahrenheit und Unklarheit hatten sie doch eine feste Tendenz, der sie willig Alles unterordneten, für die sie freudig und entschieden eintraten. Dadurch war ihr Auftreten von großer Wirkung. Ihre Blätter und Bücher wurden verboten, gerade dadurch aber destomehr gelesen und verbreitet; ihre Existenz wurde allenthalben gefährdet, ihr Name aber wurde bekannt und gefeiert. Es gelang den Regierungen nicht, ihre Ideen zu unterdrücken, weil dieselben zu mächtig im Bewußtsein der Zeit lebten und stets in neuen Formen zu Tage traten.

Die bedeutendsten Vertreter des jungen Deutschland waren Heinrich Laube, Karl Gutzkow, Ludolf Wienbarg, Theodor Mundt und Gustav Kühne. Am meisten unter dem Einflusse Heine's stand Heinrich Laube, der seit dem Jahre 1833 mit dem Dichter in eine lebhafte und freundliche Correspondenz getreten war. Mit einem burschikosen Naturell betrat er als ein kühner Fechter die Arena und trug die Fahne der Poesie des Fleisches dem „jungen Deutschland" voran. Er stürmte am kühnsten vorwärts, aber seine gesunde Natur reagierte zuerst gegen die Verirrungen der Genossen.

Der geistig bedeutendste Repräsentant des „jungen Deutsch-

land" war unstreitig Karl Gutzkow. In seinem ganzen Streben und Ringen charakterisiert er die Zeit und ihre Tendenzen am Treuesten, in seinem flüchtigen Haschen nach Idealen, in seiner unruhigen Beweglichkeit, in seiner merkwürdigen Produktivität, in seinem Kampf zwischen schwungvollem Pathos und zersetzendem Verstand, zwischen Theologie und Atheismus, zwischen Kritik und Produktion.

Gutzkow hatte sich auch am schnellsten von dem Einflusse Heine's befreit. Nur in den „Briefen eines Narren an eine Närrin" ahmte er Heine's Manier nach; schon die folgenden Veröffentlichungen zeigen ein durchaus selbständiges Auftreten, eine scharfe kritische Ader und ein seltenes Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit. Dies erkannte auch vor allem Wolfgang Menzel, welcher Gutzkow für sein Literaturblatt zu gewinnen suchte.

Wolfgang Menzel war damals der kritische Dictator über Deutschlands schöne Literatur und er hatte den jungen Schriftsteller, der als Kritiker, ja noch mehr als Antikritiker angefangen hatte, von Berlin nach Stuttgart berufen, um ihn an seinem „Literaturblatt" zu beschäftigen. Aber schon im Winter des Jahres 1833 löste Gutzkow seine Beziehungen zu Menzel. Später plante Gutzkow mit Ludolf Wienbarg die Herausgabe einer Wochenschrift in großem Stil unter dem Titel „Deutsche Revue".

Der Mitherausgeber dieser Deutschen Revue, die nebenbei bemerkt, nicht zu Stande kam, Ludolf Wienbarg, war einer der originellsten Charakterköpfe des „jungen Deutschland". Er war der Ästhetiker der neuen Schule, der einzige, der sein System auf wissenschaftliche Grundlagen errichtete. Er schwärmte für ein „neues europäisches Griechenthum", das auf der harmonischen Vereinigung von Verstand und Sinnlichkeit beruhen sollte, und in dem „das Sinnliche durchgeistigter wie bei den Griechen, das Geistige durchsinnlichter wie bei den Christen", zur Erscheinung kommen sollte. Er gab ein vollständiges Programm der neuen Poesie und zeichnete ihr in kühnem Gedankenschwung ihre Bahnen vor.

Die Verwandtschaft mit der Romantik, welche das „junge Deutschland" nicht verleugnen konnte, zeigte sich am deutlichsten in Theodor Mundt. Er war der vornehmste Repräsentant der „Misch-Literatur", der belletristischen Wissenschaft und der „wissenschaftlich angeflogenen Belletristik", die in jener Übergangsepoche ihr Unwesen trieb. Er stellte sich kein geringeres Ziel, als die bisherige Trennung von Prosa und Poesie aufzuheben; daneben versuchte er, über den Beruf des freien Weibes mit der Dialektik Hegel's zu orakeln. Eine weittragende literarische Bedeutung hatte auch er ebensowenig wie der Vater des „jungen Deutschlands", als welcher Gustav Kühne genannt wird. Kühne hatte sich selbst den literarischen Gefährten angereiht und nahm ihnen gegenüber gewissermaßen die Rolle eines Correctors an. Er muthete sich zu, „deren Einzelausfälle behüten, ihr Hervorspringen aus Reih und

Glied verhindern zu können." Vielleicht ihm allein war es durchaus um die Sache zu thun; aber seine Bemühungen hatten keinen Erfolg, denn Karl Gutzkow sprang von Anfang an allzu ungestüm aus der Linie heraus, um auf der Arena, ein waghalsiger Campeador, blutige Einzelgefechte zu liefern. In der Vorrede zu den von ihm neu herausgegebenen „Briefen Schleiermacher's über die Lucinde" kämpfte er mit einer Entschiedenheit für die freie Liebe und ein Leben ohne Gott, die Alles in den Schatten stellte, was das „junge Deutschland" bisher gewagt hatte. Noch viel stürmischer zog er gegen die Sitte der Gesellschaft in seinem berühmten Roman: „Wally, die Zweiflerin", zu Felde, der den Hauptsturm gegen das „junge Deutschland" heraufbeschwor. Der Roman selbst lehnt sich an die kurz vorher erschienene Novelle von George Sand „Lelia" an und war wohl hervorgerufen durch den tragischen Tod von Charlotte Stieglitz, deren heroischer, aber wahnbethörter Rettungsakt für das Wohl eines Anderen damals die Gemüther auf das Tiefste erregte. Auch Wally gab sich selbst den Tod, weil sie an der Menschheit verzweifelte.

Ein so starker Überschuss an Stimmung hätte, wie Gutzkow später selbst eingestand, von der Kritik im Vollgefühl ihrer kühleren Vernunft höchstens ausgelacht werden sollen. Statt dessen regte Wolfgang Menzel, den schon die Ankündigung der „Deutschen Revue" sehr erzürnt hatte, einen großen Sturm durch eine Kritik dieser „Wally" an, die am 11. September 1835 in seinem „Literaturblatt" erschien und ungemessenes Aufsehen hervorbrachte. Hätte Menzel seinen Kampf gegen Gutzkow nicht aus Feindschaft begonnen, indem er sein „Literaturblatt" durch die „Deutsche Revue" für gefährdet hielt, so hätte er viele andere Dichter und Schriftsteller, die er bisher verehrt und gelobt, mit in das Bereich seiner Anklage ziehen müssen, durch die er die „jeune Allemagne" als eine „Schule der frechsten Unsittlichkeit und raffiniertesten Lüge" den Regierungen preisgab und mit allen möglichen Anklagen überhäufte.

Die Anklage Menzel's wirkte, während die Vertheidigung Gutzkow's und seiner Genossen ungehört verhallte. Der Roman „Wally", der sich der endlich errungenen Freiheit bedient hatte, durch welche Bücher über zwanzig Bogen der Verpflichtung, sich censieren zu lassen, überhoben waren, wurde in Mannheim, dem Orte, wo dasselbe erschienen war, mit Beschlag belegt und hierauf überall confisciert. Überdies wurde Gutzkow und seinem Verleger der Prozess gemacht und zwar wie der badische Minister, Winter, Gutzkow selbst mittheilte, nur in Folge der Menzel'schen Kritik über das „junge Deutschland". Der Prozess endete mit der Verurtheilung Gutzkow's zu zehnwöchentlicher Gefängnisstrafe.

Damit aber war der Zorn Menzel's nicht beschwichtigt. Er setzte seine scharfen Angriffe so lange fort, bis endlich auch der

deutsche Bundestag die große Gefahr erkannte, welche für Thron und Altar aus den Schriften dieser jungen Schule erwuchs und sich in einer Sitzung vom 10. Dezember 1835 zu dem verhängnisvollen Entschluss aufraffte, das „junge Deutschland" zu vernichten.

Er begann nun eine Hetze gegen das „junge Deutschland", die in der ganzen neueren Geschichte kaum ihresgleichen hat. Ihre ganze literarische Thätigkeit wurde für die Zukunft in Acht und Bann gelegt, ihre Zeitschriften wurden verboten, sie selbst wurden von Stadt zu Stadt, von Land zu Land gehetzt und verfolgt. Natürlich entstanden unter den jungen Schriftstellern selbst gehässige Fehden; keiner wollte für den Andern verantwortlich sein und gerade diejenigen, welche mit besonderem Pathos ihre Mission übernommen hatten, verwahrten sich zuerst gegen die der Schule gemachten Vorwürfe und verließen am schnellsten die gefährliche Genossenschaft. Nur Gutzkow und Heine blieben der Fahne treu, trotzdem gerade sie durch den verhängnisvollen Bundestagsbeschluss in eine Lage gebracht worden waren, welche auf ihre ganzen Verhältnisse zerrüttend einwirken musste. Ja, man muss das Verhalten Heine's dem „jungen Deutschland" gegenüber, von dem ersten Moment an, wo diese Schule auftrat, bis zu ihrem Verschwinden als ein durchaus musterhaftes bezeichnen.

Schon in seiner Schrift „Die romantische Schule" hatte er diese Schriftsteller als die Apostel einer neuen Zeit begrüßt. Heinrich Laube gilt ihm als Schriftsteller von einer socialen Bedeutung für Deutschland, „deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermessen werden kann."

Dasselbe Lob spendet Heine auch Gutzkow, dem er gleichfalls „die schönsten Eigenschaften der schaffenden Kunst und des urtheilenden Kunstsinns" zuerkennt und den anderen Autoren des jungen Deutschland, das ja nach dem eigenen Geständnisse Gutzkow's vollständig unter dem Eindrucke jener Ideen lebte, die Heine von Frankreich herüber in die Literatur der Deutschen geschleudert hatte.

Gegen Heine richteten sich deßhalb auch zunächst die Angriffe Menzel's. Heine wurde auch zuerst von den Verfolgungen betroffen. Schon einen Tag nach dem Erlass jenes Bundestagsdekrets erließ die preußische Regierung ein Rescript, durch welches Heine's „romantische Schule" verboten und zugleich angeordnet wurde, „dass rücksichtlich der sämmtlichen künftigen literarischen Erzeugnisse des Heinrich Heine, welcher bereits zu verschiedenen Bücherverboten Veranlassung gegeben hat, und dessen bisher erschienene Schriften fast sämmtlich bedenklichen Inhalts sind, sie mögen erscheinen wo und in welcher Sprache es sei, dieselben Maßregeln eintreten sollen."

Aber Heine ließ sich nicht irre machen; er sah viel schärfer als seine Genossen; er erkannte die Gefahr, die der gemeinsamen Sache aus den Angriffen Menzel's erwuchs, aber er konnte sich trotzdem nicht entschließen, an den Ernst jener angedrohten Maßregeln zu

glauben. Ja er ließ sich sogar dazu bewegen, an den hohen Bundestag ein offenes Schreiben zu richten, in dem er um Zurücknahme jenes vernichtenden Beschlusses bat.

Wenn Heine glaubte, der Bundestag werde von seinem Schreiben tief gerührt sein, so war das wohl nur ein Scherz. Seine Hoffnung aber, dass die deutschen Staaten, Preußen „der Repräsentant der Intelligenz" voran, es sehr bald einsehen würden, „wie das Verbieten zukünftiger Bücher aufs Lächerlichste blamiert" und seine Zuversicht „zwar keinen Adlerorden, aber doch vernünftige Einsicht von Berlin zu erlangen", ging bald in Erfüllung. Schon am 16. Februar 1836 erließ die preußische Regierung ein Dekret, in dem sie erklärte, dass die Absicht der gegen Heine und die anderen Schriftsteller des „jungen Deutschland" ausgesprochenen Verbote nicht dahin gehe, „die Benannten von jeder schriftstellerischen Thätigkeit abzuhalten. Denselben könne vielmehr nachgegeben werden, ihre literarischen Produkte auch ferner mit diesseitiger Censur unter ihrem Namen drucken und erscheinen zu lassen."

Gerade aber der Censur wollte Heine seine Schriften nicht unterwerfen. Seit Beginn seiner literarischen Laufbahn führte er ja beständig Krieg gegen die Censur und nun sollte er alle seine Schriften einem einzigen Censor, dem Hofrath John in Berlin, preisgeben. Er machte deßhalb Campe den Vorschlag, ein neues Buch als dritten Band des „Salon" herauszugeben, „als ob gar Nichts passiert sei." Er schlug dafür den Titel „Das stille Buch" vor, erklärte es aber als Hauptbedingung, daß dasselbe gar keiner Censur, und am allerwenigsten einer preußischen Censur unterworfen werde.

Als Campe trotzdem sein Buch der preußischen Censur auslieferte, benahm sich Heine sehr gut, indem er energisch sein Manuskript zurückverlangte.

Auf einen scharfen Brief hin, zog Campe das Manuskript zurück und dasselbe blieb in der That ein volles Jahr liegen, bis es endlich zum Druck gelangte. Natürlich wurde das Buch sofort nach seinem Erscheinen in Preußen verboten, trotzdem es nur die „Florentinischen Nächte" und die „Elementargeister" enthielt, in denen wenig gegen Politik und Religion zu finden war. Die Vorrede zu demselben, in welcher er Wolfgang Menzel vornahm, mußte als besondere Broschüre gedruckt werden. Diese beständigen Kämpfe mit der Censur drückten Heine förmlich nieder. Er mußte ruhig zusehen, wie seine besten Gedanken gemordet wurden und konnte ihnen nicht zu Hilfe eilen. Er, der sonst wie ein Mann gesprochen, „der den letzten Fetzen deutscher Geistesfreiheit vertrat", sollte nun lernen, mit halber Zunge zu stammeln und ein Versteckenspiel mit Worten und Gedanken zu treiben. „Ich habe in der letzten Zeit viele Tausende durch Unglück verloren," schreibt er an Campe, „und grämte mich um alles Geld nicht so sehr, als um jene Literaturschmerzen."

Hauptsächlich deßhalb fiel Heine auch mit einem solchen Ingrimm „über den Denuncianten“ her, der diese ganze Misère verschuldet hatte. Und da Wolfgang Menzel, der ehedem ein guter Freund Heine’s gewesen, durch seine in den Annalen der deutschen Literatur unerhörten Angriffe, jenes Interdikt verschuldet, so fühlte sich Heine genöthigt, ihn mit den schärfsten Waffen und nicht immer mit voller Berechtigung zurückzuweisen. Er hatte die bestimmte Absicht, den schwäbischen Moralisten, dem die Natur ein kritisches Talent und Cotta ein großes Blatt anvertraut hatte, durch die Anschuldigung der Feigheit auf die Mensur zu treiben. Freilich hatte Menzel bereits die Herausforderung Gutzkow’s abgelehnt, trotzdem hoffte Heine, daß derselbe doch auf die Mensur kommen werde und erklärte: „Ich werde mich diesmal mit dem größten Vergnügen schlagen; und ich versichere Sie, ich schieße nicht in die blaue Luft.“ Am meisten erbitterte Heine die Teutomanie Menzel’s, der beständig auf die Franzosen schimpfte und die Schriftsteller des jungen Deutschland für lauter Franzosen und Juden erklärte.

Es ist merkwürdig, wie Heine fast in prophetischer Ahnung es vorhersagte, daß jene Verdächtigungen noch lange fortdauern, während die Verfolgungen der Regierungen bald ihr Ende erreichen würden. Wie die Folge lehrt, hatte er Recht behalten: der Grundton der Verleumdung, aus dem jene Denunciationen hervorgingen, blieb an dem „jungen Deutschland“ haften, während die Regierungen in ihrer Energie bald nachließen und eine nach der andern von ihren Maßregeln gegen das „junge Deutschland“ aufhoben.

XII.

Die Poesie hat mehr Märtyrer gemacht als die Religion, sagte Heine einmal zu einem Freunde. Und er hatte ein Recht, dieses zu sagen. Denn von jenen Tagen der Reaktion an, die sich nach den Verfolgungen über das literarische und politische Deutschland verbreitete, wurde sein Lebensgang in der That ein wahres Martyrium. Die Stimmung in der Heimath hatte mit Bezug auf Heine einen bedenklichen Rückschlag erlitten; fast schien es, als hätte das Volk kein Verständnis mehr für den Dichter, dem es ein Jahrzehnt vorher so freudig zugejauchzt hatte. Als ein merkwürdiges Symptom dieser veränderten Richtung kann das Verhalten der „schwäbischen Schule“ gegen Heine gelten. Auf den Vorschlag Chamisso’s sollte ihrem Musenalmanach für das Jahr 1837 ein Porträt Heine’s beigegeben werden. Darauf hin desertierte die gesammte schwäbische Schule. Heine benutzte allerdings diesen Schwabenstreich für ein echt humoristisches Capriccio „der Schwabenspiegel“; aber die Feindseligkeit der heimischen Dichter verletzte ihn doch und ließ einen tiefen Stachel in seiner Brust zurück.

Nicht minder erbitterten ihn die Angriffe der deutschen Kritik,

die wie auf ein Kommando auf Heine losmarschierte. Den Reigen eröffnete sein ältester Universitätsfreund, Jean Baptist Rousseau, ihm folgten viele Andere, die wie auf Verabredung in weitschweifigen Abhandlungen erklärten, es sei mit Heine's Poesie zu Ende. Den tiefsten Eindruck brachten aber auf ihn die scharfen Angriffe von Gustav Pfizer und Arnold Ruge hervor, dessen Abhandlung Heine als „Todtschlagkritik" ansah.

Dazu kamen noch andere Leiden, die dem Dichter das Unglück des Exils von Tag zu Tag fühlbar machten. Alle die zahlreichen Emigranten, die sich in Paris zusammengefunden hatten, sprachen zuerst bei Heine und Börne vor. Heine verhielt sich ihnen gegenüber ablehnend und wollte von ihren revolutionären Projekten nichts hören; Börne dagegen schürte das Feuer ihres Hasses gegen das Vaterland. Darauf fingen sie an, in ihren Berichten an deutsche Blätter, die abenteuerlichsten Gerüchte über Heine mitzutheilen. Schließlich sah er sich genöthigt, allen Deutschen seine Thüre zu verschließen, und eine Zeitlang sogar die Adresse seiner Wohnung geheim zu halten. Trotzdem ließ sich Heine nicht abhalten, viele dieser Emigranten mit Wohlthaten zu überhäufen.

Tröstlich allein waren inmitten so vieler Anfeindungen die Besuche, die Heine aus Deutschland empfing. Kaum ein hervorragender deutscher Literat konnte von einem Ausfluge nach Paris zurückkehren, ohne von allen Seiten gefragt zu werden, ob er Heine gesehen. Daher kam es auch, daß kein Schriftsteller in Paris anlangte, ohne ihn sofort aufzusuchen, einige Witzworte von ihm zu erhaschen und sie schwarz auf weiß nach Hause zu tragen. Daraus entstanden dann wieder viele Mißhelligkeiten, Mißverständnisse und neue Feindschaften. Von den Deutschen, deren Besuch Heine wahrhaft erfreute, seien nur die Dichter Franz Grillparzer, Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg), Franz Dingelstedt, Georg Herwegh, dann der Fürst Pückler-Muskau, Adolf Stahr und Fanny Lewald, und vor allem Heinrich Laube genannt, dessen persönliche Bekanntschaft Heine im Sommer 1839 machte.

Die innigste Freundschaft verband Heine mit Heinrich Laube, der damals fast ein Jahr in Paris lebte. Laube führte ihm eines Tages auch einen armen deutschen Musiker zu, der sich in Paris eine Existenz gründen wollte. Derselbe hatte Heine's Lied von den „beiden Grenadieren" komponiert und wollte nun auch die Sage von dem fliegenden Holländer, wie sie Heine in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" poetisch bearbeitet hatte, für ein Opernsujet benutzen. Heine war ihm dabei mit Rath und That behilflich und in sieben Wochen wurde die Oper komponiert, die in Deutschland so großes Aufsehen und den Namen des Musikers rasch bekannt machte. Er hieß Richard Wagner. Fünfundzwanzig

Jahre später erklärte derselbe Musiker in einer kritischen Schrift: Heine sei nichts weiter wie ein politischer „Bänkelsänger“ gewesen....

Je mehr sich aber die Verbindung Heine mit der Heimat theils durch die vielen Mißhelligkeiten und Anfeindungen, theils durch den Tod seiner besten Freunde lockerte, desto näher trat er den hervorragendsten französischen Schriftstellern, die damals fast sämmtlich mit ihm in intimen Verkehr traten. In den ersten Pariser Salons war der deutsche Dichter ein gern gesehener Gast. In den Salons der Frau Caroline Jaubert, die Heine 1835 kennen lernte und die ihm bis zum Tode innig befreundet blieb, und der durch ihre Schicksale bekannten italienischen Fürstin Belgiojoso, deren classische Schönheit Heine verehrte, traf er mit den bedeutendsten Schriftstellern, Künstlern und Akademikern häufig zusammen, und Frau Jaubert, die „kleine Gevatterin“ Alfred de Musset's, weiß nicht genug von den Neckereien und Malicen zu erzählen, mit denen der boshafte Dichter einmal Victor Cousin, ein ander Mal den armen Bellini verfolgte. Aber auch von seinen Leiden, von seinem ewigen Kopfweh und den mannigfachen Liebesnöthen weiß Frau Jaubert in ihren Erinnerungen Viel zu berichten. Denn mehr als alle Fürstinnen und Comtessen, Schriftsteller und Künstler fesselte ihn gerade in jener Zeit ein munteres Dorfkind aus der Normandie, das bestimmt war, entscheidend in sein Schicksal einzugreifen.

Sie stammte aus dem Weiler Vinot, im Gebiet der Seine und Marne, und war die natürliche Tochter eines sehr reichen und der besten Gesellschaft angehörenden Mannes. In ihrem fünfzehnten oder sechszehnten Lebensjahre verließ Mathilde Crescentia Mirat das Dorf und ging nach Paris zu einer ihrer Tanten, Madame Maurel, die dort in einem Durchgang in der Nähe des Justizpalastes einen Laden mit Schuhwaaren hatte, und die das hübsche junge Mädchen als Verkäuferin verwendete. Dort lernte sie Heine etwa im Oktober 1834 dadurch kennen, daß er bei Madame Maurel's Laden oft vorüberging. Man sah sich durch das Schaufenster an, man gab sich Zeichen. Oft, wenn die Tante es nicht bemerkte, ging das junge Mädchen vor die Thür. Bald entwickelte sich aus diesen kleinen Unterhaltungen ein regelrechtes Verhältnis. Es wurde beschlossen, daß Mathilde den Laden von Madame Maurel verlassen und nach Chaillot zu Madame Parte in Pension gehen sollte, damit sie etwas Erziehung erhielte; denn sie konnte weder lesen noch schreiben. Trotzdem beschäftigte und belustigte sie Heine vollauf, denn sie besaß den großen Vorzug einer gleichmäßigen angenehmen Heiterkeit.

Damals schrieb Heine an seinen Freund August Lewald: „Haben Sie das Hohelied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin alles, was ich Ihnen sagen könnte.“

Wenige Wochen später hatten sie eine gemeinsame Wohnung gemiethet, führten gemeinschaftlichen Haushalt und etablierten so eine jener ménages parisiens, für die Heine stets eine lebhafte Schwärmerei empfunden hatte, da er unter dem Worte „Weib“ immer etwas anderes verstand als „eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau.“ Mathilde war eine tüchtige Hausfrau geworden, „trotz ihrer tollen Laune“, wie Heine versichert — „und unser Ehestand ist ebenso moralisch wie der beste in Krähwinkel.“

Fragen wir uns nun, was den deutschen Dichter an die französische Grisette fesselte, so wird die Antwort hierauf nicht schwer fallen. Zunächst mag allerdings die äußere Erscheinung der graziösen Französin Heine gefesselt haben, dann aber und auf die Dauer zog ihn doch wohl mehr ihr Wesen an, ihre muntere Laune und Lachlust, ihre naive Unbefangenheit und ihre entzückende Unwissenheit. Nicht zum Wenigsten hat hier die Eitelkeit Heine mitgespielt; es schmeichelte ihm, „dass die Bewunderung des Dichters nichts mit ihrer Liebe zu schaffen hatte,“ denn sie verstand kein deutsches Wort, außer etwa: „Nehme Sie Platz“, und hatte keine blasse Ahnung davon, dass ihr Geliebter ein großer Dichter sei. „Sie hat von mir nicht eine Silbe gelesen“, erzählte er Frau Jaubert mit besonderem Behagen, „und sie weiß gar nicht, was ein Dichter eigentlich ist.“ „Wir leben eingezogen und so halb und halb glücklich“, schreibt er an einen Freund im Oktober 1837, „diese Verbindung wird aber ein trübes Ende nehmen; es ist desshalb heilsam, dergleichen vorher zu wissen, um nicht vom dunklen Augenblick bezwungen zu werden.“

Solche Stimmungen traten indess nur dann ein, wenn sein körperliches Leiden, eine ökonomische Bedrängnis oder ein Anfall von Eifersucht ihm Missbehagen verursachte. Seine materielle Lage wurde durch diese Verbindung natürlich auch nicht glänzender. So einfach Heine auch lebte, er konnte doch nie zu einer behaglichen Existenz gelangen, weil weder er noch Mathilde haushälterisch mit dem Gelde umzugehen verstanden haben. Große Badereisen im Sommer, oftmaliger Wohnungswechsel im Winter und viele andere Ausgaben verschlangen seine nicht allzugroßen Einnahmen und brachten ihn in ewige Geldverlegenheiten. Durch die Bekanntschaft mit James von Rothschild und einigen andern deutschen Bankiers kam er sogar auf die Idee, sich in gewagte Börsenspekulationen einzulassen. Leider missglückten dieselben und Heine verlor nicht nur seine geringen Ersparnisse, sondern gerieth noch in Zahlungsverlegenheiten. Er wendete sich an den reichen Oheim mit der Bitte, ihm zu helfen, erhielt aber statt einer Unterstützung nur einen Brief voller Vorwürfe. Salomon Heine hatte seinem Neffen eine jährliche Rente von 4000 Franks ausgesetzt; darüber hinaus wollte er nicht gehen. Durch Max Heine kam schließlich eine

Versöhnung zu Stande und als der reiche Oheim im September des nächsten Jahres zu einer Hochzeit nach Paris kam, verkehrte er mit Heine und dessen Gattin sehr freundschaftlich und erhöhte die Jahresrente freiwillig auf 4800 Franks, mit dem Versprechen, dass die Hälfte dieser Rente, welche in monatlichen Raten von 400 Franks bei dem Pariser Bankhause Fould & Co. erhoben wurde, nach Heine's Tode auf seine Wittwe übergehen sollte.

Heine's Verhältnisse hatten sich in der Zwischenzeit aber immer mehr verschlechtert, da er gerade damals wenig arbeiten konnte und seine Einnahmen wenig mehr als 3000 Franks jährlich betrugen. Unter solchen Umständen griff Heine zu einem Hilfsmittel, das wohl geeignet ist, einen Makel auf seinen Charakter zu werfen. Er nahm bis zum Jahre 1848 eine jährliche Unterstützung von 4800 Franks von der französischen Regierung an. Heine nannte es „ein großes Almosen, welches das französische Volk an so viele tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution mehr oder minder glorreich compromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten."

Man wird dieser milden Auffassung kaum beitreten können, wenn man bedenkt, dass Heine vorher die Regierung des Bürgerkönigs auf das Heftigste angegriffen hatte und dass er diese Angriffe von nun ab einstellte. Wenn es also eine Verleumdung war, zu behaupten, Heine werde für das bezahlt, was er schreibe, so war doch der Verdacht nicht unberechtigt, dass er für das bezahlt werde, was er nicht schreibe. Zur Vertheidigung des Dichters muss jedoch hervorgehoben werden, dass auf der Liste der Pensionäre der französischen Regierung, Flüchtlinge aus aller Herren Ländern sich befanden, hochklingende Namen von Baronen, Grafen, Fürsten, Generälen und Exministern, Priestern und Volksmännern, „eine Aristokratie von Berühmtheiten des Talents und des Unglücks."

Aber auch diese Pension reichte noch nicht aus, um die Schulden Heine's, welche die ansehnliche Höhe von 20,000 Franks erreicht hatten, zu decken. Erst als er durch einen neuen Vertrag mit Campe diesem für die gleiche Summe den Verlag seiner sämmtlicher Werke auf elf Jahre überließ, war er aus seinen Nöthen befreit und konnte sich wieder ungehindert seinem Schaffen und allerlei literarischen Projekten überlassen. Er wollte in Paris eine deutsche Zeitung gründen nnd ein vermögender Freund hatte sich bereit erklärt, das nöthige Kapital von 150,000 Franks herzugeben, wenn Heine die bestimmte Zusicherung erlangen konnte, dass man dieser neuen Zeitung in Deutschland ungehinderten Eingang gestatten werde. Man war jedoch in Berlin nicht geneigt, auf seine Pläne einzugehen und so unterblieb dieses Projekt.

Der Zusammenhang aller dieser Ereignisse, Zufälle und Stimmungen macht es begreiflich, dass Heine's poetische Schaffenskraft

allmälig erlahmte. Er selbst hatte nicht viel Vertrauen mehr zu seiner Poesie. „Mein Lebensalter ist den Versen nicht mehr günstig und verlangt Prosa.“ Die Prosa des vierten Salon-Bandes konnte allerdings die höchsten Erwartungen befriedigen. Der „Rabbi von Bacharach“ ist freilich nur ein Fragment, noch dazu ein zum Theil aus der Jugendzeit des Dichters stammendes, aber er bleibt doch die reifste und bedeutendste Prosaschöpfung des Dichters, ein Cabinetsstück der Erzählungskunst, ein schöner Torso, der das lebhafteste Bedauern darüber erweckt, dass es dem Künstler nicht vergönnt war, diesen Bau zu vollenden. Dasselbe kann man von den „Florentinischen Nächten“ sagen. Sie sind ein glänzendes Zeugnis dafür, dass die Flamme seines Genius noch nicht erloschen war, so laut und freudig seine Gegner dies auch verkündeten. Aber dass die Angriffe dieser Gegner viel dazu beitragen, jedes Aufleuchten dieser Flamme zu ersticken, ist leicht erklärlich. So redete und schrieb sich schließlich Heine immer mehr in eine Bitterkeit hinein, die ihn ringsumher nur eine Welt von Feinden sehen ließ. Als der schlimmste dieser Feinde erschien ihm aber Ludwig Börne.

Heine war mit Börne schon von Frankfurt aus befreundet und es schien, als sie beide in Paris zusammentrafen, dass sich ein herzliches Verhältnis zwischen ihnen entwickeln würde. Dem war jedoch nicht so.

Durch eifrige Zwischenträger wurden die Misshelligkeiten fortdauernd genährt und erweiterten sich schließlich zu einer kräftigen Feindschaft. Börne beschuldigte Heine der Apostasie, der Charakterlosigkeit; er erklärte öffentlich, es sei Heine ganz einerlei, ob er schreibe: die Republik ist die beste Staatsform oder die Monarchie. Er werde immer nur dasjenige Wort wählen, welches in dem Satze einen besseren Tonfall mache. Der ganze Ingrimm, der sich in Heine allmälig gesammelt hatte, kam zum Ausbruch, als Börne im Februar 1837 gestorben war. Er schrieb sein Buch über Börne und antwortete da erst auf dessen Angriffe mit einem Todtengericht, das den tiefen Gegensatz zwischen den beiden Naturen klar legte. Die Wirkung, die sich Heine aber von diesem Buche versprochen, blieb aus. Hätte Heine dasselbe bei Lebzeiten Börne's geschrieben, so wäre sein Buch noch zu rechtfertigen gewesen, so aber blieb es nur ein Denkmal seines persönlichen Hasses gegen Börne.

In späteren Jahren bereute er die Veröffentlichung dieser Schrift und wünschte oft, sie nicht geschrieben zu haben. „Du lieber Gott!“ sagte er einmal zu einem Freunde, „wer Bücher schreibt, schwebt immer in Gefahr, große Dummheiten zu begehen. Trotz alledem ist besagtes Buch lange nicht so schlecht, wie man in meinem lieben Vaterlande behauptet.“

Die ganze Angelegenheit hatte aber noch ein seltsames Nachspiel: Madame Strauß, die Freundin Börne's fühlte sich durch Heine's Publikation mit Recht empfindlich gekränkt und beleidigt.

Sie sandte ihren Gatten, Herrn Salomon Strauß, zu Heine. Dieser trat dem Dichter auf der Straße mit schmähenden Worten in den Weg und Heine gab dem aufgeregtem Manne die Adresse seiner Wohnung, mit dem Bescheid, dass „wenn man mit ihm zu sprechen habe, man wohl noch einige Wochen bis zu seiner Rückkehr warten könne.“ Darauf reiste Heine in das Pyrenäenbad Cauterets. Während seiner Abwesenheit wurde in den deutschen Zeitungen von feindseligem Correspondenten das Märchen verbreitet, er sei bei jener Begegnung von Herrn Strauß thätlich insultiert worden und habe darauf das Hasenpanier ergriffen. Dies veranlasste Heine sofort nach Paris zurückzukehren und Herrn Strauß durch seine Freunde Theophil Gautier und Alphons Royer eine Forderung zuzusenden. Nach langen Vorverhandlungen fand endlich am Morgen des 7. September 1841 das Duell im Thale von St. Germain statt. Herr Strauß hatte den ersten Schuss; seine Kugel streifte jedoch nur das Portemonnaie Heine's, so dass einer der Sekundanten ausrief: „Das nennt man gut angelegtes Geld!“ Heine schoss in die Luft.

Mit einer Ehrenerklärung, die Heine der beleidigten Frau aus freien Stücken gab, endete diese Affaire, die jedoch nach einer andern Richtung hin entscheidenden Einfluss auf sein Leben übte. Heine wollte nicht, dass Mathilde im Falle seines Ablebens verlassen sei, und bemühte sich nun, für alle Fälle ihre Zukunft sicher zu stellen. Er betrieb zunächst mit großer Eile seine Heirat, welche am 30. August 1841 in der Kirche zu St. Sulpice von dem Abbé Barrande durch kirchliche Trauung vollzogen wurde.

Als Heine aus der Kirche kam, sagte er, sich den Schweiß von der Stirn wischend: „Ich verheirate mich bei 40 Grad Hundstagshitze; möge mich der allmächtige Gott stets bei gleich erhöhter Temperatur erhalten.“ Nach der Trauung fand ein Diner statt, zu welchem Heine jedoch nur diejenigen seiner Freunde eingeladen hatte, die in ähnlichen Ehebündnissen lebten, um sie durch sein Beispiel zu bewegen, auch diesen „allerletzten Schritt“ noch zu wagen.

XIV.

Man muss sich immer wieder den Gegensatz zwischen Heine und Börne in's Gedächtnis zurückrufen, zwischen dem politischen Radikalismus des Einen und den Welterlösungsideen des Anderen, um es zu begreifen, dass Heine dem freien Aufschwung der Geister im deutschen Vaterlande — etwa um das Jahr 1840, zur Zeit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. — fremd, ja fast feindselig gegenübergestanden. Nicht allein seine persönlichen Verhältnisse, die feindliche Gesinnung der deutschen Exulanten und der heimischen Schriftsteller war es, was die Erbitterung des Dichters

immer mehr steigerte, sondern vielmehr die innerste Überzeugung, daß diese neue politische Tendenzdichtung nur das Grab aller Poesie sei. Der französische Communismus Proudhon's imponierte dem Dichter viel mehr als die liberalen Bestrebungen deutscher Politiker und die Freiheitslieder deutscher Dichter.

Aber nicht nur der träumerische illusorische Zustand der damaligen deutschen Politik war es, was den Dichter in Harnisch brachte. Ein Höheres, das Höchste schien ihm gefährdet: die Poesie selbst. Es war ihm, als wollten die Dichter selbst gegen die Poesie, die Künstler gegen die Kunst sich empören. Nichts mehr von Zärtlichkeit und Liebe, von Schmerz und Freude, Lust und Qual, nichts mehr von Nachtigallensang und Rosenduft, von Lenzeswehen und Wintersöde, von Scheiden und Meiden und Wiedersehen. „Die Opposition verkaufte ihr Leder und ward Poesie. Die Musen bekamen die strenge Weisung, sich hinfüro nicht mehr müßig und leichtfertig umherzutreiben, sondern in vaterländischen Dienst zu treten."

Damals wie nie zuvor galt es die unveräußerlichen Rechte der Poesie zu vertreten. Und Heine schrieb seinen „Atta Troll", eine Apotheose der echten Poesie, eine Satyre auf den philosophischen Radikalismus, die politische Tendenzdichtung und die deutsche Kritik. Mit dieser Schöpfung beginnt eine zweite Periode in der Poesie Heine's, die aber leider nur von sehr kurzer Dauer war. Mit diesem Gedicht, das er „das letzte freie Waldlied der Romantik", den „Schwanengesang der untergehenden Periode" nannte, hatte der Dichter Abschied genommen von den romantischen Traditionen seiner Jugend. Die Dichtung, welche von den darin angegriffenen Tendenzbären damals furchtbar verhöhnt wurde, wird jetzt als eine der hervorragendsten Schöpfungen des Dichters, ja als ein Bild von Heine's Poesie überhaupt anerkannt. Natürlich wurde Heine, als der „Atta Troll" zuerst in Laube's „Zeitung für die elegante Welt" erschien, von allen Seiten der politischen und literarischen Reaktion beschuldigt. „Aber Du lügst, Brutus" — so vertheidigte er sich gegen jenen Vorwurf — „Du lügst, Cassius und auch Du lügst, Asinius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine kostbare Errungenschaft der Menschheit sind und für die ich selber soviel gestritten und gelitten habe."

Unter solchen Umständen erscheint es begreiflich, wenn Heine damals an seinen Bruder schrieb: „Nach Deutschland gehe ich nie und nimmer zurück." Nichtsdestoweniger war er ein halbes Jahr später in Hamburg. Hauptsächlich die Liebe zur Mutter, dann aber auch der Wunsch, mit Julius Campe, „aller Verleger Blüthe", einen neuen endgiltigen Vertrag abzuschließen, bewogen ihn zu dieser Reise. Am 28. Oktober 1843 langte er in Hamburg an und blieb dort bis zum 6. Dezember desselben Jahres. Mathilde

war inzwischen in demselben Pensionat untergebracht, in dem sie ihre erste Erziehung genossen hatte, und Heine schrieb an sie dorthin die zärtlichsten und besorgtesten Briefe.

Schon im Sommer des folgenden Jahres wiederholte Heine seinen Besuch in Hamburg. Diesmal brachte er Mathilde mit und schrieb der Mutter vorher: „Ich komme mit Familie, d. h. mit meiner Frau und Cocotte, dem Papagei.“ Mathilde zeigte wenig Interesse für ihre neuen Verwandten, und schon nach vierzehn Tagen schickte sie Heine, unter dem Vorwande, daß ihre Mutter erkrankt sei, nach Paris zurück.

Seine Reisen nach Deutschland hatten womöglich seine Abneigung gegen die tonangebende Richtung und seinen Haß gegen die politischen Parteien gesteigert. Ein Produkt dieser Eindrücke ist das humoristische Reiseepos „Deutschland“. „Dem Sommernachtstraum“ stellte Heine ein „Wintermärchen“ gegenüber, das mit Recht als ein Juwel unserer satyrischen Literatur betrachtet werden darf. Es ist unstreitig Heine's witzigste Dichtung. „Mit dem unbezweifelten Rechte des Humors geißelte er die pedantischen Zustände Deutschlands, nicht ohne jene Vorliebe für typische Persönlichkeiten, welche seinem Humor plastische Handhaben bieten konnten. Auch am Cynismus des Wintermärchens können sich nur diejenigen stoßen, denen Aristophanes, die römischen Satyriker, Fischart und Rabelais, Smollet und Vielding unbekannt oder nicht gegenwärtig sind. Wie tief aber der Dichter von der Berechtigung der Poesie selbst durchdrungen ist, das zeigen die feurigen Schlußparaphrasen seines Wintermärchens, in denen er dem Mächtigen der Erde mit einer „größeren Macht und ihren ewigen Höllen“ droht. Aus den „singenden Flammen“ der Poesie ersteht aber vor seinem Geistesauge ein neues Geschlecht mit freien Gedanken und freier Lust, dem er seine tiefsten Geheimnisse künden will ....

Schon knospet die Jugend, welche versteht
Des Dichters Stolz und Güte,
Und sich an seinem Herzen wärmt,
An seinem Sonnengemüthe.

Mein Herz ist liebend wie das Licht,
Und rein und keusch wie das Feuer;
Die edelsten Grazien haben gestimmt
Die Saiten meiner Leier.

XV.

Es ist recht betrübend, daß die zweite Periode in Heine's Schaffen wie gesagt nur von so kurzer Dauer war. Schon in den

„Zeitgedichten", die zwischen 1839 bis 1846 entstanden sind und die mit dem „Wintermärchen" zusammen als „Neue Gedichte" erschienen, erklingt ein wesentlich veränderter Ton. Es sind politische Tendenzgedichte, die sich nur durch die Schärfe und den Cynismus von den Liedern der politischen Lyriker Deutschlands unterscheiden. Ein tiefer Groll und eine sich immer steigernde Verbitterung ist aus diesen Liedern herauszufühlen, die nur selten von einer herrlichen Romanze oder von einem so innig empfundenen Gedicht wie „Nachtgedanken", „Die Weber" abgelöst werden.

Die Anfeindungen, Widerwärtigkeiten, Nahrungssorgen und andere Qualen hatten inzwischen nicht nur nicht ab- sondern vielmehr reichlich zugenommen. Am meisten quälte Heine die Eifersucht. Mathilde hatte eine ausgesprochene Leidenschaft für das Theater und den Cirkus. Sie war jung, lebenslustig und vergnügungssüchtig wie eine echte Pariserin. Aber sie hatte nur sehr kurze Zeit das Vergnügen, an Heine's Arm sich in Theatern und Concerten zeigen zu können. Bisweilen erhielt sie von ihrem Manne die Erlaubnis, mit einer Freundin in's Theater zu gehen; an solchen Abenden war Heine von einer wahrhaft quälenden Herzensangst, von der er nicht gern sprechen mochte, befallen.

Der geringe Antheil, den Mathilde an dem geistigen Leben ihres Gatten nahm, konnte einen Mann wie Heine natürlich auf die Dauer auch nicht befriedigen. Ein Freund des Dichters, der das Ehepaar gerade in jenen Tagen kennen lernte, erzählt darüber Folgendes:

„Wie hätte er glücklich sein können mit einer Frau, die unwissend war bis zum Unglaublichen und sich dabei als bildungsunfähig herausstellte, so daß alle Versuche, ihr auch nur einigen Antheil für geistige Interessen beizubringen, völlig scheiterten? Sie hatte sich die Sprechweise eines vier- bis fünfjährigen Kindes angewöhnt, wie das damals in einer gewissen Classe von Mädchen Mode geworden, und das mochte ihr außerordentlich nett gestanden haben, als sie sehr jung und hübsch war, fiel jetzt aber sehr albern aus, nachdem sie an die Dreißig und stark geworden. Sie war einfältig und liebte es, sich noch einfältiger zu stellen, als sie wirklich war; sie meinte, es sei drollig."

Ein schlimmes Ereignis jener Zeit, das die Katastrophe seines Lebens in furchtbarer Weise beschleunigte — war der Tod Salomon Heine's. In den ersten Tagen des Jahres 1845 wurde ihm die Mittheilung, daß der Sohn und Haupterbe seines Oheims die Fortzahlung der Monatsrate, die ihm Salomon Heine ausgesetzt, fortan verweigere, weil dieselbe im Testament nicht ausdrücklich erwähnt sei. Dieser Schlag traf den Dichter mit entsetzlicher Schwere. Er rüstete sich, einen Kampf auf Leben und Tod mit Karl Heine zu beginnen. Vorher ließ er kein Mittel unversucht, um eine gütliche Einigung herbeizuführen. Er schickte ein schrift-

liches Zeugnis von Meyerbeer, mit dem er sehr befreundet war, ein, dass Salomon Heine seinem Neffen die Pension auf Lebenszeit festgesetzt habe. Er bat seinen Verleger Campe um dessen Vermittlung und sandte ihm eine notarielle Vollmacht ein, worin er zur Erhebung des Legats und zur Geltendmachung der Pensionsansprüche auf jedem ihm gutdünkenden Wege ermächtigt wurde. Schließlich ließ er sich sogar herbei, einen versöhnlichen Brief an seinen Vetter zu schreiben, in dem er die Versicherung gab, nie eine verletzende Zeile über die Mitglieder seiner Familie zu schreiben.

Darauf hin wurde wohl das kleine Legat von 8000 Mark banco, nicht aber die Pension ausbezahlt. Nach der Lage der Sache blieb nun Heine kaum etwas Anderes übrig, als durch die öffentliche Meinung Karl Heine zur Zahlung der Pension zu zwingen und man kann es ihm kaum verargen, wenn er in dieser entsetzlichen Situation sich daran erinnerte, dass seine Feder sein Schwert sei.

Aber erst im Februar 1847 fand eine Verständigung mit Karl Heine statt, nach welcher dem Dichter die Jahresrente fortbezahlt und die Verpflichtung übernommen wurde, nach dessen Ableben der Wittwe die Hälfte der Pension regelmäßig zu kommen zu lassen. Dagegen musste sich Heine verpflichten, nichts gegen seine Familie zu schreiben und drucken zu lassen.

Man muss die Briefe Heine's aus jener Zeit aufmerksam lesen, um dieses Ereignis nach seiner vollen Bedeutung zu würdigen. „Der Verrath, der im Schooße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt würde, hat mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen und fast tödtlich beschädigt.“ Bald nach dem Eintreffen der ersten Nachrichten traf ihn eine schlagartige Lähmung, die sich zunächst auf das ohnedies leidende linke Auge warf, allmählich aber sich über die Brust hinunterzog. Und diese Krankheit machte, trotz sorgsamster Pflege, rapide Fortschritte. Auch ein längerer Sommeraufenthalt in Montmorency, wohin ihn Mathilde begleitete, brachte keine Besserung. Der Verrath der Blutsfreunde hatte sein Herz zu tief getroffen.

In dieser Lage entschloss sich Heine noch einmal zu einer Reise nach Deutschland. Er wollte seinen Jugendfreund aus der Bonner Universitätszeit, Professor Dieffenbach, den berühmten Operateur in Berlin, wegen seiner Krankheit consultieren und die geliebte Mutter zum letzten Male sehen. Heine wandte sich deshalb an den ihm wohlgesinnten Alexander v. Humboldt mit der Bitte, durch seinen hohen Einfluss die bestimmte Zusicherung zu erwirken, dass er während seiner Reise durch Preußen keinen polizeilichen Belästigungen ausgesetzt sein würde. Friedrich Wilhelm IV., der für die Gedichte Heine's „unverwüstliche Vorliebe hegte“, war einer solchen Concession nicht abgeneigt; aber die Polizei wusste, nach Humboldt's Antwort, „dem ihr fremden Zart-

gefühl zu widerstehen", und so unterblieb die Reise. Auf Anrathen der Ärzte ging Heine in ein Pyrenäenbad Baréges, aus dem er jedoch in einem bedenklich verschlimmerten Zustande wiederkehrte.

XVI.

„Wenn ich durch die Straßen gehe, wenden sich die hübschen Weiber um; meine geschlossenen Augen — das rechte Auge ist nur noch ein Achtel offen — meine hohlen Wangen, mein phantastischer Bart, mein schwankender Gang, alles das giebt mir das Aussehen eines Sterbenden, das mich reizend kleidet. Ich versichere Sie, ich habe in diesem Augenblicke einen außerordentlichen Erfolg als Todeskandidat." So schrieb Heine im Frühling 1847 an Frau Jaubert. Und alle Freunde, die ihn in jener Zeit in Paris besucht, bestätigen diese Mittheilung und wissen viel von den Verwüstungen zu erzählen, die die Krankheit binnen wenigen Monaten angerichtet hatte. Trotzdem war er an guten Tagen noch immer gesellig und liebte es, Gäste bei sich zu sehen, mit denen er scherzen, lachen oder spotten konnte. „Sein Geist schien von den Leiden des Körpers völlig frei geblieben zu sein und arbeitete in einer in Trümmer gehenden Wohnung mit der alten Kraft weiter, wie unbekümmert darum, wann das Dach über ihm zusammenstürzen werde." So traf ihn Alfred Meißner, der später sein bester, vertrautester Freund wurde, bei seinem ersten Besuche am 10. Februar 1847. Sein Hauptumgang beschränkte sich damals doch auf deutsche Literaten, die als Berichterstatter nach Paris gekommen waren, wie Ludwig Wihl, Heinrich Seuffert, L. Kalisch, Karpeles u. A. Der Verkehr mit den berühmten französischen Schriftstellern und Komponisten hatte in den letzten Jahren fast ganz aufgehört. Nur Hector Berlioz besuchte Heine noch hin und wieder, und der unglückliche Gerard de Nerval, der französische Übersetzer seiner Gedichte, blieb ihm bis zu seinem Tode treu.

Im Januar 1848 machte Heine Frau Jaubert seinen letzten Besuch. Er hatte sich auf dem Rücken seines Dieners vom Wagen aus die zwei Treppen zu ihrer Wohnung hinauftragen lassen. Aber er hatte sich zu viel zugemuthet. Kaum war er auf das Sopha niedergelegt worden, so befiel ihn eine jener fürchterlichen Krämpfe, die im Gehirn ihren Anfang nahmen und den ganzen Körper bis zu den Fußspitzen durchwütheten. Das furchtbare Leiden konnte nur durch Anwendung von Morphium in immer größeren Dosen gelindert werden. Heine hat später selbst erzählt, daß er jährlich für 500 Francs von diesem wohlthätigen Gifte zu sich nahm. Wenige Tage nach diesem Besuch zog Heine nach der maison de santé seines Freundes Faultrier in die rue de Lourcine und

dort erging es ihm leidlich, bis die ersten Stürme der Revolution losbrachen, die auch den Leidenden aus seiner Ruhe störte. „Welch ein Unglück“ seufzte er, „solche Revolutionen in meinem Zustande zu erleben! Ich hätte müssen todt oder gesund sein.“ Unter diesem Eindruck stehen alle Briefe und Berichte, die Heine über jene weltgeschichtlichen Ereignisse schrieb. Was die Welt damals trieb und hoffte, war seinem Herzen völlig fremd geworden; dass ihn die ersten Stürme furchtbar erregten, so dass es ihm „kalt über den Rücken und die Arme wie stechende Nadeln lief“, das ist nicht zu verwundern. Aber diese Stimmung ging bald vorüber und es blieb der pessimistische Grundzug, der in jenen revolutionären Ereignissen nur noch „Universalmonarchie, Weltkuddelmuddel, sichtbar gewordenen Gotteswahnsinn“ erblickte.

Um den Stürmen der Revolution zu entgehen, hatte sich Heine auf Zureden seiner Frau nach Passy transportieren lassen; man wollte es mit einer Luftveränderung versuchen; aber es zeigten sich alsbald beunruhigende Symptome, die ihn veranlassten, wieder Paris aufzusuchen.

Eine fürchterliche Angst quälte Heine damals beständig: die Angst, dass sein Gehirn gelähmt werden, dass er den Verstand verlieren werde. Zu all diesen Leiden kam noch der Umstand, dass er in Folge jener revolutionären Wirren bedeutende Geldverluste erlitt. Die Aktien der Gouin'schen Bank, in welchen er seine geringen Ersparnisse angelegt hatte, wurden durch die Revolution fast gänzlich entwerthet und er musste sie zu einem Spottpreise losschlagen. Und neben Krankheit, Revolution und Geldverlusten quälte ihn noch eine maßlose und sicher unbegründete Eifersucht. Einer seiner Ärzte erzählte darüber Folgendes: „Was vermag unsere Kunst im Kampfe gegen eine unsinnige Liebe und gegen die zügellose Eifersucht? Ich weiß nicht, welcher unbegründete Verdacht sich der Einbildung unseres Patienten bemächtigt hatte, ich constatiere nur die Thatsache. Nachdem er sich von seiner auf den Boden gelegten Matratze hatte heruntergleiten oder vielmehr herunterfallen lassen, ist er auf dem Bauche, indem er sich auf die Hände stützte, mit Anspannung aller seiner Kräfte bis zur Thür des Schlafzimmers der Frau Heine gekrochen, wo er ohnmächtig zusammengebrochen ist und Gott weiß, wie lange gelegen hat. Heine“, so schloss der Arzt damals seinen Bericht, „kennt sein Schicksal ganz genau und ich weiß, dass ihn sein Muth nicht verlassen wird. Es ist ein wunderbarer Mensch; er hat nur zwei Gedanken im Kopf: seiner Mutter den Zustand seiner Gesundheit zu verheimlichen und die Zukunft seiner Frau zu sichern.“

Sein erster Arzt war Dr. Sichel, ein Wunderdoktor, der seine Kranken heilte, ohne dass sie Medizin nahmen. Aber Heine genoss nicht dieses Vortheils und er musste seine Zuflucht zu anderen Ärzten nehmen, vor Allem zu einem Freunde, Dr. Wert-

heim, der der Begründer des Kaltwasserheilverfahrens in Paris war. Da dieser jedoch zu sehr beschäftigt war, um seinem Kranken so viel Zeit und so viel Sorgfalt zu widmen, als dieser bedurfte, gesellte er sich einem seiner Kollegen, Dr. Gruby, einen Ungar, der seit langer Zeit in Paris ansässig war und eine geachtete Stellung einnahm, zu. Auf Anrathen Beider fand ein Consilium Anfang Oktober desselben Jahres statt, zu dem zwei der größten medizinischen Autoritäten gezogen wurden: die Doktoren Chomel und Rostan. Die Ärzte erkannten sogleich, dass sie der Krankheit nur Palliativmittel entgegenstellen, dem Patienten selbst aber nur wenig Erleichterung verschaffen konnten. Sie riethen ihm, nach Nizza überzusiedeln, wogegen er sich aber entschieden wehrte. Dann beschlossen sie zur Erleichterung seiner Leiden ihm Fontanellen längs der Wirbelsäule zu legen, das Rückgrat mit neapolitanischer Salbe einzureiben und innerlich eine jodhaltige Potaschenlösung zu geben. Heine, welcher eine wahrhaft merkwürdige Geduld im Leiden hatte, scherzte oft über diese Verordnungen: „Um meine Augen zu heilen“, sagte er, „legt man mir Zugpflaster auf den Rücken.“

Heine zog von Passy nach der rue d'Amsterdam Nr. 50 in eine zwar nicht große und elegante, aber ruhige Wohnung. Auch dort wurde er von Besuchen neugieriger Literaten und schwärmender Frauen nicht verschont. Um den Mittheilungen, welche die ersteren in Deutschland verbreiteten, entgegenzutreten, erließ Heine im April 1849 in verschiedenen Blättern die folgende interessante Erklärung: „Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisiert, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollissement de la moëlle épinière oder eine deutsche Rückgratschwindsucht ist — so Viel weiß ich, dass sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht bloß mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat.... Im Wonnemond des vorigen Jahres musste ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe“, wie mich Ruge in gesündern Tagen genannt hat, ich bin nicht mehr der große Heine Nr. II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysos verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel eines großherzoglich weimar'schen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todtkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch!“

Diese merkwürdige Umwandlung hatte schon in den ersten Anfängen seiner Krankheit begonnen und mit dieser immer weitere Fortschritte gemacht. Einem Freunde, der ihm erzählte, dass man viel von seiner Bekehrung rede, ja sogar behaupte, dass er sich wieder dem Judenthum zugewendet habe, antwortete Heine damals: „Ich mache kein Hehl aus meinem Judenthum, zu dem ich nicht zurückgekehrt bin, da ich es niemals verlassen hatte. Ich habe mich nicht taufen lassen aus Hass gegen das Judenthum. Mit meinem Atheismus ist es mir niemals Ernst gewesen. Meine früheren Freunde, die Hegelianer, haben sich als Lumpen erwiesen. Das Elend der Menschen ist zu groß. Man muss glauben."

Ein getreues Bild dieser Wandlung, treuer als alle Briefe, Berichte und Mittheilungen, bietet der „Romancero", der die in den Jahren 1846—51 entstandenen Gedichte Heine's enthielt. Er erregte ungeheures Aufsehen, da er alles zu bestätigen schien, was in Deutschland über die Rückkehr des Dichters zum Glauben verbreitet und in jenen Jahren der Reaktion gern geglaubt worden war. In dem Nachwort zum Romancero legte Heine merkwürdige Geständnisse ab: „Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man sehr empfindsam und weichselig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich gestehe es, ich habe Manchen gekratzt, Manchen gebissen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene gepriesenen Lämmer der Sanftmuth würden sich minder frömmig gebärden, besäßen sie die Zähne und die Tatzen des Tigers. Ich kann mich rühmen, dass ich mich solcher angebornen Waffen nur selten bedient habe. Seit ich selbst der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amnestie ertheilt; manche schöne Gedichte, die gegen sehr hohe und sehr niedrige Personen gerichtet waren, wurden deshalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott selbst enthielten, habe ich mit ängstlichstem Eifer den Flammen überliefert. Es ist besser, dass die Verse brennen, als der Versifex. — — — — Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misère, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindligsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig .... Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag — und Das ist doch die Hauptsache — so muss man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. s. w. annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele, unsere

Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann mit in den Kauf gegeben; wie der schöne Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt." Klarer als es in diesem Nachwort und in den bald darauffolgenden „Geständnissen" geschieht, kann die Umkehr des Dichters nicht geschildert werden. In den Tagen seiner Krankheit suchte er nach einem Heilmittel, um sich vor seinen eigenen Scherzen zu retten und fand — die Bibel. Mit wehmüthigem Lächeln kehrte er zu den Erinnerungen seiner Jugend zurück und zu jenem Deismus, der das Grundprinzip des biblischen Judenthums ist. Die Trostsprüche der Psalmen, die naiv erhabenen Glaubensworte des Pentateuchs zogen ihn mächtig an und füllten seine Seele mit erhabenen Gedanken.

Wie in der Bibel aber neben den Psalmen und Gebeten auch das Grundbuch des Pessimismus, das Buch Hiob, enthalten ist, so blieb auch der Grundzug von Heine's Weltansicht neben einer gefesteten religiösen Überzeugung ein entschiedener Pessimismus, der in allen Liedern des „Romancero" wie in allen Schöpfungen Heine's in der dritten Periode seines Schaffens — nach einer geistvollen Eintheilung: der elegisch-cynischen — wiederkehrt. Alle Gegensätze in diesem merkwürdigen Naturell: kindlicher Glaube, wilder Unglaube, ruhevolle Liebe, rastloser Haß, glühende Begeisterung, frostige Empfindungslosigkeit, ideale Höhe der Anschauung und gemeine Trivialität des Witzes, naive Gottfreudigkeit und starrer Pessimismus vereinigen sich noch einmal zu einem Bilde voll geheimnisvoll tiefer Schönheit. Es ist, nach einem schönen Worte von Berlioz, als stände der Dichter am Fenster seines Grabes, um diese Welt, an der er keinen Theil mehr hat, noch zu beschauen und zu bespotten.

In solchen Momenten, wo der Schmerz des langwierigen Marterbettes seine grausamen Rechte geltend machte, überwog wiederum jene pessimistische Weltansicht, der der Dichter in dämonischen Bildern, in grauenhaften Gedichten, in unheimlichen Visionen, in entsetzlich schönen Phantasien schaurigen Ausdruck gab. „Es ist eine Klage, wie aus einem Grabe", sagte er selbst über diese „Letzten Gedichte", „da schreit ein Lebendigbegrabener durch die Nacht oder gar eine Leiche, oder gar das Grab selbst. Ja, solche Töne hat die deutsche Lyrik noch nie vernommen und hat sie auch nicht vernehmen können, weil noch kein Dichter in solch einer Lage war." Die heroische Gewalt des Geistes über den gebrochenen Leib zwingt uns Staunen und Bewunderung ab und das Bild des auf der vielberufenen Matratzengruft langsam hinsterbenden Dichters ist treu in der Erinnerung des deutschen Volkes geblieben.

Zahlreiche Freunde, welche in den letzten Lebensjahren Heine aufsuchten, brachten dieses Bild nach der Heimath. Auch seine Geschwister, Gustav und Max Heine sowie Charlotte von Embden

sah Heine noch einmal an seinem Krankenbette. Im Ganzen nahm aber die Vereinsamung des Dichters immermehr zu. Nur seine Freundinnen Karoline Jaubert, die Fürstin Belgiojoso, die Engländerin Lady Duff Gordon, die russische Gräfin Kalergis und vor allem jenes räthselhafte Wesen, das über Heine's Sterbebett huscht, um dann lange Zeit spurlos zu verschwinden, erheiterten seine letzten Lebenstage.

Mit einer musikalischen Komposition führte sich jene junge Dame, eine Deutsche von Geburt, die früh nach Paris gekommen war, zum ersten Male bei dem Dichter ein. Heine fand an der liebreizenden Erscheinung großes Wohlgefallen und konnte bald keinen Tag mehr ohne sie leben. Es entspann sich zwischen dem sterbenden Dichter und der jungen begeisterten und schönen Verehrerin ein merkwürdiges Verhältnis, eines jener Verhältnisse, das dem Psychologen viel zu denken geben mag, zu dem aber die Literaturkenner sofort in des greisen Goethe Beziehungen zu Ulrike von Levetzow eine Parallele finden werden. Die einzelnen Stadien dieses Verhältnisses sind von großem Interesse; man kann dieselben jetzt in den Erinnerungen nachlesen, welche die Dame, nachdem die Bedenklichkeiten und Skrupel der Jugend der reifen Überlegung des Alters Platz gemacht, unter dem Namen Camilla Selden veröffentlicht hat.

Weil sie ein Petschaft mit einer eingravierten Fliege führte, nannte sie Heine beständig „die Mouche", und unter diesem Namen war sie bisher allein bekannt. Einen unsäglich rührenden Eindruck machen die kleinen Billets, die der Dichter an diese Mouche richtete, voll Liebesbedürfnis, voll heißer Sehnsucht und voll Schmerz . . . Das Postskriptum enthält gewöhnlich eine lakonische Mittheilung über seinen trostlosen Zustand.

Die Mouche war seine treue Freundin, die Stunden und Tage lang an seiner Matratzengruft saß, ihm vorlas, seine Briefe schrieb, die Korrektur der französischen Ausgabe seiner Werke machte, und der er die innigste Neigung zuwendete.

Damals — 1855 — war sein Zustand in der That trostlos geworden. Und lag er so schlaflos auf seinem einsamen Lager, so erfüllte ihn unendliches Sehnen nach seiner Mutter und Schwester, abenteuerliche Gedanken durchkreuzten seine Fieberphantasien, er wollte einen Wagen mit Matratzen gefüttert bauen lassen, um in den Armen der Mutter und Schwester seine Seele auszuhauchen. Die Unmöglichkeit dieses Planes einsehend, richtete er dringende Briefe an seine Schwester Charlotte, zu ihm zu kommen, und Ende Oktober entsprach sie diesem Wunsche, indem sie in Begleitung ihres Bruders Gustav die Reise nach Paris unternahm. — Die Freude, seine innigst geliebte Schwester wiederzusehen, war unbeschreiblich. Ihr Bett mußte in unmittelbare Nähe des Krankenzimmers gesetzt werden, und manche Nacht, wenn das schmerzhafte

Stöhnen ihres Bruders sie aus dem Schlummer weckte, eilte sie an sein Lager, um ihm Linderung und Trost zu bereiten. Die Erkrankung eines ihrer Kinder zwang sie Ende Dezember nach Hamburg zurück zu kehren. Beim Abschied, der herzzerreißend war, machte er ihr die Mittheilung, er habe in seinem Testamente angeordnet, dass ihr Sohn Ludwig die Verfügung über seine Schriften und Papiere haben sollte. Mündlich gab er betreffs derselben ausführliche Dispositionen, und wünschte, daß sein Neffe nach Paris kommen möge, um manches Wichtige mit ihm zu besprechen; doch konnte sein Wunsch nicht mehr erfüllt werden, da sein Hinscheiden unerwartet einige Wochen darauf erfolgte. —

Nächst den Angehörigen war es seine Mathilde, deren Dasein den einzigen Lichtpunkt in seinem entsetzlichen Leiden bildete. „Er hat mir mehrmals die Versicherung gegeben," so erzählt Frau Jaubert, „daß er durch ihre helle frische Stimme oft ins Leben zurückgerufen worden sei, in Augenblicken, als seine Seele zu jenen unbekannten Bezirken sich aufschwingen wollte. Wenn die hohe helle Stimme seiner Frau aus dem Nebenzimmer in die Krankenstube hinüberklang, hielt Heine im Gespräch inne und lauschte auf; ein freundliches Lächeln ging über sein Gesicht und er horchte, bis wieder Stille eintrat."

In solchen Momenten entstanden jene herrlichen und schaurigen Lieder an Mathilde, an die Mouche und jene „letzten Gedichte und Gedanken", die aus dem Nachlasse des Dichters erst zwanzig Jahre später erschienen und die das Bild des Dichters in merkwürdiger Weise ergänzen. In einzelnen wird die Poesie des Romancero noch übertroffen; sie üben einen gespenstischen Zauber aus, während andere, wie das größere Gedicht „Bimini", den lieblichsten Klängen seiner erotischen Poesie sich anreihen.

Auch an seinen „Memoiren", die er schon in jungen Jahren begonnen, dann später verbrannt und zuletzt wieder von Neuem aufzuzeichnen angefangen hatte, arbeitete Heine bis in seine letzten Lebenstage. Aber nur ein Fragment dieser Memoiren, eine Schilderung seiner Jugendzeit, hat bis jetzt, nach langen Kämpfen zwischen den Familienmitgliedern und einer erbitterten Zeitungsfehde, das Licht der Welt erblickt. Wenn man die Erinnerungen des Dichters aus seiner Knabenzeit in den „Reisebildern" mit diesem Fragment vergleicht, jene farbenfrische, leichtbeschwingte, humorgewürzte Darstellung mit diesen verblaßten Aufzeichnungen des gealterten Dichters zusammenstellt, so wird man einen großen nicht zu verkennenden Abstand wahrnehmen und zugleich das Maß der Enttäuschung begreifen, das dieselben hervorrufen mußten. Das Fragment der Memoiren enthält ein Stück der Erziehungsgeschichte Heine's, etwa aus den Jahren 1806—1816 und macht ganz den Eindruck einer alten Photographie: die Züge sind halb verwischt

und kaum noch die Umrisse der Gestalt sind aus dem fahlen Aschgrau herauszuerkennen.

Inzwischen wurde es immer einsamer um den Sterbenden je weitere Fortschritte die Krankheit macht, die langsam aber sicher von Organ zu Organ sich verbreitet hatte. Zu Beginn des Jahres 1856 ließ sich das nahe Ende des Dichters mit Bestimmtheit vorhersagen. Die Krampfanfälle wiederholten sich immer mehr und selbst das Morphium versagte seine Dienste. Eines Tages kam Frau Jaubert in der Vormittagstunde zu ihm. In dem ersten Zimmer war kein Mensch und die Thür zum Krankenzimmer stand offen. Man hatte gerade sein Bett gemacht und eine der Wärterinnen trug ihn auf dem Arme von der Chaise longue auf die Matratze. Sein Körper, der durch die Entkräftung vermindert erschien, sah' aus wie der eines Kindes von zehn Jahren. Seine Füße hingen leblos herab und waren so verdreht, daß die Hacken sich da befanden, wo der Spann hätte sein sollen. Es war ein entsetzliches Schauspiel! Das letzte Mal sah Frau Jaubert Heine am 13. Februar desselben Jahres; er unterhielt sich mit ihr wie gewöhnlich, aber das Gespräch hatte doch einen vorwiegend religiösen Ton. Wiederholt citierte er ein Wort von La Bruyère über den Tod. Als sie Abschied nahm und ihm die Hand reichte, hielt er diese einige Zeit fest und sagte dann: „Bleiben Sie nicht zu lange aus, meine Freundin, es wäre unvorsichtig." Am nächsten Tage besuchte ihn auch die Mouche zum letzten Male. „Schiebe Deinen Hut etwas zurück, damit ich Dich besser sehen kann," sagte er beim Abschiede mit einer liebkosenden Geberde. Und dann rief er ihr noch angstvoll zitternd nach: „Auf Morgen, hörst Du? Nicht ausbleiben!"

In der folgenden Nacht stellten sich häufige Ohnmachten, Krämpfe und starkes Erbrechen ein und es ward bald für Niemand mehr zweifelhaft, daß Heine diesmal unterliegen müsse. Am nächsten Tage arbeitete er noch etwa vier Stunden bei vollem Bewußtsein und setzte auch den ersten Paragraphen eines neuen Testaments auf. Die Wärterin, Katharine Bourlois, bat ihn flehentlich, sich Ruhe zu gönnen, er aber wies sie mit den Worten ab: „Ich habe nur mehr vier Tage Arbeit, dann ist mein Werk vollendet." Ja selbst der Witz verließ ihn auch im letzten Stadium der Krankheit nicht. Einem Freunde, der ihn besorgt fragte, wie er mit Gott stehe, erwiderte er lächelnd: „Seien Sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son métier!" So kam der Sonnabend heran, an welchem sich das Übel immer mehr verschlimmerte. Der Arzt trat ein und Heine fragte ihn, ob er sterben würde. Dr. Gruby glaubte ihm die Wahrheit nicht verhehlen zu dürfen und der Kranke hörte dieselbe mit voller Ruhe an. Die Schwäche nahm immer zu. Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr flüsterte er dreimal das Wort: „Schreiben", dann rief er: „Papier — Bleistift . . ." Dies waren seine letzten Worte. In der Nacht vom 16. auf den 17. Februar

um dreiviertel auf fünf Uhr hauchte er seinen Geist aus. Mathilde hatte sich um ein Uhr schlafen gelegt — sie sah erst ihren Gatten wieder, als sein Auge sich für immer geschlossen hatte. „Man führte mich in ein stilles Zimmer", so erzählt die Mouche von ihrem letzten Besuch, „wo die Leiche wie eine Statue auf einem Grabmal in der erhabenen Unbeweglichkeit des Todes lag. Nichts Menschliches mehr in diesen kalten Zügen, nichts mehr, was an Den erinnert hätte, der da geliebt, gehaßt und gelitten: eine antike Maske, über welche die Ruhe des Todes die Eisschicht einer stolzen Gleichgiltigkeit gelegt hatte, ein bleiches Marmorgesicht, dessen schöne Linien an die erhabensten Meisterwerke der griechischen Kunst erinnerten, so habe ich ihn zum letzten Male gesehen. Der Tod zeigte sich gerecht gegen den, der ihn liebte; ähnlich der herrlichen Gestalt, welche er in der Wallfahrt nach Kevlaar gezeichnet, lenkte der Tod, der große Tröster, seine Schritte des Morgens nach dem Bette des Kranken, um seinen Leiden ein Ende zu machen."

Am 20. Februar, an einem kalten und nebligen Wintermorgen, um elf Uhr Vormittags, fand das Leichenbegängnis Heine's statt. Etwa hundert Personen folgten dem Sarge auf den Montmartre. Die kahlen Ulmen in den elyseischen Feldern zitterten fröstelnd im Nebelwinde. Den Trauerzug führten A. Heine und dessen Schwager Josef Cohen, denen sich die Freunde des Dichters anschlossen. Unter den Franzosen, die mit dem Häuflein deutscher Emigranten den Leichenzug begleiteten, befanden sich Mignet und Theophil Gautier. Auf dem Wege schloß sich ihnen Alexander Dumas an. Schweigend gingen sie hinter der Bahre und schweigend sahen sie den Sarg in die Gruft senken. Die Worte des Dichters:

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen,
Wird an meinen Sterbetagen —

diese Worte waren in Erfüllung gegangen. Auf dem Kirchhof der „Verbannten und Geächteten" ruht Heinrich Heine und kein stolzes Marmordenkmal, sondern eine einfache Sandsteinplatte mit der Inschrift: Henri Heine ziert die weltabgeschiedene Ruhestätte des deutschen Dichters.

Mathilde überlebte ihren Gatten um siebenundzwanzig Jahre. Sie trat noch wiederholt in die Öffentlichkeit. Das erste Mal, als Gustav Heine seinem Bruder ein prachtvolles Marmordenkmal errichten wollte. Mathilde wehrte sich entschieden dagegen. Das zweite Mal machte Frau Mathilde, die sich zu Passy ihren Wittwensitz erkoren hatte, von sich reden, als sie gegen den französischen Verleger Heine's einen Prozeß anstrengen wollte, indem sie sich in ihrem Tantièmenrecht beeinträchtigt glaubte. Heine's Neffe ward von ihr nach Paris gerufen und machte mit Michel

Levy frères einen neuen Contrakt. Dann legte die Wittwe der Veröffentlichung des Nachlasses manche Schwierigkeiten in den Weg; es verschob sich daher die Herausgabe desselben bis 1869, wo er, gesichtet und geordnet von Adolph Strodtmann, mit Ausnahme des Bruchstücks der Memoiren, durch Herrn von Embden an Hoffmann & Campe verkauft wurde. —

Diese Memoiren, deren Anfang und Schluss durch Heine's Bruder Max vernichtet worden, waren mit einem Theil der Heine'schen Correspondenz bei Frau Mathilde in Paris geblieben. Dieselbe starb jedoch, ohne ein Testament gemacht zu haben, plötzlich 1883 am Herzschlag, und ihre Rechtsnachfolgerin war eine alte Cousine im Dorfe Vinot. Da Mathilde Heine die Universal-Erbin ihres Gatten gewesen, nahm Herr Henri Julia, als Bevollmächtigter der gedachten Erbin, alle vorhandenen Papiere an sich und dieselben blieben außer den Memoiren bisher in seiner Hand, trotz des energischen Protestes der Familie Heine.

Seit dem 17. Febr. 1883 ruht Mathilde neben ihrem Gatten auf dem Montmartre. Sie war keine hochbegabte, fein gebildete Frau, die theilnehmend einwirken konnte auf das dichterische Schaffen ihres Mannes, aber sie besaß einen gesunden Mutterwitz, eine beständig frohe Laune, eine harmlose Naivetät, die Heine stets entzückten und bezauberten, und was über Allem ist: sie war ihm eine treue, hingebende Gattin in glücklichen wie in trüben Tagen bis zum Tode und über den Tod hinaus!

* * *

Ein merkwürdiges Bild bietet uns dieses Dichterleben, das nun abgeschlossen vor uns liegt. Erst nach dem Tode beginnt die gerechte Würdigung, die frohe Anerkennung, die innige Theilnahme des deutschen Volkes, das in Heinrich Heine den größten lyrischen Dichter der deutschen Nation nach Goethe verehrt, dessen Schriften einen ungeheuren Einfluss auf die ganze Literaturentwickelung ausgeübt haben, dessen Prosawerke ein wichtiger Theil unserer Kulturgeschichte geworden sind, und dessen poetische Schöpfungen fortleben werden, so lange die Sprache lebt, in der sie gedichtet wurden.

Mit prophetischer Fernsicht hat Heine sein Leben, seine Bedeutung und sein Schicksal in jenem erhabenen Hymnus vorgezeichnet, der diese Darstellung abschließen möge:

„Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

Ich habe euch erleuchtet in der Dunkelheit, und als die Schlacht begann, focht ich voran, in der ersten Reihe.

Und um mich her liegen die Leichen meiner Freunde, aber wir haben gesiegt. In die jauchzenden Triumphgesänge tönen die Choräle der Todtenfeier ... Auf's Neue erklingen die Trommeten, es gilt neuen Kampf —

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme."

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Heinrich Heine's letzte Tage.

2

Heinrich Heine's letzte Tage.

Erinnerungen

von

Camilla Selden.

Aus dem Französischen.

Einzige autorisierte deutsche Ausgabe.

Jena,
Hermann Costenoble.
1884.

Vorrede.

Seit Jahren hatte ich H. Heine als Schriftsteller und Dichter gekannt, als ich am Abende seines Lebens auch in persönliche Beziehungen zu ihm trat. Ich war in Wien gewesen, und einer von des Dichters dortigen Verehrern hatte mich gebeten, demselben einige Musikstücke zu übermitteln. Der Sicherheit wegen brachte ich die Blätter selbst nach Heines Wohnung. Nachdem ich mich hier meines Auftrags entledigt hatte und nun

gehen wollte, ertönte im Zimmer nebenan ein ziemlich schriller Klingelzug, und der Klang einer etwas herrischen Stimme, die mich zum Bleiben einlud, schlug an mein Ohr. Eine Thüre öffnete sich, und vor mir lag ein Zimmer, dessen Dunkelheit mich beim Eintreten gegen einen mit Papier bekleideten Wandschirm stoßen ließ. Auf einem ziemlich niedrigen Lager hinter demselben ruhte ein kranker, halb blinder Mann, der bedeutend jünger aussah, als er es in Wirklichkeit war, und dessen Züge von einem eigentümlich fesselnden Interesse waren: ich glaubte einen Christuskopf vor mir zu sehen, über dessen Gesicht Mephistos Lächeln glitt. Der Kranke richtete sich empor, und, mir die Hand reichend, drückte er seine Freude darüber aus, eine Persönlichkeit bei sich zu sehen, die „da unten" gewesen war. Bei diesem „da unten" entschlüpfte ihm ein Seufzer, der wie der Wiederhall einer wohl bekannten, aber schon lange

nicht mehr gehörten Melodie erstarb. Am Krankenbette, im Angesichte des Todes wird ein Freundschaftsband schnell geknüpft, und als ich aufbrach, gab mir Heine ein Buch und bat mich, wiederzukommen. Diese Einladung hielt ich damals für eine bloße Form der Höflichkeit und folgte ihr nicht, da ich auch den Kranken zu beunruhigen fürchtete. Nun wurde die Einladung schriftlich wiederholt, und der sie begleitende Vorwurf erregte mich ebenso, als er mir schmeichelhaft war.

Von diesem Tage an hörten meine Besuche erst auf, als der Dichter an einem düsteren Februarmorgen nach seiner letzten Ruhestätte getragen wurde. — —

Die vorstehenden Zeilen mögen einer Arbeit als Vorrede dienen, die bestrebt ist, ein Bild von dem Lebensabende Heines zu zeichnen.

Als dieser Abschnitt vor fünfzehn Jahren in der „Revue nationale“ erschien, dachte ich nicht daran, Schriftstücke zu benutzen, die

heute das Hauptinteresse des Werkes bilden. Seitdem jedoch haben Zeit und Umstände meinen Sinn geändert und die Bedenken zurückgedrängt, die ich in jüngeren Jahren hegte. Heute halte ich mich nicht mehr für berechtigt, der Öffentlichkeit Briefe vorzuenthalten, die, wenn sie auch an mich gerichtet sind, doch immer dem Dichter angehören, dessen Lebensgeschichte sie vervollständigen, dessen Ruhmesglanz sie erhöhen.

1.

Zu einer Zeit, wo jeder Künstler sich ein, wenn auch nicht malerisches, so doch wenigstens hübsch und behaglich ausgestattetes Heim zu schaffen strebte, mußte es mich ganz besonders betroffen machen, Heine in Räumen zu finden, die auch nicht eine Spur von Eleganz, nicht den mindesten Komfort zeigten, und deren Mobiliar einer längst entschwundenen Epoche angehörte. Es drängte sich mir die Frage auf, was diesem Dichterheime eine solche Färbung gegeben haben könne; etwa bloße Sorglosigkeit, ein an Äußerlichkeiten achtlos vorübergehender Sinn?

oder sollte vielleicht die bleierne Schwere erzwungener Sparsamkeit auf dem Haushalte lasten?

Als ich Heine zum ersten Male sah, wohnte er nicht weit von den elysäischen Feldern, im fünften Stockwerke eines in der Matignon-Allee gelegenen Hauses. Die Wohnung enthielt drei oder vier Zimmer, von denen eins das Eßzimmer war und zwei dem Herrn und der Frau vom Hause als Wohnräume dienten. Die Ausstattung des Krankenzimmers bestand aus einem ziemlich niedrigen Bette hinter einem Wandschirme, einigen Stühlen und einem Schreibtische aus Nußbaumholz, welcher der Thüre gegenüber stand. An der Wand hingen in Rahmen, die aus den ersten Regierungsjahren Louis Philipps stammten, zwei Kupferstiche, „Die Schnitter“ und „Die Fischer“ nach Leopold Robert. Die Fenster, welche nach der Straße zu lagen, führten auf einen kleinen Altan hinaus, der bei großer Hitze mit einem Zeltdache überspannt wurde, wie dies in ähnlicher Weise bei kleinen Kaffeehäusern zu geschehen pflegt.

Bis dahin hatte keine Spur auf die wal-

tende Hand der Frau vom Hause gedeutet, welche ich im anderen Zimmer unter allerlei Trödel- und Flitterkram fand. Von einer sehr günstigen Beleuchtung hob sich hier das Bild derselben ab, sie in einer Tracht darstellend, welche am Schluß der dreißiger Jahre Mode gewesen war.

2.

Der Wirklichkeit entsprach das Bild, das meine Phantasie sich von Frau Heine geschaffen hatte, keineswegs. Eine schöne, elegante, zierliche Gestalt, mit bleichen, interessanten Zügen und großen, rätselvollen Augen — so hatte ich sie mir ausgemalt. Nun aber stand eine brünette, ziemlich starke Dame vor mir, welche harmlos-vergnügt aussah und sich, nach ihrer frischen, gesunden Gesichtsfarbe zu schließen, viel im Freien bewegte. Ein schmerzlich ergreifender Anblick war es, dieses Bild des Lebens und der Gesundheit neben jener bleichen Leidens-

gestalt zu sehen, die der heranschleichende Tod schon vor seiner Ankunft in Fesseln geschlagen hatte. Doch dieser Kranke, den nur noch ein dünner, loser Faden ans Leben knüpfte, schaffte und wirkte immerfort für das tägliche Brot und die schönen Kleider seiner Frau. Was Biographen über das Verhältnis der beiden Gatten und den Mann zu faseln belieben, der zu verliebt war, um nicht verschwenderisch zu sein, kann keinen Augenzeugen täuschen. Zu einer Idylle machen zu wollen, was der Dichter selbst nie für eine solche auszugeben gedachte, hieße Poesie auf Kosten der Wahrheit schaffen; sollte diese aber, die das Andenken des Toten nur ehren kann, hier nicht besser am Platze sein?

3.

Ein Egoist ist Heine keinem Menschen gegenüber gewesen, ungeachtet aller gegenteiligen Behauptungen. Gefällt er sich auch darin, den Mephisto zur Schau zu tragen, und über Tugend und Liebe zu spotten, so darf man doch nicht an ihm irre werden. Man pflegt seine geistige Richtung als eine entartete zu bezeichnen, und unbegründet ist ja auch nicht alles, was man gegen ihn vorgebracht hat. Findet man aber bei jenen Dichtern, über denen der Nimbus der Tugend schwebt, vielleicht nicht einmal Schiller ausgenommen, so zauberisch schöne, von einer

solch zarten Innigkeit des Gefühls durchdrungene Verse, wie diese: „Du bist wie eine Blume —?“

Dies sind Worte desjenigen, welcher seine alte, kränkliche Mutter durch Briefe heitersten Inhaltes zu beruhigen wußte, während er sich unter der Folterqual unerträglicher Schmerzen wand, der aber auch beißende Spottreden für die hatte, die ihn zu lieben behaupteten, ihn in Wirklichkeit jedoch nur ausbeuten wollten. So sagte er zu mir, als ich einmal bald nach Neujahr einige Worte der Anerkennung über den Eifer seiner Krankenwärterin Katharina hatte fallen lassen:

„Du vergißt, daß wir in der Zeit der Neujahrsgeschenke leben, in der man sich zu bedanken hat. So giebt's denn sechs Tage hindurch — drei vor, drei nach dem 1. Januar — eine sehr fürsorgliche Behandlung, die Rechnung stimmt. Die Dienstboten sind auch nicht jedes edleren Gefühles bar, wie Du siehst.“

4.

Neben Katharina, der Krankenwärterin, die nie ohne das Kopftuch erschien, das sie zur „Dame Infortune“ gemacht hat, wirkte im Haushalte Pauline, auf deren Schultern die Pflichten einer Gesellschafterin und Kammerzofe ruhten, die, mit einem Worte, Mädchen für Alles war. Die Vertrauten des Hauses, der übrige Teil der Dienerschaft kann ich nicht sagen, bestanden damals aus dem Sekretär Heines, einem Sachsen von guter Herkunft, der sich bei den politischen Ereignissen des Jahres 1849 kompromittiert hatte, und einem alten, halb ge-

lähmten Israeliten, dem Doktor Löwe, der von den Wohlthaten des Dichters lebte und die kleine geheime Polizei zu leiten hatte, welche derselbe zu unterhalten für nötig fand. Auch die, welche sonst im Hause vorsprachen, hatten fast sämtlich an den Klippen der Politik und der Liebe Schiffbruch gelitten und gehörten jener Sphäre an, die Heine als fürstliche Halbwelt bezeichnete. Da war die Prinzessin Belgiojoso, die viel von ihrem kranken Magen sprach und behauptete, nur Speisen auf Eis und zwar bloß um Mitternacht genießen zu können. Eine andere Ruine, die Prinzessin W. aus Weimar, schleppte sich mit frommen Broschüren herum, deren Weihrauch Gott ruhig über sich ergehen ließ, und eine Engländerin wurde mir vom Dichter als das Original der Lady Mathilde aus den „Reisebildern" bezeichnet. Mit dem Departement der Liebesangelegenheiten war Frau Jaubert wohl vertraut, die, eine wahre Liliputergestalt, vom Scheitel bis zur Sohle schmuck und sauber gekleidet, mit einem kleinen Regenschirme in ihren Händchen, einen fast grotesk-komischen Anblick gewährte.

5.

Das Gepräge, welches auf Wohnung und Umgebung liegt, führt eine gar beredte Sprache, und so glaubte ich in dem gegenwärtigen Elende des Dichters einen Trümmerhaufen zu erblicken, der aus den Bruchstücken einer krankhaften Vergangenheit bestand. Aus jeder Phase seines Lebens schien etwas zurückgeblieben zu sein, um zu einem Chaos durcheinander gewürfelt zu werden, in dem alle möglichen Strömungen sich spiegelten.

Wohnt auch vielleicht in jedem Künstler ein Etwas, das sich gegen den äußeren Zwang

einer streng geregelten Lebensordnung aufbäumt, so muß er doch, wenn er ein großer Künstler sein und bleiben will, die Herrschaft über diesen Trieb in Händen haben, um ihn stets in seine Schranken verweisen zu können. Wie der Franzose über dergleichen Dinge denkt, hat Heine wohl kaum gewußt. Wenn auch die Hülle Voltaires ihn umkleidete, so steckte doch tief in seinem Blute das deutsche Element und kehrte auch seine naive Seite heraus, als er die Schöpfungen des ihm keineswegs sympathischen Alfred de Müsset mit vollem Ernste für bare Münze nahm. Ein derartiger Standpunkt war jedoch ein schon überwundener, als ich in den Lebenskreis des Dichters trat.

Meine etwas kosmopolitische Erziehung und lange Reisen hatten mich auf einen solchen Verkehr vorbereitet; dann aber wurzelte ja tief in meinem Herzen die vollste Bewunderung für den Schöpfer des „Buches der Lieder,“ dessen Gedichte mir meine Mutter in kleinen Prachtausgaben geschenkt hatte, und die das Lebenselement meiner Jugend gewesen waren. Dank den herrlichen Bildern, die hier vor meinem geistigen Auge emporstiegen, schien

sich mir die ganze Natur in ein irdisches Paradies zu verwandeln, und ich schreckte nicht vor der ungestümen Wildheit zurück, die sich dazwischen Bahn brach. Gegen meinen Lieblingsdichter geschleuderte Angriffe verknüpften diesen nur noch fester mit meinem innersten Sein, und wenn ich frühzeitig eine Lanze für ihn einlegte, fühlte ich, daß ich gewissermaßen mich selbst verteidigte und mich auf den Kampf gegen menschliche Bosheit und Dummheit vorbereitete. Heine erkannte diese Berührungspunkte und freute sich über die Selbständigkeit eines Geistes, der nicht auf dem Pfade der Allerweltsweisheit wandelte. Der Abscheu vor dem Schlendrian, dem Häßlichen, Gemeinen, der Haß gegen alles Erkünstelte, die Verachtung hochtrabender Wortklingeleien und eitler Gefühlsschwärmerei, vor allem aber die ganze und volle, die begeisterte Hingabe an den Kultus des Schönen — das wurde zum geistigen Bande zwischen uns. „Unsere Geister," sagte Heine zu mir, „sind nahe verwandt, und daher habe ich nichts vor Dir zu verbergen."

6.

Die Beziehungen zwischen dem Dichter und mir waren auf vollkommenes gegenseitiges Vertrauen gegründet, wie dieser Brief aus der ersten Zeit unserer Bekanntschaft es beweist.

3, Avenue Matignon, den 20. Juni 1855.

Sehr liebenswürdige und ehrenwerthe Person!

Ich bedauere sehr, daß ich Sie letzthin nur wenige Augenblicke sehen konnte. Sie haben einen äußerst vortheilhaften Eindruck hinterlassen, und ich sehne mich nach dem Vergnügen, Sie recht bald wieder zu sehen. —

Wenn es Ihnen möglich ist, kommen Sie schon morgen, in jedem Fall sobald es Ihnen Ihre Zeit erlaubt. Sie kündigen sich an, wie letzthin. Den ganzen Tag bin ich zu jeder Stunde bereit, Sie zu empfangen. Die liebste Zeit wäre mir von 4 Uhr bis so spät Sie wollen. — Trotz meines Augenleidens schreibe ich eigenhändig, weil ich jetzt keinen vertrauten Sekretär besitze. — Ich habe heftiges Ohrensausen und bin noch immer sehr leidend. Ich weiß nicht, warum Ihre liebereiche Theilnahme mir so wohl thut, warum ich abergläubischer Mensch mir einbilden will, eine gute Fee besuche mich in trüber Stunde. Sie war die rechte Stunde. — Oder sind Sie eine böse Fee?

Ich muß das bald wissen.

Ihr

Heinrich Heine.

Heine beugte sich vor der gegenseitigen Anziehungskraft gleichgearteter Geister. Dann aber hatte er es ja selbst gesagt, daß ich zur richtigen Zeit, gerade in dem Augenblicke gekommen war, wo ich kommen sollte, und so

manches Band läßt sich doch nicht knüpfen, weil man dies im verfehlten Momente zu thun versuchte. Jahre sind seitdem vergangen, und der Verkehr hat mich mit neuen Menschen in Berührung gebracht. Ziehen nun an meinem geistigen Auge jene gemeinsam verlebten Stunden nochmals vorüber, so erwacht in mir die Erinnerung an eine gegenseitige, völlig aufrichtige Herzlichkeit und an ein geistiges Band, das auf beiden Seiten stets rein geblieben und nie durch einen störenden Schatten irgend welcher Art getrübt worden ist. Weil wir uns vom ersten Augenblicke an kannten, war jede Möglichkeit eines Mißverständnisses von vornherein ausgeschlossen, und ohne Furcht vor falschen Deutungen konnten wir uns zeigen, wie wir wirklich waren. Unsere gegenseitigen Beziehungen erhielten dadurch einen ganz eigenartigen, unbeschreiblichen Reiz, den selbst Fernstehende spürten, und dem sie mit Hochachtung gegenüber standen.

Heine hatte mich sogleich geduzt, wodurch er in mir das Gefühl alter Vertraulichkeit weckte, und nach dem Petschaft, dessen ich

mich gewöhnlich bediente, gab er mir den Beinamen „Mouche.“ Als ich mich nun von ihm als Verwandte behandelt sah, war ich auch meinerseits bestrebt, mich als solche zu zeigen. Die Abwesenheit des Sekretärs, des Herrn v. Zichlinsky, der krank wurde und keinen Stellvertreter erhielt, sollte mir Veranlassung geben, dessen Thätigkeit zeitweilig zu übernehmen. Heine machte gerne von den kleinen Talenten seiner Mouche Gebrauch, wie er sich ausdrückte, und ließ mich die Briefe adressieren, die er an seine Mutter, die arme, alte Frau, schrieb, oder die Probebogen von der französischen Ausgabe seiner „Reisebilder“ durchsehen. Da ich mich litterarisch noch nie beschäftigt hatte, wurde es mir keineswegs leicht, einen Text zu berichtigen, in dem es von Attentaten auf eine gute Ausdrucksweise förmlich wimmelte. Bisweilen benutzte auch Heine, weil ihm das Schreiben so entsetzlich schwer fiel, meine Kenntnis des Deutschen, um mir Briefe zu diktieren, und hier glaube ich mich keiner Indiskretion schuldig zu machen, wenn ich eines Schreibens erwähne, das sich wohl noch heute im Besitze der Familie Roth-

schild befindet. Es ist an dieselbe beim Tode des Familienoberhauptes gerichtet und enthält in Form einer Beileidsbezeugung ein ebenso großartiges, wie tief ergreifendes Bild jüdischer Trauer. Anknüpfend nun an diesen Brief, den Heine mir diktierte, und welchen er als kalligraphisch nicht ganz vorwurfsfrei bezeichnete, legt er sich den Titel Schulmeister bei, welcher in den Briefen an mich mehrmals vorkommt.

„Heute wird keine Schule gehalten, denn der Schulmeister ist noch nicht auf Deck, wie die alte Lißt behauptet: daher will ich Dich heute entbehren. Laß es mir aber wissen, ob du morgen (Montag) kommen kannst. Der Kopf thut mir entsetzlich weh, und es wäre schnöde Selbstsucht, wenn ich Dich herlocken wollte, ohne mich mit Dir unterhalten zu können. Deine Antwort, meine liebe Mouche, erwartend, zeichne ich mich als über alle Begriffe vernarrt in Dich

H. H.“

Ganz besonders konnte der Dichter über die wenig korrekte Form meiner großen Buch-

staben böse werden, und ich sehe noch, wie der gefürchtete, unbarmherzige Spötter mit dem Finger seine gelähmte Wimper aufhob, um mich besser auf meine Sünden aufmerksam zu machen und mir vorzuschreiben.

Fehler dieser Art hielt er jedoch immer noch für verzeihliche, wenn ihre ungeschickten Eigentümer auch nicht seinem Zorne entschlüpften. Einst empfing er einen Geschäftsbrief von einem Freunde aus Deutschland, einem Einfaltspinsel, der sich zum Gelehrten aufspielen wollte und auf die dreimal unglückliche Idee verfallen war, sein Schreiben mit Citaten aus Schiller zu spicken. Ein Geschäftsbrief an Heine mit Schillerschen Versen geschmückt! Über diesen sonderbaren Einfall konnte der also Beglückte gar nicht hinwegkommen, und in polterndem Zorne stieß er heftig und ruckweise die Worte heraus: „Ob dieser Mensch denn wirklich glaubt, daß ich mich für Schiller interessiere?“ wobei ein Lächeln den Sinn des Gesagten vervollständigte, und er augenscheinlich an diesen Fonds unausrottbarer Einfalt dachte, der wie ein Erbfluch dem Philister eines jeden Landes und

einer jeden Stellung anhaftet. Was er jedoch als bloße Dummheit verurteilte, wollte mir wie der Ausfluß einer absichtlichen Bosheit vorkommen. Der geistvolle Dichter und scharfblickende Kritiker, der es seinen Landsleuten nicht verzieh, ihn so obenhin behandelt zu haben, vergaß, daß die Leute dem keine Tempel bauen, der sie als Bürgerpack und Einfaltspinsel bezeichnet.

7.

Sollte ich Heines Mitarbeiterin werden? Er schien prüfen zu wollen, ob meine Kräfte einer großen Aufgabe gewachsen seien, ob meine Schwingen auch nicht erlahmen würden, wenn sie dem Fluge seiner Gedanken folgen sollten, und sprach ausführlich über die französische Übersetzung seiner Schöpfungen mit mir. „Der neue Frühling," der so meisterhaft das Herz schildert, in dem es kalt und öde geworden war, und das nun durch neue Liebe zu neuer Frühlingswonne erwacht, sollte in der „Revue des Deux Mondes" veröffentlicht werden; um ihn jedoch

in jenem Leserkreise heimisch zu machen, mußte ein Französisch geschaffen werden, das ebenso den Gesetzen der Schönheit, wie den Regeln der Grammatik entsprach.

Meine französische Übersetzung wollte nun Heine, sagte er, mit der seiner anderen Übersetzer vergleichen, um ihre Arbeit nach der meinigen zu beurteilen. Unbegreifliche Sorglosigkeit! So wenig Wert legte ich damals auf mein Schaffen, daß ich nie daran gedacht habe, mir von der Revue das Manuscript geben zu lassen, das meine erste litterarische Arbeit enthält. Meinem Freunde hatte ich einen Dienst erwiesen, und das genügte mir.

8.

Interessante Bemerkungen knüpften sich an die gemeinsame Lektüre. Heine fand Gefallen an meiner deutschen Aussprache, die ihm einfach, natürlich, völlig dem Geiste der Sprache angemessen erschien, die er die schönste und klangvollste der Welt nannte. Das Französische war seiner Meinung nach mehr trocken als elegant, und besaß für die zarten, feinen Pulsschläge der Poesie keinen Ausdruck. Bekannt ist seine Abneigung gegen Viktor Hugo und Alfred de Musset. „Nichts als gereimte Prosa,“ rief er, als ich ihm eines Tages des Letzteren „Mardoche“ vorgelesen

hatte. Dagegen war Alexander Dumas Vater sein Mann, und er wurde nicht müde, dessen Schwung, fröhlich pulsierendes Leben und wunderbare Gestaltungskraft zu rühmen. Die „Drei Musketiere“ hat er mir mehr wie einmal als das Muster einer Romangattung bezeichnet, die auffrischend und angenehm fesselnd unterhalten will, und in der Kunst, dies zu können, pflegte er noch mit Vorliebe den heute vergessenen Karl Rabou und dessen Roman „Der Arme von Montléry“ zu nennen. Von dem sogenannten philosophischen Romane hielt er nicht sonderlich viel, und ohne Georg Sands großes Talent zu verkennen, stimmte er doch nicht in die Hymnen ein, die zu ihrem Lobe ertönten und ihren Geist und Stil als männlich rühmten. Für ihn hatte gerade ihre ganze Denk- und Schreibweise einen ausgeprägt weiblichen Charakter, und er behauptete, daß das philosophische Element, welches der Urenkelin der Aurora von Königsmark als deutsches Erbteil im Blute stecken mochte, ihre Urteilskraft nicht von den Schlacken weiblicher Verschrobenheit hatte reinigen können, und daß an ihrem überreichen Wortschwalle, ihren hoch-

8.

Interessante Bemerkungen knüpften sich an die gemeinsame Lektüre. Heine fand Gefallen an meiner deutschen Aussprache, die ihm einfach, natürlich, völlig dem Geiste der Sprache angemessen erschien, die er die schönste und klangvollste der Welt nannte. Das Französische war seiner Meinung nach mehr trocken als elegant, und besaß für die zarten, feinen Pulsschläge der Poesie keinen Ausdruck. Bekannt ist seine Abneigung gegen Viktor Hugo und Alfred de Musset. „Nichts als gereimte Prosa,“ rief er, als ich ihm eines Tages des Letzteren „Mardoche“ vorgelesen

hatte. Dagegen war Alexander Dumas Vater sein Mann, und er wurde nicht müde, dessen Schwung, fröhlich pulsierendes Leben und wunderbare Gestaltungskraft zu rühmen. Die „Drei Musketiere“ hat er mir mehr wie einmal als das Muster einer Romangattung bezeichnet, die auffrischend und angenehm fesselnd unterhalten will, und in der Kunst, dies zu können, pflegte er noch mit Vorliebe den heute vergessenen Karl Rabou und dessen Roman „Der Arme von Montléry“ zu nennen. Von dem sogenannten philosophischen Romane hielt er nicht sonderlich viel, und ohne Georg Sands großes Talent zu verkennen, stimmte er doch nicht in die Hymnen ein, die zu ihrem Lobe ertönten und ihren Geist und Stil als männlich rühmten. Für ihn hatte gerade ihre ganze Denk- und Schreibweise einen ausgeprägt weiblichen Charakter, und er behauptete, daß das philosophische Element, welches der Urenkelin der Aurora von Königsmark als deutsches Erbteil im Blute stecken mochte, ihre Urteilskraft nicht von den Schlacken weiblicher Verschrobenheit hatte reinigen können, und daß an ihrem überreichen Wortschwalle, ihren hoch-

trabenden Reden, einförmigen Thesen, lebensunfähigen Gestalten sofort ihr Geschlecht zu erkennen sei. Er rügte an ihr diesen Fehler der meisten Schriftstellerinnen, nämlich den Mangel an Objektivität, welcher sie, wie manche ihrer Vorgängerinnen, dahin geführt hatte, ihre Principien durch ihre Schriften zu beweisen, oder vielmehr ihre Principien in handelnde Personen zu verwandeln. Als er sie einst einen Blaustrumpf genannt hatte, und ich dagegen protestieren wollte, rief er: „Nennen wir das Ding beim rechten Namen.“

Ein Dichter wie Heine wandelt seine eigene Straße; er, der in den einfachsten Ausdrücken die glänzendsten Bilder entwarf, konnte einem wortreichen Redestrom wohl keinen Geschmack abgewinnen, und überdies war er ein zu klarer Kopf, um nicht Romane zu belächeln, die die Gesellschaft zu reformieren gedachten. Seiner Meinung nach war es die Aufgabe eines jeden wahren Künstlers, mochte derselbe Romanschriftsteller, Lyriker oder Dramatiker sein, in treuer Wiedergabe der Natur die schönste Poesie zu suchen. Dies hielt er für das Höchste, was überhaupt geleistet werden

konnte, und von denen, die sich an die Lösung dieses großen Rätsels gewagt hatten, stand ihm Shakspeare, von dem er nur mit vollster Begeisterung sprach, obenan. „Sieh,“ sagte er, „wenn der liebe Gott auch den ersten Platz in der Schöpfung für sich in Anspruch nimmt, so kommt doch Shakspeare gleich in zweiter Reihe.“

9.

Anhaltendes Vorlesen ermüdet einen Kranken, und so mußte ich bisweilen innehalten. Dann lag wohl Heine mit halb geschlossenen Augen da, streckte seinen Arm aus und bat mich, meine Hand in die seinige zu legen, die er nun so fest umschloß, als ob es in meiner Macht stände, ihn dem Tode zu entreißen. So wolle er sich, sagte er, wobei der Klang seiner Stimme eine eigentümliche Schärfe annahm, an das fliehende Leben klammern. Um diese düstere Stimmung zu verscheuchen, bat ich ihn dann, mir von seiner Vergangenheit, seinen

Studentenjahren zu erzählen, und die Schilderung, welche er von seinem Aufenthalte in Bonn entrollte, erinnerte an Göthes unsterbliche „Lehrjahre.“ Mit sprudelnder Lebendigkeit, spöttisch aufblitzender Begeisterung suchte dieser andere Wilhelm Meister ein Bild jener „Burschenschaften“ zu entwerfen, denen er selbst angehört hatte, und nach deren Seitenstücken man das Mittelalter oder Viktor Hugos „Notre-Dame de Paris“ durchstöbern könnte. Der „Lehrjahre“ habe ich vorhin nicht gerade an geeignetster Stelle Erwähnung gethan. Die Leute, die hier an mir vorüberspazierten, füllten ihre Zeit aus durch Liebeleien, Trinkgelage, müßige Erörterungen, Spötteleien, mehr oder minder gelungener Art, über alles Bestehende und auch wohl über das Nicht-Bestehende, durch Zank, Streit, Raufereien, Duelle; mit einem Worte, alle nur erdenkbaren Narrheiten und tollen Streiche nisteten im Hirne eines solchen deutschen Studenten, dem es natürlich an Vorwänden und Beschönigungen nicht fehlte. Hatte er in der Nacht vollauf mit den Gelagen zu thun, so mußte er sich doch am Tage von solchen An=

strengungen würdig erholen. Viel Zeit zum Arbeiten war demnach nicht zu erübrigen, und was getrieben wurde, konnte kein helles Licht in die Köpfe bringen.

Zu der Zeit, von der Heine sprach, war auch noch die Politik, von der wohl nur die Schenkwirte etwas hatten, vielen Studenten zu Kopfe gestiegen. Patriotische Lieder singend, zogen sie in großen Scharen nach einer von diesen Ruinen, von denen man auf den alten Rhein herabsieht, und überließen sich hier im Lande des Weines, im Schutze verfallener Schlösser ziemlich unschuldigen Protesten gegen die Tyrannei der Despoten. Nach Bewältigung der mitgenommenen Mundvorräte wurde gewöhnlich zu einem feierlichen Redeakte geschritten, wobei sich die Sprechenden jedoch häufig in den Schlingen ihres Satzbaues verstrickten. Ein anschlägiger Kopf wußte aber auch dafür Rat, wie der Tag zeigen sollte, an dem man auf dem Drachenfels versammelt war. Hier machte nämlich ein Kommilitone mit etwas schwerer Zunge den Vorschlag, an Stelle der Rede ein Freudenfeuer treten zu lassen, zu dem die nahe Burg-

ruine das Material hergeben sollte, und mit donnerndem Beifalle stimmte man ihm begeistert zu. Nachdem man noch in aller Eile einige Sätze höchster Weisheit, wie den Ausspruch, daß die Einigkeit stark macht, zu Tage gefördert hatte, wurde der schnell aufgerichtete Holzstoß in Brand gesteckt. Der Turm fing Feuer und flammte hell auf. Allein die Behörde, die Arm in Arm mit den Despoten geht, sah nicht ein, was für einen Nutzen die Zerstörung einer malerischen Ruine haben könne, und verbat sich die Spielerei, so daß die Freudenfeuer schnell ein Ende nahmen. Heine erinnerte sich ganz besonders lebhaft einer Luftröhrenentzündung, die er sich bei jener Gelegenheit geholt hatte, und die so heftig gewesen war, daß sie ihm den Geschmack an dergleichen Demonstrationen für immer verdarb.

Eine andere Scene, von der Heine ebenfalls als Augenzeuge berichtete, kennzeichnet vielleicht noch besser das widerwärtige Wesen eines Menschen, der sein Leben in den Kneipen vertrödelt und mit seiner Dummheit prahlt, statt es dahin zu bringen, daß er auf sein

Wissen stolz sein kann. Ein Student wollte sich, dem Gebrauche deutscher Universitäten gemäß, zu den Vorlesungen eines berühmten Rechtsgelehrten, des Herrn v. Savigny, einschreiben lassen und erschien bei diesem Professor in einem Schlafrocke und mit schief aufgesetzter Mütze, während aus einer zerrissenen Tasche das Rohr einer langen Pfeife hervorguckte, und er einen unangenehmen Tabaksgeruch um sich herum verbreitete. Mit albernem Lächeln wollte der Mensch hereintreten, als ein fragender Blick des Herrn v. Savigny ihn auf der Schwelle festhielt.

„Haben Sie außer diesem Schlafrocke keine anderen Kleider?“ fragte derselbe streng.

Der Flöz fuhr wütend auf und wollte durch seine kühne Haltung imponieren, indem er entgegnete, daß er unter seinen andern Kleidern auch noch einen ganz neuen Leibrock habe.

Eine bezeichnende Geberde des Herrn v. Savigny hemmte seinen Redefluß. „Nun gut,“ sagte dieser, „so kleiden Sie sich an und kommen dann zu mir.“

10.

Der Arzt hatte mir einen Aufenthalt in Wildbad im Schwarzwalde verordnet, und ich mußte also meine Besuche zeitweilig einstellen. Diese Nachricht wirkte niederdrückend auf den Kranken. Ich ging nach — Deutschland, und ach! er konnte nicht mit, denn seine Kraft war gebrochen und unwiederbringlich dahin, und kein Messias sagte zu ihm: „Stehe auf und wandle!“

Er hatte sich auf sein Kissen zurückgelegt und schien zu träumen. Wo war er jetzt? Im Schwarzwalde, glaube ich; ein malerisches Bild zieht an seinem Geiste vorüber. Hoch

oben auf dem Berge liegt die schattige Säulenhalle dunkler Tannen, mit dem blauen Firmamente im Hintergrunde und wehenden Farnkräutern, welche bewegliche Schattenbilder zeichnen, am moosigen Boden; am Bergesabhange breitet sich unter dem weiten, freien Himmelszelte ein Dörfchen aus, ein idyllisches Landschaftsgemälde von unvergänglicher Frische; auf geschwätzigen Wassern tanzen lachende Lichtstrahlen, und heiterer Sonnenschein lagert auf der malerischen Schlucht und ihrem Blumenflor.

Heine schwieg, und so wagte ich auch nicht zu sprechen, sondern blickte auf die Stäubchen, die im Zimmer umherflogen.

Eine erstickende Hitze drang durch das geöffnete Fenster, und im Zimmer nebenan ließen sich zankende Stimmen hören. Da entrang sich ein schwerer Seufzer der Brust des Kranken, und Thränen drängten sich in meine Augen; fast schien es mir wie ein Unrecht, an meine Gesundheit zu denken, während der Tod vor seiner Thüre stand.

11.

Allerliebste, süße Mouche! Oder soll ich vielleicht von Deinem Petschaft absehen und Dich nach dem Parfüm Deines Briefes nennen? Dann müßte ich mein allerzierlichstes Moschuskätzchen zu Dir sagen. Vorgestern habe ich Deine Sendung erhalten, die pattes de mouche gehen mir beständig im Kopfe, vielleicht auch im Herzen herum. Nimm meinen vollsten Dank für jeden Beweis Deiner Zuneigung. Die Übersetzung der Gedichte ist vortrefflich, und ich beziehe mich auf das, was ich Dir vor Deiner Abreise über diesen Gegenstand sagte. Auch freue ich mich

Dich bald wiederzusehen, und einen Kuß auf Dein liebliches Schwabengesicht zu drücken. Ach! diese Worte würden gewiß eine weniger platonische Bedeutung erhalten, wenn ich noch ein Mensch wäre! Leider bin ich aber nur noch ein Geist; Dir mag dies schon recht sein, mir aber paßt es nur herzlich schlecht.

Die französische Ausgabe meiner Gedichte ist soeben erschienen und macht Furore. Doch werden diejenigen meiner Gedichte, welche, wie der „Neue Frühling," noch nicht veröffentlicht wurden, erst in zwei oder drei Monaten in einem der letzten Bände der französischen Ausgabe erscheinen. Es ist, wie Du siehst, keine Zeit verloren. Ja, ich freue mich, Dich wiederzusehen, Du, meines Herzens liebliche Mouche! Du, allerreizendstes Moschuskätzchen, das zugleich sanft wie ein Angorakätzchen ist, welche Art ich am meisten liebe! Lange bevorzugte ich die Tigerkatzen; doch diese sind zu gefährlich, und die Küsse, welche sie bisweilen auf meinem Antlitze zurückließen, behagten mir durchaus nicht. Mir geht es immer sehr schlecht; nichts als Widerwärtigkeiten, Anfälle rasendster Schmerzen,

Wuth gegen meinen Zustand, der hoffnungslos ist! Ein Todter, der nach den glühendsten Genüssen des Lebens dürstet! Das ist entsetzlich! Lebe wohl! Mögen die Bäder Dich kräftigen und Dir gut thun. Die herzlichsten Grüße von Deinem Freunde

Heinrich Heine.

Paris, den 20. Juli 1855.

Meine liebe Freundin!

„Du bist in Paris und zögerst doch, zu mir zu kommen und mir die Hand zu drücken. Ich sehne mich ganz gewaltig danach, das Moschusparfüm Deiner Handschuhe zu riechen, den Ton Deiner Stimme zu hören und einen Kuß auf Dein Schwabengesicht zu drücken. — Sei nicht böse: — so anmuthig Du auch bist, so gemahnst Du mich doch immer an ein schwäbisches Vögelein!

Komme aber bald. Ganz der Deine,

H. Heiné.

(Er pflegte seinen Namen wohl mit einem Accent zu schreiben, wenn er sich der französischen Sprache bediente.)

12.

Das Erscheinen der französischen Ausgabe seiner Gedichte und Reisebilder hatte die Stimmung des Dichters günstig beeinflußt, und etwas davon spricht sich auch in den vorstehenden Briefen aus.

Von dem Standpunkte aus, den der wachsende Realismus mit seinen gesteigerten Ansprüchen geschaffen hat, ließe sich ja mancher Einwand gegen den Plan und die Anlage dieser Reisebilder erheben. Immerhin aber werden sie, diese lose durcheinander gewürfelten Bruchstücke, die der Form nach einer Sammlung von Albumblättern gleichen, zu dem Besten

gehören, was der Dichter geschaffen hat. Hier, wie in einigen seiner schönsten Gedichte, entreißt er sich, fühlt man, der Fessel sonstiger Gewohnheit; er schreibt nur für sich, ohne nach Beifall oder Tadel zu fragen, und losgelöst von der Berührung mit menschlicher Borniertheit und jenen engherzigen, pedantisch steifen Leuten geht sein Weh unter in dem unendlichen Genuß, die Luft der Höhen atmen zu können. Abwechselnd entwirft der Dichter, der Maler, der große Künstler Skizzen jener malerischen Gipfel, auf welche Göthe seine Walpurgisnacht verlegt und der lieblichen, friedlichen Landschaft südlicher Gegenden, und reine Freude, befreites Aufatmen, gesättigtes Wonnegefühl spricht aus diesen Bildern voll Licht und Leben. Gewiß haben die meisten Künstler und Schriftsteller nicht mehr gesehen, will ich sagen, wohl aber mehr Reisen gemacht. Eine Fahrt nach London, ein Ausflug an die See, den Harz, eine angefangene italienische Reise, ein Badeaufenthalt in Bagnères — damit ist Heines Reiseleben beinahe erschöpft. Wer aber von unseren neueren Stilisten versteht es besser, mit einem Feder-

striche Charakter und Farbenton einer Landschaft zu treffen? Man denke nur einmal daran, was alles über Italien geschrieben worden ist! Leute, die dort in sechs Wochen Material zu einem Buche sammeln wollen, sehen mit dem befangenen Blicke des Fremden, den es ärgert, auf alte Gewohnheiten verzichten zu müssen. So werden der Gastwirt, der die Höhe der Rechnung nach dem Äußern seines Gastes bemißt, die kleine Italienerin, die sich zeigt, wie sie ist, zu Typen der Verdorbenheit und Gemeinheit, der halb nackte, jugendliche Bettler, der sorglos herumhüpft, der stattliche Priester in seinem mit Spitzen bedeckten Gewande zu Komödianten niedrigster Sorte. Statt zu prüfen, vergleicht man, und ohne die Unterschiede in der Natur, dem Klima, der Erziehung, dem Charakter in Rechnung zu bringen, zieht man über Sitten und Gebräuche her, deren Hauptfehler darin besteht, daß sie von den unsrigen abweichen. Schriftsteller, die, von kleinlicher, engherziger Neugierde beseelt, auf Kosten desselben Volkes, das sie zu verachten behaupten, Geld gewinnen wollen, können keine all zu treuen Bilder

bringen, und meistens beschränken sie sich denn auch auf Sammlungen, Altertümer und Schätze aller Art, woran Italien reich ist, woraus aber noch immer keine Kenntnis von Land und Leuten sich erschließt. Man scheint zu vergessen, daß jedes Kunstwerk tot ist, in dem der Geist des Schöpfers nicht lebendig pulsiert. Ein solches Leben aber durchströmt die „Reisebilder,“ was sich gegen ihre Anlage auch vorbringen läßt. In diesem Meisterwerke finden wir ein bis jetzt unübertroffenes Bild jenes irdischen Paradieses, als dessen Eva man Göthes Mignon bezeichnen könnte. Während in dem großen deutschen Klassiker das antike, klassische Italien lebt, greift der Sohn Israels mit seiner schöpferischen Phantasie aus dem jungen, lachenden Italien der Gegenwart lebensvolle Gestalten heraus. Ihm ist das Vaterland Dantes nicht blos ein ungeheurer, großartiger Kirchhof, wo Cypressen den Marmor beschatten, sondern er erblickt einen Feengarten, ein Zaubereiland, wo das ewige Fest der Jugend und Liebe ohne Aufhören gefeiert wird. Göthe meißelt in seinen „Römischen Elegieen“ ein großartiges Reliefbild, Byron

und Lamartine stimmen auf ihrer Lyra ein Loblied an, Heine aber hat nichts als Prosa für das geliebte Land, weiß es jedoch in dieser so herrlich zu schildern, daß man sich unwillkürlich fragt, ob nicht das Original hinter diesem Bilde zurückbleibt. Das von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldete Kloster, dessen Fresken von heiligen Wundern verkünden, und in dessen Spitzbogen der enge Horizont der Berge sich einrahmt; das friedliche Florenz unter dem azurblauen Himmel, auf das der Wanderer, an eine Fichte gelehnt, von der Höhe herabschaut; die Säulenhalle des Palastes mit ihren Bildern und schönen, bleichen Frauen, deren Lachen am Abende hier ertönt; die heilige Madonna mit ihrer Strahlenkrone, die den Vorübergehenden an die Liebe einer Jungfrau gemahnt; einsame Gärten, in denen Marmorstatuen zwischen dem Lorbeer und der Myrte die Erinnerung an die Götter Griechenlands wachrufen; die Nacht mit ihrem wolkenlosen Himmel und geschäftigen Treiben; das goldstrahlende Heiligtum und die in heißer Leidenschaft aufflammenden Beter — es zieht auf einigen Blättern der

Reisebilder an uns vorüber. Aber der Medaille fehlt nicht die Rückseite, und neben dem Bilde steht auch die Karikatur. Der plumpe, jüdische Bankier, der den Gelehrten spielen will und die aufgehende Sonne mit Versen an die untergehende begrüßt, die protestantische Engländerin, die sich für geistreich hält, wenn sie das bespöttelt, woran das katholische Italien hängt, sind sehr gelungene und beißende Typen jener schlimmen Unvermeidlichen, die sich zu Hause langweilen und leider Geld genug besitzen, um sich guten, einfachen Leuten aufzudrängen, auf die verächtlich herabzusehen sie sich auf Grund ihrer Nationalität und ihrer Bibel für berechtigt halten.

13.

Ich bin aus Wildbad zurückgekehrt und sitze wieder neben dem Bette des Kranken. Seine Kräfte nehmen merklich ab, und seine düstere, dumpfe Stimmung spricht aus allen Zuschriften, die ich nun, in Prosa oder in Versen, von ihm erhalte. Ich lasse einige derselben folgen; besitzen sie auch keinen großen litterarischen Wert, so legen sie doch Zeugnis ab von den Körper- und Seelenqualen, die der Dichter zu erdulden hatte.

Liebes Herz!

In meinem Kopfe sieht es so wirr aus, daß ich nicht mehr weiß, ob ich Dich gebeten

habe, heute (Donnerstag) oder erst morgen (Freitag) zu kommen.

Heute steht es schlecht um mich, und der Sicherheit wegen wollen wir Deinen lieben Besuch auf nächsten Sonnabend festsetzen. Dann aber werde ich auch bestimmt auf Dich rechnen. — Komme bald! — Ich ergreife diese Gelegenheit, um Dir das Manuscript der Gedichte zu schicken, und bitte Dich, es durchzusehen, und dann mitzubringen, damit wir es zusammen lesen und Du mir Deine Meinung über etwa vorzunehmende Änderungen sagen kannst.

Süßes, liebes Geschöpf! ich bin sehr elend, leide aber ebenso moralisch, wie physisch. Die deutsche Ehrlichkeit und Treue zeigen sich mir gegenüber in J..... f..... Ich schließe die Lotosblume in meine Arme und bin ihr ergebener

Donnerstag. H. H.

Freitag, den 11. Jan. 1856.

Liebes Kind!

Ich habe einen Anfall von Migräne, der, fürchte ich, noch morgen andauern oder sich

wohl gar verschlimmern wird. Ich beeile mich, Dich davon zu benachrichtigen, damit Du weißt, daß morgen keine Schule ist, und Du über Deinen Nachmittag nach Belieben verfügen kannst. Dafür aber rechne ich übermorgen (Sonntag) auf Dich. Wenn Du nicht kommen kannst, so laß es mir wissen, mein liebes, süßes Kind. Ich werde Dich nie schlagen, selbst wenn Du eine solche Strafe durch übergroße Dummheit verdienen solltest. Um die Ruthe handhaben zu können, müßte ich auch schon mehr Kraft besitzen, als es jetzt der Fall ist. Ich bin niedergeschlagen, krank und traurig.

Ich küsse die patte de mouche.

Dein Freund

H. H.

Ich denke unaufhörlich an meine Mouche, will sie aber weder heute (Dienstag) noch morgen sehen: — ich bin sehr krank! — doch Donnerstag rechne ich auf die allersüßeste Mouche.

Ich kann nicht sehen, was ich schreibe.

Dienstag. H. H.

Liebe Freundin!

Ich bin noch immer sehr krank und will Dich heute nicht sehen. Aber ich hoffe, Du wirst morgen (Sonntag) kommen können. Schreibe mir ein Wort, wenn Du übermorgen nicht kommen kannst.

Dein armer Freund
Nebukadnezar II.

Du mußt nämlich wissen, daß ich jetzt so unvernünftig wie der König von Babylon bin und nur gehackte Kräuter esse, die meine Köchin „Spinat" nennt.

Allerliebstes reizendes Kätzchen!

Ich will Dich morgen (Mittwoch) nicht sehen, und zwar weil ich eine Migräne im Anzuge fühle, wenn Du mir aber am Nachmittage des Freitags einige Augenblicke widmen könntest, würde mich dies dafür entschädigen, Dich so lange nicht gesehen zu haben. Von Freitag ab sollen mir alle Tage gleich recht sein, um Dich zu empfangen, und je öfter Du kämst, desto glücklicher wäre ich. Meine liebe, kleine, allerreizendste Mouche, komm, summe mit Deinen Füßchen um mich herum! Ich kenne

ein Lied von Mendelssohn, dessen Refrain lautet: „Komme bald!“ Diese Melodie geht mir beständig im Kopfe herum. „Komme bald!“

Ich küsse die beiden lieben Füßchen, aber nicht zugleich, sondern eins nach dem anderen.

Lebe wohl.

H. H.

Süßes Geschöpf!

Mein Kopf thut mir heute entsetzlich weh, und ich fürchte, morgen folgt die Fortsetzung hiervon. Daher bitte ich Dich, morgen (Sonntag) nicht zu kommen, sondern erst Montag; es sei denn, daß Du hier zu thun hättest, in welchem Falle Du auf eigene Gefahr kommen müßtest. — Ich möchte Dich so gerne wiedersehen, letzte Blume meines traurigen Herbstes, über alle Maßen geliebtes Wesen!

Ich bin immerfort mit närrischer Zärtlichkeit

Dein ergebener

H. H.

Ich will sogleich die niedlichen Briefumschläge benutzen, um das liebe Händchen zu

küssen, dieses Händchen, das ihnen eine so zierliche Adresse gegeben hat. — Ich habe eine schlechte Nacht verbracht, husten mußte ich, daß ich glaubte, es ginge zu Ende und ich kann nicht sprechen. — Zugleich Dank für die vortreffliche Abschrift des Briefes an Frau v. R.

Grüße, Liebkosungen! ich lache vor Schmerz; ich knirsche mit den Zähnen, ich komme noch um meinen Verstand.

H. H.

Liebste Mouche!

Ich stecke noch immer in meinem Kopfweh, das wahrscheinlich erst morgen (Mittwoch) vorüber sein wird, so daß ich meine geliebte Mouche vor übermorgen (Donnerstag) unmöglich werde sehen können. Welcher Kummer! Ich bin so krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow. Nie war ein Dichter elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten scheint. — Ich küsse — Dein ganzes niedliches Figürchen, aber nur in Gedanken. Gedanken, das ist alles, was ich Dir bieten kann, armes Mädchen! — Auf Wiedersehen!

H. H.

Dienstag Mittag.

„Die Korrekturbogen brauche ich vor Donnerstag nicht.“

Geliebte Mouche!

Ich habe mich durch eine sehr, sehr schlimme Nacht durchgestöhnt und verliere fast den Muth. Ich hoffe, Dich morgen um mich herum summen zu hören. Dabei bin ich sentimental wie ein Mops, der zum ersten Male liebt. Wenn ich doch alle diese Sentimentalitäten auf die Reize der Frau Koreff ausschütten könnte! Aber das Schicksal versagt mir sogar diesen Genuß. Doch Du verstehst nichts von dem, was ich da sage, Du bist ein Gänschen.

Dein
Gänserich I,
König der Vandalen.

Liebe, holde Freundin!

Dank für Deine so liebreichen Zeilen. Ich bin zufrieden, Dich gesund zu wissen; — aber ach! ich bin immer sehr krank — schwach und bekümmert; bisweilen bis zu Thränen erregt durch den geringsten Unfall, den kleinsten

schlimmen Streich, womit das Schicksal mich zu seinem Vergnügen bedenkt. — Jeder Kranke ist ein Einfaltspinsel. — Ich lasse mich nicht gern in einem so elenden Zustande sehen; — aber was thut's! — meine Mouche muß ich doch summen hören. Komme bald! — so bald es der gnädigen Frau gefällig ist, oder vielmehr so schnell als möglich, hörst Du, mein süßes, mein geliebtes Gesichtchen! — — Ich schicke Dir ein Gedicht, daß ich da aufgekritzelt habe: nichts als Tollhäusler-Poesie. Der Narr an eine Närrin. H. H.

Paris, den 15. August.

Süßes Geschöpf!

Gestern noch schrieb ich diese Zeilen an Dich, schickte sie aber nicht ab, denn ich war so elend! — Heute höre ich zu meinem großen Bedauern, daß Du hier gewesen bist, und ich beeile mich, Dir zu schreiben, um dich um baldige, aber sehr baldige Wiederholung Deines Besuches zu bitten. Ich befinde mich bedeutend besser. Tausend Dank für die Gedichte, obgleich ich sie noch nicht gelesen habe. Aufs liebevollste der Deine. H. H.

Mein süßes Kind!

Ich bin nicht mehr krank, wohl aber verdrießlich; denn seit 2 Tagen arbeitet man vor meinem Fenster, um dort ein Zelt zu errichten, ohne das ich mich ganz gut behelfen könnte. Dein kleines Manuscript lese ich wieder und wieder mit großem Vergnügen; wir werden noch davon sprechen. Komme also morgen, wenn es Dir möglich ist. Ich dürste danach, Dich wiederzusehen, und denke unaufhörlich an Dich, liebliche Mouche.

Donnerstag früh. H. Heine.

Der Besuch meiner kleinen Mouche hat mich gestern erquickt; unaufhörlich denke ich an das vortrefflichste, bezauberndste, anmuthigste Geschöpf, das ich je gesehen! Nun aber soll ich Dich erst übermorgen wiedersehen. Welch eine Ewigkeit! Unterdessen könnte ich ganz leicht hundert Mal sterben. Denke ein wenig an mich, kleine Gans.

Dein unterthäniger

Dienstag. Hans.

Anmuthige Freundin!

Heute bin ich so krank, daß ich es morgen noch mehr zu sein fürchte. Daher muß ich Dich bitten, mir das Glück Deines Besuches für Sonnabend oder Sonntag zu schenken. Dein kleiner Schleier liegt sorgsam zusammengefaltet auf meinem Schreibtische.

Ich liebe Dich mit der Zärtlichkeit des Sterbenden, das heißt, mit der überhaupt denkbar größten Zärtlichkeit.

Dienstag. H. Heine.

Sonntag, den 30. Sept. 1855.

Liebes Herz!

Das Wetter ist schlimm, ich bin es ebenfalls und ich will meine Lotosblume keinem häßlichen, rauhen Nebel aussetzen. Ach Gott! wie gerne gäbe ich Dir doch einen dieser glanzvollen Tage, wie man sie an den Ufern des Ganges durchlebt, und wie sie den Lotosblumen zukommen! Komme bald! — aber noch einmal, nicht heute. Ich erwarte Dich Mittwoch, am Nachmittage. Ich hoffe, daß Dir dieser Tag recht sein wird.

Ich küsse u. s. w. H. Heine.

Geliebte!

Mir ist elendiglich zu Muthe, und ich fürchte, noch zwei Tage so zu sein. Ich schreibe Dir daher eilends, daß ich Dich erst mitten in der Woche wiedersehen kann, um unser Beisammensein durch keinen Kopfschmerz zu stören.

Ergeben und treu

Sonntag früh. H. Heine.

Liebes Herz!

Ich bin sehr leidend und im höchsten Grade verdrießlich. Mein rechtes Augenlid hat es dem anderen nachgemacht und kann sich nun nicht mehr aufthun; es ist mir kaum noch möglich zu schreiben. Aber ich liebe Dich sehr und denke viel an Dich, mein Herzblatt. Die Novelle hat mich keineswegs gelangweilt und verspricht viel für die Zukunft. Du bist nicht so dumm, wie Du aussiehst; aber sylphenhaft bist Du über alle Beschreibung, und daran habe ich meine Freude. Werde ich Dich morgen wiedersehen? Ich weiß es noch nicht; hält mein leidender Zustand an, so bekommst Du Gegenbefehl.

Ich fühle mich von einer häßlichen, weiner-

lichen Stimmung beherrscht. Mein Herz zuckt krampfhaft. Ich möchte todt oder ein solch gesunder Kerl sein, der keine Arzneimittel braucht.

Elend, Dein Name ist H. Heine.

Liebes Herz!

Bin sehr elend; habe 24 Stunden hindurch entsetzlich gehustet; der Kopf ist mir wie gerädert, wird es wahrscheinlich auch noch morgen sein. — Daher bitte ich die Theuerste, ihren für Donnerstag festgesetzten Besuch auf Freitag zu verlegen. Mein Serinski (H. v. Zichlinsky, der Sekretär) läßt mir sagen, daß er krank ist und die ganze Woche hindurch nicht kommen kann. Welch ärgerlicher Querstrich, welch eine fatale Situation! Ich werde den lieben Gott, der so grausam an mir handelt, bei dem Thierschutzverein verklagen. Ich rechne darauf, Dich Freitag zu sehen; unterdessen küsse ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche.

Dein unvernünftiger

H. Heine.

14.

Es steht schlimm um den Kranken, der sich nur noch aufrecht erhält durch die Energie seines Willens und das fieberhafte Verlangen, die Abfassung seiner Memoiren zu vollenden, die gleichzeitig eine Rechtfertigung seines Handelns und eine Ergänzung seiner Werke in sich schließen sollen. Man weiß, daß ernste Bedenken sich der Veröffentlichung dieses merkwürdigen Dokumentes widersetzt haben, und es ist schwer zu entscheiden, ob dies zu bedauern wäre. Ein Buch soll nicht beleidigen, sondern belehren, und überdies verlieren nach Verlauf einer gewissen Zeit

persönliche Angriffe und der damit aufgewirbelte Staub an Interesse. Der größere Teil des Publikums interessiert sich nicht für Personen, die von der Bildfläche verschwunden sind, findet somit an dem ganzen Streite nur eine kleinliche Seite heraus und fragt mit gutem Grunde, was denn eine Verteidigungsrede soll, wo doch Niemand mehr an eine Anklage denkt. Die Verwandten und Freunde des Dichters aber bedauern die Nutzlosigkeit einer Arbeit, die vielleicht mit dazu beigetragen hat, ein kostbares Leben zu verkürzen. Unzählige Male habe ich Heine getroffen, wie er große, weiße Papierblätter vor sich liegen hatte, und diese mit jenen markigen Schriftzügen bedeckte, deren Form allein schon die Kühnheit und Klarheit seiner Gedanken verriet. Mit fieberhafter Geschwindigkeit flog die Bleifeder dahin und wurde zwischen den abgemagerten Fingern des Kranken gleichsam zu einer tötlichen Waffe, mit welcher einem scheinbar fleckenlosen Rufe zu Leibe gegangen werden sollte. Eines Tages verstummte plötzlich das Geräusch der Feder, und es ertönte ein Lachen, aus dem gesättigte Rache sprach. Ich

sah Heine an. „Ich halte sie," rief er, „weder tot noch lebendig können sie mir jetzt entschlüpfen. Wer es gewagt hat, sich an mir zu vergreifen, kann sich freuen, wenn er diese Zeilen liest! Heine stirbt nicht wie der erste Beste, und die Krallen des Tigers werden auch noch nach dem Tode des Tigers zerfleischen."

15.

Doch nicht diese Krallen haben den Dichter überlebt, nicht sein Haß, auch nicht die Erinnerung an seine Irrtümer oder Fehler; wohl aber ist die unvergleichliche Schönheit seiner Sprache, die unwiderstehliche Anmut der Bilder, die er heraufzauberte, unvergessen.

Fassen wir die einzelnen Züge zu einem Gesamtbilde zusammen, so blicken wir in ein Dichterleben voll seltsamer Widersprüche in äußerer und innerer Gestaltung. Der Geist, der von einem ätherischen Hauche durchdrungen, der tiefsten, seelenvollsten Empfindung fähig,

in deutschem Wesen wurzelt, geht doch auch wieder im pariser Elemente auf und zeigt sich als der größte Spötter, voll boshaft derber Sinnlichkeit; der Stil, der bisweilen einfach wie der einer alten Volksballade ist, scheint mitunter wiederum wie für den verwöhntesten Gaumen des anspruchsvollsten modernen Lesers berechnet zu sein; der heidnische Genius, der griechische Gottheiten von so vollendeter Schönheit meißelt, daß man die herrlichsten Marmorstatuen vor sich zu sehen glaubt, stößt auf eine Phantasie, welche Schmerzensjungfrauen schafft, wie sie in den düstern Rahmen alter christlicher Klöster hineingehören, und der Sinn, den es unablässig nach dem schönen Griechenland und dem freude- und glückstrahlenden Leben eines Plato und Phidias zieht, kehrt immer von neuem zu den strengen, frommen Gestalten zurück, wie sie Albrecht Dürer und Wilhelm von Köln auf ihren Kupferplatten verewigt haben. Nach den verschiedensten Kulturen werden Streifzüge unternommen, nach Spanien, Persien, Italien, besonders aber nach Indien mit seinen heiligen Flüssen und blühenden Lotosblumen, denn

hier allein, unter der glühende Sonne, neben dem üppig wuchernden Leben, scheint des Dichters allgewaltige Phantasie Nahrung finden zu können.

Steigt man nun aus dieser Region des Geistes in die des wirklichen Lebens hinab, so stößt man auf nicht mindere Gegensätze. Der Jude wird von einer freisinnigen Mutter erzogen und besucht, in einem protestantischen Lande geboren, eine Jesuitenschule.

Stolz, thatkräftig, nach Unabhängigkeit dürstend, setzt seine jüdische Abstammung ihn der Verachtung aus, während seine Armut ihn in Fesseln schlägt und ihm nur schmale Bissen zuwirft.

Der Lobredner Napoleons betet die Freiheit an; er, der im Herzen ein Deutscher ist, stirbt fern von seinem Vaterlande, und von den wildesten Stürmen heftigster Leidenschaft durchtobt, sieht sich der Gelähmte zehn Jahre an sein Bett gefesselt und muß mit der Hand die Wimper aufheben, um das Auge öffnen zu können.

Sein Leben ist nur ein Zusammenströmen heterogenster Elemente, wie das Göthes

sich in vollendet harmonischem Gleichgewichte bewegt, und sein Werk gleicht einem Fläschchen orientalischer Wohlgerüche, die für unsere Nerven zu stark und auserlesen sind.

16.

Im Laufe unserer Unterhaltung pflegte Heine sich gern seiner Kindheit zu erinnern, und nie hörte ich ihn anders als mit dankbarer Liebe von den Seinigen sprechen, für die er, der so viel verleumdete Mann, ein seltenes Zartgefühl und eine grenzenlose Achtung an den Tag legte. Krank, halb blind, an der Schwelle des Todes stehend, war er darauf bedacht, seine Mutter nicht mit in sein Elend hineinzuziehen, und ihr Name stand ihm zu hoch, als daß er ihn oft über seine Lippen hätte kommen lassen. Sie hatte ihm seine erste geistige Nahrung gegeben, und

aus ihrem Blute, ihrem Wesen hatte er Kraft und Originalität geschöpft.

Frau Betty Heine, geb. v. Geldern, war die Tochter eines sehr angesehenen jüdischen Arztes und hatte, wie manche Familien des XVIII. Jahrhunderts es mit ihren jungen Mädchen zu machen pflegten, eine streng wissenschaftliche Erziehung erhalten. Man konnte sie einen weiblichen Logiker nennen; auf die Genauigkeit des Ausdruckes legte sie einen sehr hohen Wert, und eine hochtrabende Redeweise schien ihr das sicherste Mittel zu sein, sich lächerlich und abstoßend zu machen; in die Sentimentalität ihrer Zeit war sie nie verfallen. Ihre Hinneigung zu Frankreich, das sich ihr durch Voltaire und Rousseau erschlossen hatte, war eine natürliche Folge ihrer geistigen Veranlagung und der bestehenden Verhältnisse. Was für ein Band sollte sie denn eigentlich an die preußische Regierung fesseln, welche das Judentum unterdrückt hatte? Ihr Volk aber und ihre Religion waren ihr Vaterland und fanden unter französischer Gleichheit einen besseren Schutz als unter deutschem Pedantentum. Als Napoleon I. Frankreich bis

an die Ufer des Rheines ausgedehnt hatte, und die Häuser zu Herbergen wurden, öffnete auch Frau Heine das ihrige den schönen, heiteren Soldatengestalten, die Land und Herz gleichzeitig erobern wollten, und empfing sie mit liebenswürdiger Gastfreundschaft. Als einzige Gegenleistung erbat sie sich von ihnen die Gunst, mit ihren Kindern französisch sprechen zu wollen, und man frage, ob die Herren sich bitten ließen. Ein ausgewanderter Abbé und ein fröhlicher Tambour, welcher in den ersten Kriegen unter dem Direktorium mitgekämpft hatte, unterrichteten den künftigen Dichter im Französischen und machten, nach den Fortschritten des Schülers zu urteilen, ihre Sache vortrefflich. Heine lernte nicht allein die fremde Sprache, sondern es ging auch das vollste Verständnis für ihren Geist in ihm auf, und er begriff, worauf sich nur wenige Deutsche verstehen, welch ein Unterschied zwischen dem plumpen und dem gefälligen Stile ist, wie das Langweilige langweilig, wie das Angenehme angenehm ist. Seine französischen Lehrer unterrichteten ihn auch in der Geschichte, erzielten aber hierbei fast gar keinen

Erfolg, besonders nicht bei der römischen Geschichte, die er beständig mit der französischen verwechselte, wobei jedoch die Sprache in Betracht zu ziehen ist, in der er seine Aufgaben hersagen mußte. Diese vernachlässigte er manches Mal, wie er selbst behauptete, und spazierte dafür mit großem Behagen auf dem Olymp herum, wo er besonders der Frau Venus und ihren Abenteuern eine äußerst sorgsame Beachtung widmete. „Ihren Katechismus," sagte er, „kannte ich jedem Schüler des alten Rom zum Trotze." Dann warf er gelegentlich auch wohl einen bittenden, vielleicht spöttisch bittenden Blick auf ein Bild in den Bogengängen des alten Jesuitenklosters, auf dem Christus in den Händen seiner Peiniger dargestellt war, und welches faule Schüler mit einem ähnlichen Schicksale zu bedrohen schien.

17.

Dergleichen niedliche Geschichtchen wurden leider immer seltener und seltener; selbst in meiner Gegenwart verfiel der Dichter jenem düsteren Träumen, welches die Seele nach unbekannten, finstern Räumen zu entführen scheint. Erwachte er dann aus einem solchen Halbschlummer, so stieß er einen schweren, trostlosen Seufzer aus, oder es war auch, als ob er sich gewaltsam emporraffen wollte, und er lachte auf im Hinblicke auf irgend welche zotenhaften Geschichten oder schlüpferigen Stellen aus dem alten Testamente, die er sich selbst zu erzählen schien. Unerwartet entfuhren seinen Lippen

dann auch wieder süße, zärtliche Worte voll schwunghafter Begeisterung, durch die der Dichter mich versöhnte, wie vorhin der raffinierte, skeptische Weltmann mich zurückgestoßen hatte. Als er eines Tages bemerkte, wie ich erschreckt war, ergriff er meinen Arm und drückte ihn krampfhaft. „Verzeih,“ sagte er, „aber es ist bald vorbei. Mit großen Schritten kommt der Tod näher und näher, und wenn ich ihn so dicht neben mir fühle, wie eben jetzt, so muß ich mich an das Leben klammern, und wäre es auch nur an einen verfaulten Balken.“

Er sprach mit leiser, hohler Stimme wie ein Toter, und seine fahlen Lippen erinnerten mich an einen dieser Vampire, die, nach der düsteren ungarischen Sage, um Mitternacht ihrem Grabe entsteigen, um aus dem Blute der Lebenden neue Kraft zu saugen.

18.

Einst hatte ich die Bekenntnisse des heiligen Augustin gelesen und kam nun in begeisterter Stimmung zum Dichter. Als dessen spöttische Miene mich verwirrte, fragte ich ihn, ob er dieses Buch nicht interessant finde. „Gewiß, reizend, bis zu dem Augenblicke, wo er sich bekehrt," rief er mit dieser klaren, vibrierenden Stimme, die ich nie vergessen werde, und deren Klang allein schon eine Spötterei in sich schloß.

Doch spottete er nicht immer; in gewissen Augenblicken versuchte er es, den dichten Schleier zu lüften, der die Zukunft verhüllte.

Ungläubig ist besonders der glückliche und gesunde Mensch.

Zu der Zeit, wo seine Leiden sich verschärften, erfaßte ihn oft eine Art von Begeisterung, er streckte die Arme empor und rief um Erbarmen. So kam es besonders in diesen entsetzlichen schlaflosen Nächten über ihn, wo das Trugbild entschwundenen Genusses mit der Erinnerung an erduldetes Unrecht und empfangene Beleidigungen sich mischte, wo der Fieberwahn ihm abwechselnd süße Bilder und drohende Gestalten zeigte und ihm bald einen Aufschrei, bald einen Seufzer entwand.

Oft sah er sich, wie ich schon vorhin sagte, als Kind im elterlichen Hause, begann dann mit neuen Kräften ein neues Leben, und liebe Gestalten lächelten ihm freundlich zu. Als er einst aus einem ziemlich langen Halbschlummer auffuhr, erzählte er mir, daß er von seinem Vater geträumt habe: „Er wurde frisiert und eine Wolke von Puder legte sich um ihn. In meiner Freude, ihn zu sehen, wollte ich auf ihn zustürzen. Aber seltsam, je mehr ich mich ihm näherte, je mehr ver-

wischte sich alles und nahm eine andere Gestalt an. Als ich nun die Hand meines Vaters küssen wollte, packte mich ein Todesschauer; die Finger waren trockene Reiser und mein Vater selbst ein blätterloser, mit Reif bedeckter Baum —“

Sogar in seinen Träumen blieb Heine ein Dichter; die Gabe der Poesie saß so tief in seinem Blute, daß auch die Gebilde seiner Fieberphantasien zu einem Gemälde der Dichtkunst wurden.

Eines Tages hatte er einen noch seltsameren Traum, welcher ihm den Stoff zu seinem letzten Gedichte: „Die Passionsblume“ geben sollte.

Er war tot, lag starr und unbeweglich in einem prachtvollen Mausoleum, das der Meißel in vollendet schöner Form aus dem kostbarsten Marmor gebildet hatte, und dessen wundervolle Reliefbilder abwechselnd großartige und groteske Scenen, Heilige und lächerliche Personen darstellten. Es war ein Denkmal, das die anderen an Pracht und Größe weit überragte. Am Fuße des Sarkophages erwuchs aus dem Boden eine Blume von dunkler

Farbe, mit einer einzigen Blüte zwischen den lanzenförmig geschnittenen Blättern, in deren blassem Kelche man deutlich alle Marterwerkzeuge aus der Passionszeit erkannte. Plötzlich belebt sich die Blume und nimmt menschliche Züge an. Ein süßes, trauriges Antlitz beugt sich liebevoll über den toten Mann, und dieser erkennt sogleich die wohlbekannten Züge. Was zaubert das Traumbild ihm hin? Es ist das ferne Vaterland, aber nicht mehr in finsterem Zorne entflammt, nein, sanft und milde lächelt es dem Dichter, dem Menschen zu, durch dessen Leben sich die Liebe zu ihm in wechselnden Gestalten zieht, — auf Veronika folgen die rosige Bergmannstochter in der Einsamkeit des Harzes und die sagenhafte Lorelei am Ufer des Rheins, die von der Höhe stolz auf den Untergang der Opfer hinabblickt, die ihre Zauberweisen angelockt haben. Heute zeigte sich ihm ein Blumenantlitz, eine traurige, eine Schmerzensblume allerdings, aber doch immer noch eine Blume, trotz ihrer Trauer- und Todeszeichen, und er vermochte ihr nicht zu widerstehen.

19.

Als ich an einem Morgen, mitten im Dezember, zum Kranken kam, tönten mir aus dem Zimmer desselben lebhafte Stimmen entgegen. Ich trat ein. Frau Heine war nicht da, aber auf dem Platze neben dem Bette, welchen ich gewöhnlich einnahm, saß eine blonde Dame, eine anmutige, elegante Erscheinung, die mir freundlich die Hand reichte und hier wie zu Hause zu sein schien. Gleichzeitig verbeugte ein noch junger Mann mit angenehmen Zügen sich grüßend vor mir.

Heines ganze Vorstellung bestand darin,

daß er mir einen Kuß auf die Stirne drückte und sagte: „Dies ist meine Mouche."

Ich stand der Frau Charlotte von Embden gegenüber, der geliebten Schwester des Dichters, und einem seiner Brüder, dem Herrn Gustav Heine, der damals Redakteur des „Wiener Tageblattes" war. Beide hielten sich für verpflichtet, Worte des Dankes an mich zu richten, die mich natürlich nicht wenig verlegen machten. Augenscheinlich hatte mein armer Freund mich in ebenso lebhaften, wie warmen Farben geschildert, und ich atmete förmlich erleichtert auf, als Frau von Embden mich unter einem Vorwande in das anstoßende Zimmer führte. Hier, Auge im Auge, sprachen wir lange von dem, der uns Beiden teuer war, wobei nichts berührt wurde, was irgend einen Mißklang hätte erzeugen können. Bisweilen feuchtete derselbe Gedanke unsere Wimpern, aber wir schwiegen; auch ohne es auszusprechen, wußten wir, daß das Ende nahe war.

20.

Ahnte Heine dieses nahe Ende? fühlte er, als seine Hand in der seiner Geschwister lag, daß es ein Lebewohl für immer war? Wie dem auch sei, er blieb in nervöser Unruhe, wie im Vorgefühle neuer Sorgen zurück. Doch trotz dieser Sorgen und Ahnungen, die um so drückender sein mußten, da sie auf einem Sterbenden lasteten, verließ ihn seine Liebenswürdigkeit nicht. Ich spreche hier nicht von dieser wunderbaren Lebenskraft und Lebensfähigkeit, wovon er mitten in den unerträglichsten Leiden nichts einbüßte, sondern nur von diesem Sichselbst-Vergessen um Anderer willen.

Neujahr und alle diese Erinnerungstage, welche Kranke sonst wohl achtlos an sich vorübergehen lassen, erweckten in ihm nur den Wunsch, Andere durch liebenswürdige Aufmerksamkeiten zu erfreuen. Mehr als 26 Jahre sind seit seinem Tode dahingegangen; immer aber richten meine Blicke sich mit gleicher Rührung auf das Kästchen in rosaseidener Umhüllung, das er mir, mit Süßigkeiten angefüllt, und von einem seiner liebenswürdigsten Briefe begleitet, am 1. Januar 1856, sechs Wochen vor seinem Tode, schickte.

Liebes Kind!

Ich sende Dir meine Glückwünsche zum neuen Jahr und gleichzeitig ein Kästchen mit Chocolade, diese wenigstens ist von gutem Geschmacke. Ich weiß wohl, daß Du nicht viel Freude daran hast, wenn ich mich Dir gegenüber einer Konvenienzpflicht entledige; aber besonders um unserer Umgebung willen, um den Gedanken an einen Mangel gegenseitiger Achtung nicht aufkommen zu lassen, dürfen solche kleine Aufmerksamkeiten nicht vernachlässigt werden, die zur Gewohnheit geworden

sind. Ich für meine Person liebe Dich so sehr, daß ich es gar nicht nöthig hätte, Dir einen Beweis meiner Achtung zu geben. Du bist meine süße Mouche, und meine Leiden erscheinen mir minder fühlbar, wenn ich an Deine Anmuth und Deine geistigen Vorzüge denke. Dir solche Worte, „gemünzte Luft" zu schicken, das ist leider alles, was ich für Dich thun kann. Meine besten Wünsche zum neuen Jahre — spreche ich nicht aus: — Worte, Worte!

Morgen werde ich meine Mouche vielleicht sehen können. Jedenfalls aber wird sie übermorgen (Donnerstag) besuchen ihren

Nebukadnezar II,
früher Atheist Sr. preuß. Majestät,
jetzt Lotosblumen-Anbeter.

21.

In seinen Gedichten, Novellen, malerisch schönen Fragmenten ist es die Geschichte seines eigenen Ichs, die uns Heine unwillkürlich erzählt, die Geschichte eines Geistes, den die Berührung mit menschlicher Gemeinheit frühzeitig knickte. In seinen Werken steht der ganze Mann vor uns, und bis zum letzten Augenblicke blieb ihm dieselbe fessellose Phantasie, derselbe kühne Schwung des Gedankens und der Sprache, dieselbe Elasticität des Geistes, derselbe Abscheu vor leerer Sentimentalität, dieselbe gelungene Mischung von tiefer Zärtlichkeit und kaltem Spotte, wodurch

ihm der Stempel der Unmoralität aufgedrückt wurde, zunächst von seinen Landsleuten, und dann von Allen, denen Erziehung und Charakter es unmöglich machen, das Feuer und die Widersprüche einer Künstlernatur zu begreifen.

Dem Beispiele großer Maler folgend, nimmt Heine sich gerne selbst zum Gegenstande des Studiums, und für zahlreiche Skizzen schneidet er sich ein phantastisches Kostüm zurecht, wie es dem Farbentone seiner derzeitigen Stimmung am besten entspricht. Leider schreitet er nur fragmentarisch weiter und mischt die verschiedenen Zeitabschnitte durcheinander, so daß man das Kind nur flüchtig im vollendeten Manne, wie im Halbdunkel, mitten unter schwankenden Erscheinungen erblickt. In wunderliche Träumereien versunken, in denen schon die Spottlust die Rührung überwuchert, zwischen rosigem Gewölk, wo blonde Engelsköpfe neben den Gesichtern böser Dämonen erscheinen, und beweglichen Landschaftsbildern, wo bald ein Klostergarten neben den blauen Fluten eines griechischen Flusses, bald die Pflanzenwelt

Indiens neben gotischen Trümmern sich erhebt, sehen wir einen gedankenvollen oder zerstreuten Schüler, einen schwärmerischen oder cynischen Studenten, dessen Original im „Tambour Legrand," in den „Memoiren Schnabelewopskis," den „Florentinischen Nächten" und einigen der packendsten „Reisebilder" erscheint. Der künftige Heine faltet schon spöttisch die Lippe, hat frühzeitige Furchen auf seiner Stirne und ein Durcheinander von seltsamen Gestaltungen in seinem Innern. Mit Vorliebe bringt er schöne Gestalten in widernatürlichen Gruppen: hier eine Sphinx, von einem blutenden, ohnmächtigen Jünglinge umschlungen, dort einen Mann, der einen Leichnam in seine Arme drückt. Aber gleichviel ob schön oder schreckhaft, diese Gestalten packen und fesseln den Blick, und hinter ihnen gewahrt man eine noch seltsamere Erscheinung, die des Dichters: ein bleiches Antlitz mit feurigem Auge, kaltem Lächeln, gestempelt durch Schaffensdrang, Forschungstrieb und eine unendliche Gedankenfülle. Hier wohnt ein Geist, dem Originalität und ein auflehnendes Element gleich angeboren sind, welcher

von Anfang an der öffentlichen Meinung nicht achtete und an dem Joche des Gesetzes rüttelte, immerhin jedoch zu vornehm ist, um in die philosophischen Sophistereien, die zur Zeit Schillers einen jungen Menschen aus guter Familie zum Anführer einer Räuberbande machten, oder in die positivistischen Spitzfindigkeiten und Hohlheiten neueren Datums zu verfallen. Dagegen zeitigt sich schon frühe in ihm ein allgewaltiges Maß bitterer Verachtung und idealer Begehrlichkeit, ein instinktmäßiger Widerwille gegen jedes Bild voll derber Kraftfülle und ein unwillkürliches Aufsuchen fieberhaft erregter Empfindungen. Doch dem Künstler bleibt dabei immer seine Kaltblütigkeit, nur Anderen jagt er einen Schauer durch die Glieder. „Gnädige Frau," sagte er im Hinblicke auf eine seiner lebhaftesten Jugenderinnerungen, „Sie ahnen gar nicht, wie hübsch Veronika in ihrem kleinen Sarge aussah. Rings herum standen brennende Kerzen und warfen ihren hellen Schein auf ein blasses, lächelndes Gesichtchen und auf rotseidene Bandschleifen und Flittergold, womit man die kleine Leiche geschmückt hatte. Die

Amme, die fromme Ursula, führte mich am Abende in dieses stille Zimmer, und als ich den kleinen Sarg im hellen Kerzenschimmer sah, glaubte ich zuerst ein schönes Wachsbild zu erblicken; bald aber erkannte ich die geliebten Züge und fragte lachend, warum denn die kleine Veronika so unbeweglich daliege. Und Ursula antwortete mir: „Das ist der Tod."

Seltsam! Das blühende Leben der Natur stößt ihn wie ein widerwärtiges, abgenutztes Bild zurück. „Ihr Gesicht," sagte er von einem jungen Mädchen, „hatte diese Frische, dieses Roseninkarnat, wodurch ich, der ich die Farbe des Marmors und des Todes vorziehe, peinigend berührt werde." Was ihn an seine geliebten sterbenden oder toten Gestalten fesselt, ist die starre Unbeweglichkeit des, der Zeit und dem wirklichen Leben entrückten Wesens. Johanna, die so eifrig zur Madonna betet, und der am Abend die Lorelei, die schöne Rheinfee, erscheint, Sophie, das bleiche Mädchen, welches dem Novalis liebend sich zuneigt und stirbt, weil es zu viel von ihm liest, die rätselhafte Heldin aus den „Florentinischen

Nächten," diese tote Maria, deren Schatten sich immer wieder zeigt, — sie gleichen sich sämtlich. Die Frauen, die Heine schafft, sind für ein langes Leben viel zu ätherisch, und ein starker, kraftvoller Lebensstrom hat ihre Adern nie durchflossen. „Wirklich geliebt," sagte der Dichter einmal zu mir, „habe ich nur Tote oder Statuen."

Immer beugt er sich nur vor der unerklärlichen Majestät des Todes, den erhabenen Gebilden aus Marmor, vor fremdartigen, unheilvollen Gestalten seiner eigenen Phantasie oder der Geschichte, vor jenen seltsamen Wesen, in denen Hoheit und Gemeinheit sich vereint, der Engel mit dem Vampir sich paart.

22.

Der Februar kündete sich schlecht an. Das Wetter war kalt, trübe, regnerisch, und der Katarrh, der mich ans Zimmer fesselte, führte eine momentane Unterbrechung meiner Besuche herbei.

Heine fand großes Gefallen an den niedlichen Märchen, die H. Laboulaye damals den Lesern des „Journal des Débats“ als Neujahrsgeschenk darbot, und hatte mich um Beschaffung der folgenden Nummer gebeten. Durch ein Versehen zögerte es sich mehrere Tage hin, bis dieselbe in meine Hände gelangte, und so kam ich erst nach Verlauf einer Woche

zu meinem Freunde zurück. Ich ahnte nicht, daß ich ihn zum letzten Male unter den Lebenden sehen sollte. Beim Eintritte fiel mir die fahle Blässe seiner Lippen auf, und ich fand ihn trübe, schwermütig, unter dem Einflusse jener Stimmung, wie sie ein trauriger Wintertag erzeugt. — „Endlich bist Du da!“ rief er mir entgegen.

Oft hatte er mich mit diesen Worten empfangen; heute aber sprach er sie in einem weniger liebevollen, fast strengen Tone aus. Also auch er verkannte mich! Die Ungerechtigkeit des Vorwurfes schnitt mir tief ins Herz, und mit einem so kranken Manne konnte ich doch nicht davon sprechen, daß ich mich gewaltsam aus meinem Bette hatte aufraffen müssen, um hierher zu kommen. Diese Unmöglichkeit marterte mich, und ich brach in Thränen aus. Plötzlich, wie wenn er meinen Schmerz gefühlt hätte, obgleich er mein Gesicht nicht sehen konnte, rief er mich zu sich heran, und ich mußte mich auf den Rand seines Bettes setzen. Die Thränen, die über meine blassen Wangen rollten, schienen ihn tief zu erschüttern.

„Nimm Deinen Hut ab, damit ich Dich besser sehen kann,“ sagte er.

Und mit einer liebkosenden Geberde zog er an meinem Hutbande. Von einer schnellen, hastigen Bewegung getrieben, stieß ich meinen Hut zurück und glitt an seinem Bette nieder. Erregte mich die bittere Erinnerung an erduldete Leiden oder das noch schlimmere Vorgefühl kommenden Unheils? Genug, mein Schluchzen suchte ich vergebens zurückzudrängen; ich war nicht mehr Herr meiner selbst und glaubte dem Sturme erliegen zu müssen, der in meinem Innern tobte. Kein Wort wurde gewechselt, aber die Hand des Freundes, welche auf meinem Haupte lag, schien mich zu segnen.

Dies war unser letztes Beisammensein.

23.

Ich hatte bereits die Schwelle des Zimmers überschritten und stand schon an der Treppe, als der Klang der geliebten Stimme noch ein Mal, deutlich zwar, aber doch wie angstvoll zitternd, mein Ohr berührte. „Auf morgen, hörst Du? säume nicht.“

Und doch säumte ich.

24.

Das Vierteljahrhundert, welches seitdem dahingezogen ist, hat meine Erinnerungen etwas verwischt, und so weiß ich nicht mehr ganz genau, warum ich an jenem folgenden Tage nicht zu meinem Freunde ging. Hatte ich das Fieber? war ich kränker? Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich. Wenn man jung und von zarter Gesundheit ist, gehen solche Erschütterungen nicht spurlos vorüber. Dessen aber bin ich gewiß, ein energisches Aufraffen, ein gewaltsames Zusammennehmen hätte mir diesen Besuch ermöglicht und mir damit den ewigen Vorwurf erspart, eine heilige

Pflicht vernachlässigt zu haben. Meine Entschuldigung dem Dichter gegenüber und meine Rechtfertigung vor mir selbst besteht darin, daß der Aufruhr, der mein Inneres durchwühlte, meine Kräfte buchstäblich lähmte. Aus dem Schlafe auffahrend, hatte ich das seltsame Gefühl, als ob ich mich verdoppele, ein Gefühl, wie es Heine so schön in dem Gedichte an mich erklärt: „Dich fesselt mein Gedankenbann." — Als ich dann wieder einschlief, bemühte ich mich in namenloser Angst, dem Tode zu entfliehen, der mich verfolgte und mein junges Leben in jenen Schlund stürzen wollte, der sich klaffend vor denen öffnet, welche morgen nur noch Staub und Asche sind.

25.

An jenem 17. Februar, einem Sonntage, hatte ich beim Erwachen eine seltsame Vision. Gegen 8 Uhr morgens vernahm ich in meinem Zimmer ein eigentümliches Geräusch, eine Art von Hüpfen und Flattern, wie man es wohl an Sommerabenden zu hören bekommt, wenn Schmetterlinge zum offenen Fenster hineinfliegen und nun gewaltsam einen Ausweg suchen. Ich öffnete die Augen, schloß sie aber bald wieder; in den Strahlen der Morgensonne hatte ich eine schwarze Gestalt erblickt, die einem riesengroßen Insekte glich und sich bemühte, ins Freie zu gelangen.

Ich enthalte mich jeden Kommentars über diese Vision, die übrigens die einzige meines

Lebens gewesen ist, und erwähne derselben nur um ihrer Eigentümlichkeit willen. Die Erinnerung an sie lebt am Todestage Heines immer wieder von neuem in mir auf.

Obgleich es kalt war, und ich mich noch nicht völlig wiederhergestellt fühlte, klopfte ich doch um 10 Uhr morgens bei meinem geliebten Dichter an. Als ich hörte, daß er nicht mehr sei, stand ich einen Augenblick starr, betäubt, wie völlig des Verständnisses beraubt; dann verlangte ich, ihn zu sehen.

Man führte mich in das stille Zimmer, wo der Leichnam, einer Statue auf einem Grabe gleich, in der majestätischen Ruhe des Todes dalag. Keine Spur menschlicher Leiden und Leidenschaften war auf dieser kalten Hülle zurückgeblieben, die in ihrer wunderbaren Schönheit an die göttliche Gestalt der Wallfahrt von Kevelaar gemahnte. Zur Morgenstunde war der Tod, der große Tröster, erlösend an das Bett des Dichters getreten; aber er zeigte sich auch gerecht gegen den, der ihn geliebt und besungen hatte, und schuf ein bleiches Marmorantlitz, dessen regelmäßige Züge an die reinsten Meisterwerke griechischer Kunst erinnerten.

26.

Als ich diese edle Gestalt erblickte, die in ewigem Schlafe dalag, stand ich wie gebannt vor etwas Unfaßbarem, Unbegreiflichem, und Erstarrung hielt die Thränen zurück, die sich hervordrängen wollten. Doch als ich nun die kalte Hand erfaßte, welche meine Lippen nicht mehr zu erwärmen vermochten, da erwachte die furchtbare Wahrheit in mir, und ich begriff es, daß er tot war. Jetzt fesselte mich nichts mehr an diesen Raum, und wie von einem unwillkürlichen Impulse getrieben, verließ ich das Zimmer. Dumpfe Betäubung verwirrte meine Sinne, und während

der folgenden Tage hatte ich nur ein klares Gefühl, das einer vollkommenen Öde, die erst mit meinem Leben enden sollte; es war etwas wie die Verzweiflung eines Schiffbrüchigen über mich gekommen, der dem Sturme nur entgeht, um in der Wüste seinen Untergang zu finden.

Jetzt war es also vorbei, für immer vorbei. Nun sollte ich keine süßen, zärtlichen Worte, kein Aufjauchzen mehr hören, oder, was mir noch tiefer ins Herz drang, kein heftiges, zorniges Auffahren, keine Vorwürfe, keine Scheltworte, wenn ich mich verspätet hatte oder meinen Besuch abkürzen mußte. Nun sollte ich es auch nie mehr sehen, wie ein Strahl der Freude bei meinem Eintritt die bleiche Gestalt durchzuckte, die ans Lager gefesselt war und sehnsüchtig und angstvoll mein Kommen erwartet hatte. „Du weißt nicht, Du weißt nicht, was das Wort ‚warten‘ für den an seinen Felsen geschmiedeten Prometheus bedeutet,“ entrang es sich ihm dann wohl wie ein Aufschrei marternder, qualvoller Angst. Wo konnte ich je eine solche Liebe finden? Und das Schweigen des Todes antwortete

mir auf diese Frage. O! hätte ich doch von neuem diese Stürme heraufbeschwören können, die noch soeben mein Inneres durchtobten und mein ganzes Sein in allen Fugen zu erschüttern drohten! An alles hatte ich gedacht, nur nicht an dieses plötzliche Schweigen, an alles, nur nicht an diese lautlose Öde, und schon der bloße Gedanke hieran wog schwerer auf meinen Schultern, als das Blei seines Sarges jemals auf denen des Toten lasten konnte. Ich hatte vor ihm zu sterben gewünscht, und jetzt rächte er sich im Grabe dafür.

Mit Genehmigung der Herren Hoffmann & Campe in Hamburg — der Verleger von Heines Werken — folgt nachstehend das letzte Gedicht desselben.

I.

Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reste alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaissance.

Nur hie und da, mit dorisch ernstem Knauf,
Hebt aus dem Schutt sich einzeln eine Säule,
Und schaut ins hohe Firmament hinauf,
Als ob sie spotte seiner Donnerkeile.

Gebrochen auf dem Boden liegen rings
Portale, Giebeldächer und Skulpturen,
Wo Mensch und Thier vermischt, Centaur und
Sphinx,
Satyr, Chimäre — Fabelzeitfiguren.

Es steht ein offner Marmorsarkophag
Ganz unverstümmelt unter den Ruinen,
Und gleichfalls unversehrt im Sarge lag
Ein todter Mann mit leidend sanften Mienen.

Karyatiden mit gerecktem Hals,
Sie scheinen mühsam ihn emporzuhalten.
An beiden Seiten sieht man ebenfalls
Viel basrelief gemeißelte Gestalten.

Hier sieht man des Olympos Herrlichkeit
Mit seinen liederlichen Heidengöttern,
Adam und Eva stehn dabei, sind Beid'
Versehn mit keuschem Schurz von Feigenblättern.

Hier sieht man Troja's Untergang und Brand,
Paris und Helena, auch Hektor sah man;
Moses und Aaron gleich daneben stand,
Auch Esther, Judith, Holofern und Haman.

Desgleichen war zu sehn der Gott Amur,
Phöbus Apoll, Vulkanus und Frau Venus,
Pluto und Proserpine und Merkur,
Gott Bacchus und Priapus und Silenus.

Daneben stand der Esel Balaam's,
— Der Esel war zum Sprechen gut getroffen —
Dort sah man auch die Prüfung Abraham's
Und Loth, der mit den Töchtern sich besoffen.

Hier war zu schaun der Tanz Herodias',
Das Haupt des Täufers trägt man auf der
Schüssel,
Die Hölle sah man hier und Satanas,
Und Petrus mit dem großen Himmelsschlüssel.

Abwechselnd wieder sah man hier skulpiert
Des geilen Jovis Brunst und Frevelthaten,
Wie er als Schwan die Leda hat verführt,
Die Danae als Regen von Dukaten.

Hier war zu sehn Diana's wilde Jagd,
Ihr folgen hochgeschürzte Nymphen, Doggen,
Hier sah man Herkules in Frauentracht,
Die Spindel drehend hält sein Arm den Rocken.

Daneben ist der Sinai zu sehn,
Am Berg steht Israel mit seinen Ochsen,
Man schaut den Herrn als Kind im Tempel stehn
Und disputieren mit den Orthodoxen.

Die Gegensätze sind hier grell gepaart,
Des Griechen Lustsinn und der Gottgedanke
Judäa's! Und in Arabeskenart
Um beide schlingt der Epheu seine Ranke.

Doch, wunderbar! derweilen solcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
Wird plötzlich mir zu Sinn, ich selber sei
Der todte Mann im schönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruhestätt'
Stand eine Blume, räthselhaft gestaltet,
Die Blätter schwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt sie die Blum' der Passion
Und sagt, sie sei dem Schädelberg entsprossen,
Als man gekreuzigt hat den Gottessohn,
Und dort sein welterlösend Blut geflossen.

Blutzeugniß, heißt es, gebe diese Blum',
Und alle Marterinstrumente, welche
Dem Henker dienten bei dem Märtyrthum,
Sie trüge sie abkonterfeit im Kelche.

Ja, alle Requisiten der Passion
Sähe man hier, die ganze Folterkammer,
Zum Beispiel: Geißel, Stricke, Dornenkron',
Das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den Hammer.

Solch eine Blum' an meinem Grabe stand,
Und über meinen Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küßt sie mir die Hand,
Küßt Stirne mir und Augen, trostlos schweigend.

Doch, Zauberei des Traumes! Seltsamlich,
Die Blum' der Passion, die schwefelgelbe,
Verwandelt in ein Frauenbildniß sich,
Und das ist Sie — die Liebste, ja Dieselbe!

Du warst die Blume, Du geliebtes Kind,
An Deinen Küssen mußt' ich Dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
So feurig keine Blumenthränen brennen!

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beständig Dein Gesichte,
Du sahst mich an, beseligt und verzückt
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was Du verschwiegen dachtest im Gemüthe —
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüthe.

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag es niemals, ach!
Den Glühwurm frag, was er dem Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag, was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag, was sie duften, Nachtviol' und Rosen —
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Todter kosen!

Ich weiß es nicht, wie lange ich genoß
In meiner schlummerkühlen Marmortruhe
Den schönen Freudentraum. Ach, es zerfloß
Die Wonne meiner ungestörten Ruhe!

O Tod! mit deiner Grabesstille, du,
Nur du kannst uns die beste Wollust geben,
Den Kampf der Leidenschaft, Lust ohne Ruh',
Giebt uns für Glück das albern rohe Leben!

Doch wehe mir! es schwand die Seligkeit,
Als draußen plötzlich sich ein Lärm erhoben;
Es war ein scheltend, stampfend wüster Streit,
Ach, meine Blum' verscheuchte dieses Toben!

Ja, draußen sich erhob mit wildem Grimm
Ein Zanken, ein Gekeife, ein Gekläffe.
Ich glaubte zu erkennen manche Stimm' —
Es waren meines Grabmals Basreliefe.

Spukt in dem Stein der alte Glaubenswahn?
Und disputiren diese Marmorschemen?
Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan
Wetteifernd wild mit Mosis Anathemen!

O, dieser Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
In zwei Partein: Barbaren und Hellenen.

Das fluchte, schimpfte! gar kein Ende nahm's
Mit dieser Kontroverse, der langweil'gen,
Da war zumal der Esel Balaam's,
Der überschrie die Götter und die Heil'gen!

Mit diesem I—a, I—a, dem Gewiehr,
Dem schluchzend ekelhaften Mißlaut, brachte
Mich zur Verzweiflung schier das dumme Thier,
Ich selbst zuletzt schrie auf — und ich erwachte.

Auch die folgenden Gedichte werden mit Genehmigung der Herren Hoffmann & Campe hier wiedergegeben.

II.

Mich fesselt mein Gedankenbann,
Und was ich dachte, was ich sann,
Das mußt Du denken, mußt Du sinnen —
Du kannst nicht meinem Geist entrinnen.

Stets weht Dich an sein wilder Hauch,
Und wo Du bist, da ist er auch;
Du bist sogar im Bett nicht sicher
Vor seinem Kusse und Gekicher!

Mein Leib liegt todt im Grab, jedoch
Mein Geist, der ist lebendig noch,
Er wohnt gleich einem Hauskobolde
In Deinem Herzchen, meine Holde!

Vergönn das traute Nestchen ihm,
Du wirst nicht los das Ungethüm,
Und flöhest Du bis China, Japan —
Du wirst nicht los den armen Schnapphahn!

Denn überall, wohin Du reist,
Sitzt ja im Herzen Dir mein Geist,
Und denken mußt Du, was ich sann —
Dich fesselt mein Gedankenbann!

III.

Laß mich mit glühenden Zangen kneipen,
Laß grausam schinden mein Gesicht,
Laß mich mit Ruthen peitschen, stäupen —
Nur warten, warten laß mich nicht!

Laß mit Torturen aller Arten
Verrenken, brechen mein Gebein,
Doch laß mich nicht vergebens warten,
Denn warten ist die schlimmste Pein!

Den ganzen Nachmittag bis Sechse
Hab gestern ich umsonst geharrt —
Umsonst; Du kamst nicht, kleine Hexe,
So daß ich fast wahnsinnig ward.

Die Ungeduld hielt mich umringelt
Wie Schlangen; — jeden Augenblick
Fuhr ich empor, wenn man geklingelt,
Doch kamst Du nicht — ich sank zurück!

Du kamest nicht — ich rase, schnaube,
Und Satanas raunt mir in's Ohr:
Die Lotosblume, wie ich glaube,
Moquiert sich Deiner, alter Thor!

IV.

Worte! Worte! keine Thaten!
Niemals Fleisch, geliebte Puppe,
Immer Geist und keinen Braten,
Keine Knödel in der Suppe!

Doch vielleicht ist Dir zuträglich
Nicht die wilde Lendenkraft,
Welche galoppiret täglich
Auf dem Roß der Leidenschaft.

Ja, ich fürchte fast, es riebe,
Zartes Kind, Dich endlich auf
Jene wilde Jagd der Liebe,
Amor's Steeple-chase-Wettlauf.

Viel gesünder, glaub' ich schier,
Ist für Dich ein kranker Mann
Als Liebhaber, der gleich mir
Kaum ein Glied bewegen kann.

Deshalb unsrem Herzensbund,
Liebste, widme Deine Triebe;
Solches ist Dir sehr gesund,
Eine Art Gesundheitsliebe.

Adolf Riese, Saalfeld i. Th.